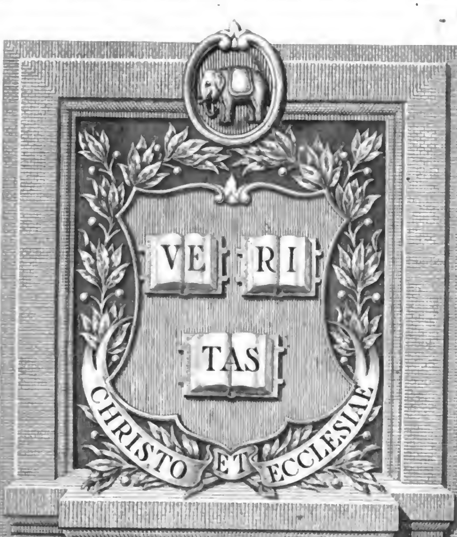
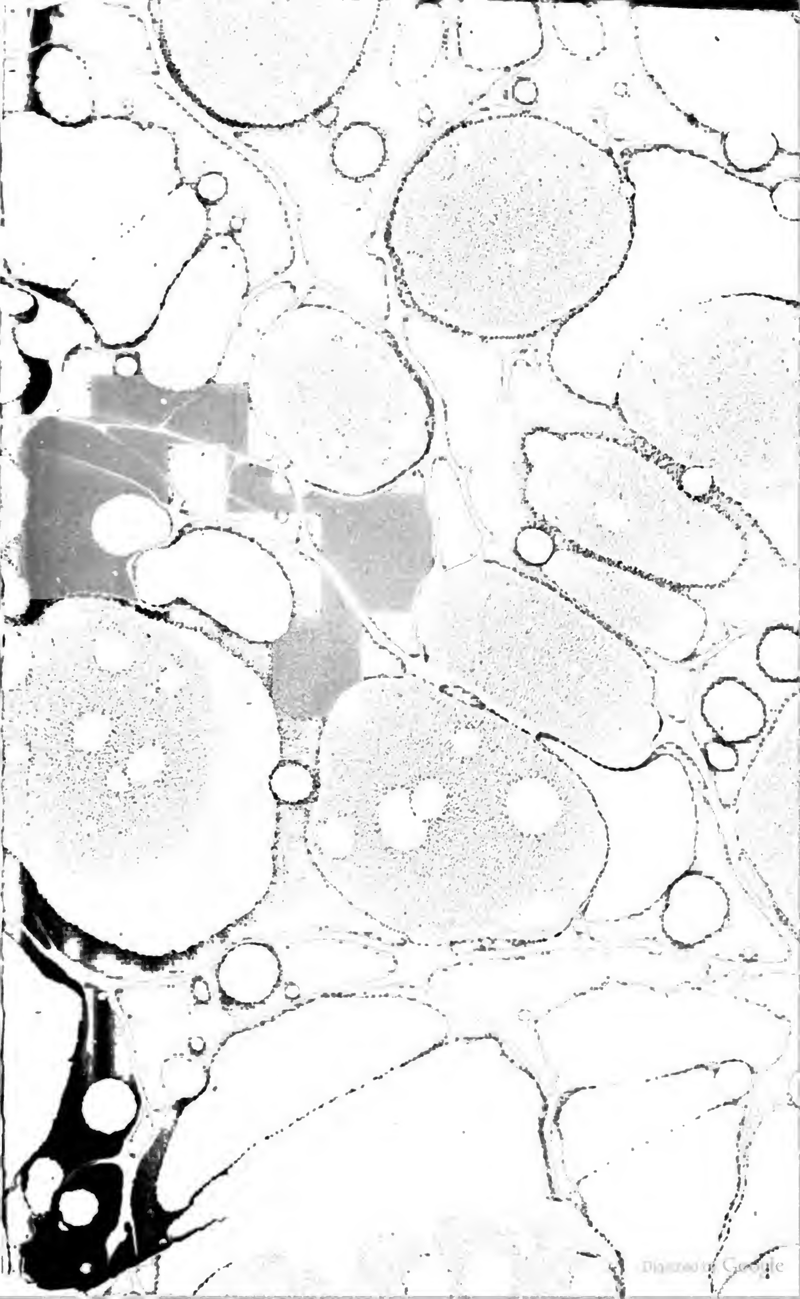

WIDENER LIBRARY
HX H3GP P


VE RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Beschreibung

des

Königreichs Siam

von

Herrn de la Loubere,
ausserordentlichen französischen Gesandten bey dem
Könige von Siam.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Kupfern und Charten.

Nürnberg, 1800.
bey Ernst Christoph Grattenauer.

Vorbericht des Verfassers.

Bey der Rückkehr von meiner Reise, welche ich als ausserordentlicher Gesandter des Königs nach Siam gemacht hatte, haben Personen, welche das Recht haben, mir zu befehlen, von mir verlangt, daß ich ihnen eine genaue Rechenschaft von allen den Sachen, welche ich in diesem Lande gesehen oder vernommen hatte, ablegen sollte. Und dieß wird der Inhalt dieses Werkes seyn. Von den Umständen der langen Schiffarth dahin ist das Publikum schon unterrichtet; ich kann sie daher mit Stillschweigen übergehen; nur muß ich sagen, daß ich am 1sten März 1687 von Brest abgieng, auf der Rhede von Siam am 27sten September des nemlichen Jahrs ankerte, am 3ten Jenner 1688 aber von da wieder abreißte, und am folgenden 27sten Julius zu Brest wieder den Fuß an das Land setzte.

Meine Absicht ist also erstlich von dem Lande Siam, seinem Umfang, Fruchtbarkeit, der Beschaffenheit seines Bodens und seinem Klima zu handeln; und zweitens werde ich die Sitten der Siamesen überhaupt, und endlich ihre besondern Sitten nach ihren verschiedenen Ständen beschreiben. Die Regierungsform und die Religion werden in diesem zweyten Theile Statt finden, und ich schmeichle mir mit der Hofnung, daß man, je weiter man im Lesen dieses Werkes kommen wird, es desto mehr der Neugierde werth finden wird, weil sich der Geschmack und der Charakter der Siamesen, welchen ich in allen Stücken zu entdecken gesucht habe, sich darinnen immer mehr und mehr entwickelt. Um mich aber nicht mit solchen Dingen aufzuhalten, welche nicht nach dem Geschmack des ganzen Publikums seyn, und die auch meine Erzählung zu sehr unterbrechen würde, so will ich am Ende mehrere Aufsätze, welche ich über dieses Land

gemacht hatte, nachschicken. Wenn, ungeachtet dieser Vorsicht, gewisse Materien doch nicht nach dem Geschmack einiger Leser seyn sollten, so bitte ich zu bedenken, daß allgemeine Ausdrücke niemals die gehörigen Begriffe geben. Um die Siamesen besser kennen zu lernen, habe ich auch Nachricht von andern Indianischen Reichen gegeben, z. B. auch von China; denn obgleich dieses meiner Absicht fremd scheinen könnte, so glaube ich doch, daß durch eine Vergleichung benachbarter Länder manches kann aufgeklärt werden. Ich hoffe auch, daß man mir die Siamesischen Namen, welche ich anführe und erkläre, verzeihen werde.

Uebrigens wissen diejenigen, welche mich kennen, daß ich ein Freund der Wahrheit bin; aber es ist das nicht genug, weil nicht jede aufrichtige Erzählung auch zugleich eine ächte ist. Man muß mit der Aufrichtigkeit auch zugleich richtige Einsichten verbinden, und sich von dem, was man andern zu erzählen versucht, auch recht unterrichtet haben. Ich habe daher aufmerksam betrachtet, gefragt, nachgeforscht, so viel mir möglich war, und, um mich dazu desto fähiger zu machen, habe ich vor meiner Ankunft in Siam sorgfältig alles gelesen, was vor mir über verschiedene Morgenländische Gegenden geschrieben worden ist, so daß diese Vorbereitung gewissermassen einen noch längern Aufenthalt daselbst ersetzte, und daß sie mich in den zwey Monaten, in welchen ich zu Siam war, dasjenige bemerken und lernen ließ, was ich vielleicht ohne Hülfe dieser Lektüre in drey Jahren nicht würde gehört und bemerkt haben.

Vorrede des Uebersetzers.

Herr Hofrath Meiners zu Göttingen sagt in seinem Grundriß der Geschichte der Menschheit: „Loubere ist für Siam, was Chardin für Persien ist, und ich brauche also weiter nichts zu seinem Lobe hinzu zu setzen." — Von Chardins Reisen durch Persien aber sagt Meiners in eben dieser Schrift: „Immer noch die Krone aller Reisebeschreibungen." —

Ist also dies für Loubere nicht Empfehlung genug? Und nicht auch der beste Schutzbrief für diese Uebersetzung? So genau und umständlich wird man nicht leicht die Meinungen und Sitten eines Landes — und zumal eines noch so wenig bekannten, wie Siam ist — beschrieben finden.

Vorrede.

Diese Beschreibung ist zwar schon alt; sie enthält aber für den Erd- und Menschenkenner Denkwürdigkeiten, welche man in den neuesten Reisebeschreibungen nicht findet. Korallenfelsen, Längen und Breiten der Inseln sind freilich für die Schiffahrer nützlich; aber der lesende Theil des Publikums verlangt andere Data.

Im Original enthält diese Beschreibung zwey Bände, die aber nicht mit einander im Zusammenhang stehen, indem der letztere Band gelehrte Abhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände enthält. Sollte die Beschreibung bey dem Publikum Beyfall finden: so könnten dieselbigen auch nachfolgen.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

Erste Abtheilung.
Von dem Lande Siam.

Zweyte Abtheilung.
Von den Sitten der Siamesen überhaupt.

Inhalt.

Dritte Abtheilung.

Die Sitten der Siamesen nach ihren verschiedenen Ständen.

Erste Abtheilung.
Von dem Lande Siam.

Erstes Kapitel.
Geographische Beschreibung.

Die Schiffahrt hat die Seeküsten des Königreichs Siam genug kennen lernen, und sie sind von vielen Schriftstellern beschrieben worden; aber von dem Innern des Landes weiß man beynahe nichts, weil die Siamesen keine Charte von ihrem Lande haben, oder sie wenigstens nicht bekannt machen. Diejenige, welche ich mittheile, ist das Werk eines Europäers, welcher auf dem Menam, dem Hauptfluß des Landes, bis an die Gränzen des Reiches hinaufgefahren ist, welcher aber doch nicht genug im Stande war, alle Lagen mit einer genauen Richtigkeit anzugeben. Ich habe es daher für nöthig gehalten, diese Charte dem Herrn Cassini, dem Direktor der Sternwarte zu Paris, zu geben, um sie nach einigen Nachrichten, die ich zu Siam erhalten hatte, zu verbessern. Ich weiß wohl, daß sie noch fehlerhaft ist; aber sie gibt doch eine bessere Kenntniß von diesem Reiche, als irgend eine, welche man bisher davon hatte.

Die Gränzen desselbigen erstrecken sich gegen Norden bis ungefähr zum 22sten Grade, und da die Rhede, welche den Meerbusen von Siam endigt, ungefähr auf der Höhe von 13½ Grad liegt, so folgt daraus, daß diese

Länge ungefähr 170 französische Meilen in gerader Linie beträgt.

Die Siameser sagen, daß die Stadt Chiamai funfzehn Tagreisen weiter gegen Norden liege, als die Gränzen ihres Reiches. Es sind beynahe 30 Jahre, sagen sie, daß ihr König diese Stadt eroberte, sie aber wieder verlies, nachdem er alle Bewohner daraus weggeführt hatte; und seit der Zeit wurde sie von dem König von Ava, dem jetzt auch Pegu unterworfen ist, wieder bevölkert. Aber die Siamesen, welche diesem Feldzuge beywohnten, kennen den berühmten See nicht, aus welchem unsere Geographen den Fluß Menam entspringen lassen; daher ich glaube, daß er noch weiter entfernt ist, als unsere Geographen glauben, oder daß gar kein solcher See vorhanden ist. Es kann seyn, daß diese Stadt, welche in der Nähe mehrerer Reiche liegt, und daher durch Kriege verwüstet worden ist, nicht an dem nemlichen Orte wieder aufgebaut worden, welches leicht zu glauben ist, da die Städte dieses Landes nur von Holz sind, und bey ihrer Zerstörung weder Gemäuer, noch einen Grund zurück lassen. Wie dem auch sey, so kann man doch zweifeln, ob der Menam aus einem See komme, da er bey seinem Eintritt in das Königreich Siam so klein ist, daß er 50 französische Meilen weit nur kleine Schiffe trägt, auf welchen sich nicht mehr als vier oder fünf Personen befinden.

Das Königreich Siam ist von hohen Gebiergen eingeschlossen. Diese zwey Gebiergketten, welche von nicht zahlreichen, wilden und armen, aber freyen und unschuldigen Völkern bewohnt werden, lassen ein grosses Thal

darzwischen, das an einigen Orten 24 bis 100 französische Meilen breit, und von der Stadt Chiamai an bis an das Meer, das ist, von Norden bis Mittag, von einem schönen Fluß durchschnitten wird, den die Siamesen Me-nam nennen, so viel, als das große Wasser. Er vergrössert sich durch die Bäche und kleine Flüsse, welche sich von den gedachten Gebürgen auf beyden Seiten in ihn ergießen, und fließt endlich in den Meerbusen von Siam durch drey Mündungen, wovon die gegen Morgen die schiffbarste ist, in das Meer.

An diesem Flusse, sieben Meilen von der See, liegt die Stadt Bankok. Hier muß ich im Vorbeygehen bemerken, daß die Siamesen sehr wenige Dörfer auf beyden Seiten des Flusses haben, welche mehr als eine kleine Tagreise von dem Flusse entfernt wären, sondern sie liegen fast alle an den schiffbaren Flüssen, um ihnen eine Seehandlung zu verschaffen. Was die Namen der meisten dieser Orte anbetrift, so sind sie durch die Ausländer verstellt worden. So heißt die Stadt Bankok auf Siamesisch Fon, ohne daß man weiß, woher sie den Namen Bankok bekommen hat; ob es gleich viele Siamesische Namen gibt, die sich mit dem Worte Ban anfangen, welches eine Stadt, oder ein Dorf bedeutet.

Die Gärten von Siam, in dem Gebiete von Bankok, nehmen einen Umfang von vier französischen Meilen ein, und erstrecken sich gegen die Stadt Siam bis an einen Ort, der Talocoan heißt, und liefern der Hauptstadt Lebensmittel, wovon die Landeseinwohner große Liebhaber sind, nemlich ein große Menge Früchte.

Die andern vornehmsten Orte, welche der Menam bespült, sind: Me-Tak, die erste Stadt des Königreiches gegen Nord-Nord-Westen, und hernach Tian-Tong, Campeng-pet, oder Campeng schlechtweg, welches einige Campingue aussprechen, Laconcevan, Thainat, Siam, Talacoan, Talaqueou und Bancok. Zwischen den zwey Städten Thainat und Siam in der Mitte liegt auf der östlichen Seite des Flusses die Stadt Louvo, wo der König von Siam den größten Theil des Jahrs zubringt, um das Vergnügen der Jagd recht ungestört zu geniessen. Der Ort würde aber unbewohnt seyn, wenn nicht ein Kanal aus dem Flusse in denselbigen hingezogen wäre. Die Stadt Me-Tak gehört einen Fürsten, der ein Erbvasall des Königs von Siam seyn soll, welcher Pa-ya Tac, das heißt, Prinz von Tac heißt. — Tian-Tong liegt in Trümmern, indem es wahrscheinlich in den alten Peguanischen Kriegen zerstört worden ist. Campeng ist durch seine vortreflichen Stahlgruben bekannt.

Bey der Stadt Leconcevan nimmt der Menam einen andern beträchtlichen Fluß auf, der auch Menam heißt, und ebenfalls vom Norden kommt; denn alle große Flüsse heissen Menam. Unsere Geographen lassen ihn aus einem See bey Chiamai kommen; man versichert aber, daß er seinen Ursprung in den Gebürgen habe, welche nicht so weit gegen Norden, als diese Stadt liegen. Er fließt bey Meüangfang, Pit-chiai, Pitsanoulcuc und Pitchit vorbey. Pitsanoulouc, welches die Portugiesen durch eine verdorbene Aussprache Porselouc nennen, hatte sonst Erbherren, wie die

Stadt Me-Tak; und man hält noch heutzutage daselbst Gericht in dem Pallast der alten Prinzen. Diese Stadt treibt eine grosse Handlung, und ist mit vier großen Bastionen befestiget. Laconçevan liegt auf der Hälfte des Wegs von Pitsanouloux oder Porselouc nach Siam, in einer Weite, welche man auf funfzehn Tagreisen schätzt, wenn man auf dem Fluß in einem Balon, oder einen siamesischen Ruderschiff, fährt; man kann aber diesen Weg auch in zwölf Tagen machen, wenn man viele Ruderer nimmt.

Diese Städte, so wie die andern im Königreiche Siam, sind nichts anders, als ein Haufen von Hütten, die oft mit hölzernen Pallisaden, manchmal aber von einer steinernen Mauer umgeben sind, welche meistentheils aus Ziegelsteinen besteht. Da aber nichts destoweniger die Morgenländer auch bey der Armuth der Sachen in ihrer Sprache immer die Pracht lieben, so sind auch die Namen dieser Städte prächtig: z. B. Tian-Tong heißt ächtes Gold; Campeng-pet — Mauern von Diamant; Laconcevan — Berg des Himmels. — Da Fang der Name eines berühmten Färbebaums ist, so hat die Stadt Meüang-fang davon wahrscheinlich den Namen; weil man aber dort auch einen Zahn aufbewahrt, welchen man für eine Reliquie des Sommona-Codom, dem zu Ehren die Siamesen Tempel bauen, ausgiebt, so wollen einige diese Stadt nicht Meüang-fang, sondern Meüang-fan, das ist, die Zahnstadt nennen. Der Aberglaube dieser Völker zieht eine grosse Anzahl von Pilgrimmen nicht nur aus Siam, sondern auch aus Pegu und Laos dahin.

Ein ähnlicher Aberglaube lockt sie auch an einen andern Ort hin, der Pra-bat heißt, und vier oder fünf Stunden nordöstlich von der Stadt Louvo liegt. Dieser Aberglaube hat folgende Quelle: Bat heißt in der gelehrten oder Religionssprache von Siam ein Fuß, und das Wort Pra, dessen Bedeutung sich nicht ganz bestimmt angeben läßt, bedeutet in dieser Sprache alles, was achtungs- und verehrungswürdig ist. Die Siamesen geben der Sonne und dem Mond, dem Sommona-Codom, ihren Königen und einigen angesehenen Officieren diesen Titel. — Der Pra-bat ist der Eindruck eines menschlichen Fusses, der von einem schlechten Künstler in einen Felsen eingegraben ist; aber dieser dreyzehn bis vierzehn Zoll tiefe Eindruck, ist fünf bis sechsmal breiter und länger, als ein natürlicher Menschenfuß. Die Siamesen beten ihn an, und glauben, daß auch die Elephanten, und besonders die weissen Elephanten, die Rhinoceros und alle andern Thiere ihrer Wälder ihn ebenfalls anbeten, wenn niemand dort ist. Selbst der König von Siam kommt des Jahrs einmal mit sehr vielen ceremonieusen Pomp dahin, um diese Anbetung zu verrichten. Er ist mit Goldblech umgeben, und in eine Capelle eingeschlossen. Man giebt vor, daß dieser Stein, der jetzt ganz platt ist, einstens ein sehr hoher Berg gewesen sey, der auf einmal unter dem Fuße des Sommona-Codoms niedersank und sich einebnete, und zu dessem Andenken ist nach ihrer Meinung der Eindruck des Fusses in diesem Steine geblieben. Unterdessen ist es nach dem Zeugnisse alter Leute sicher, daß diese Tradition nicht älter, als ungefähr neunzig Jahre ist. Ein Talapoin, oder ein siamesischer Mönch, hat ungefähr um diese Zeit diesen

Eindruck auf den Stein gemacht, und darauf erdichtet, daß er dieses Mirakel entdeckt habe; und so fand die Fabel von dem plattgedruckten Berg, ohne einigen Schein der Wahrheit, Beyfall und Glauben.

Nun sind aber die Siamesen in diesem Stücke nichts, als große Nachahmer. Man ließt in der Geschichte von Indien, mit welcher Ehrfurcht ein König von Ceylon einen Affenzahn aufbewahrte, von dem die Indianer sagten, daß er eine Reliquie sey, und den sie um eine grosse Summe von dem ehemaligen Vicekönig von Indien, Konstantin von Bragance, auslösen wollten, der ihn unter der den Indianern abgenommenen Beute gefunden hatte; der bigotte Vicekönig wollte ihn aber lieber verbrennen, und die Asche hernach in das Meer werfen lassen. Es ist bekannt, daß auf eben dieser Insel Ceylon, welche bey den Indianern Lanca heißt, auf einem wirklichen Berge sich ein vorgeblicher menschlicher Fußstapfe befindet, der seit langer Zeit sehr verehrt wird. Er stellt wirklich einen linken Fuß vor; denn die Siamesen sagen, daß Sommona-Codom seinen rechten Fuß auf ihren Pra-bat und den linken auf den Lanca gesetzt habe, obgleich der ganze Meerbusen von Bengalen darzwischen ist.

Die Portugiesen nannten den Fußtritt auf Ceylon den Fuß des Adams, weil sie auf die Versicherung der Indianer auf Ceylon glaubten, daß Ceylon das irdische Paradies gewesen sey, und daß dieser Fußtritt von dem Adam herkäme; denn alle heidnische Nationen in Indien behaupten, daß ihr Land zuerst von Menschen bewohnt worden sey. So nennen auch die Chineser den ersten Menschen Puoncucu, und glauben, daß er in China ge-

wohnt habe. Ich will nichts von mehrern solcher menschlichen Fußstapfen reden, welche an verschiedenen Orten in Indien verehrt werden, vielweniger von dem Fußstapfen des Herkules, von welchen Herodot redet; sondern kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Zweytes Kapitel.

Fortgesetzte geographische Beschreibung des Königreichs Siam, besonders von der Hauptstadt desselbigen.

An den Gränzen von Pegu liegt die Stadt Cambory, und an den von Laos die Stadt Corazema, welche einige Carissima nennen; beyde sind berühmt. Und zwischen den Flüssen über der Stadt Laconcevan sind zwey andere beträchtliche Städte, Socotai fast gegen Pitchit über, und Sanquelouc weiter gegen Norden. Da ein so warmes Land nur an den Ufern bewohnt werden kann, so haben die Siamesen sehr viele Kanäle gegraben.

Vermittelst dieser Kanäle, welche auf siamesisch Cloum heissen, ist die Stadt Siam nicht nur eine Insel worden, sondern liegt auch in der Mitte vieler Inseln, welches ihre Lage sehr sonderbar macht. Gegenwärtig ist die Insel, worauf sie liegt, ganz mit Mauern umgeben, welches wahrscheinlich zu den Zeiten des Fernando Mendez Pinto nicht war, wenn man anderst seinem schwachen Gedächtnisse trauen darf, indem er sagt: daß die Elephanten des Königs von Pegu, der damals die Stadt Siam belagerte, sich der Mauer so sehr näherten, daß sie mit ihren Rüsseln die Schilder zerschlugen, womit sich die Siamesen bedeckten.

Die Höhe dieser Stadt ist nach dem Jesuiten P. Thomas 14°, 12′ und ihre Länge 120° 30′. Der Pallast des Königs steht auf der Nordseite an dem Canal, welcher die Stadt umgiebt. Sie ist groß in Ansehung des Umfangs der Mauern, welche, wie ich schon gesagt habe, die ganze Insel einschliessen; aber es ist kaum der sechste Theil in derselbigen bewohnt, und dieser liegt gegen Südwesten. Das Uebrige ist leer, oder ist nur mit Tempeln bebaut. Es ist wahr, daß die Vorstädte, welche von den Fremden bewohnt werden, die Volkszahl beträchtlich vermehren. Die Strassen sind breit und gerade, und an einigen Orten mit Bäumen besetzt und mit Backsteinen gepflastert. Die Häußer sind niedrig und von Holz, wenigstens die Häußer der Eingebohrnen, welche deswegen allen Unbequemlichkeiten einer großen Hitze ausgesetzt sind. Die meisten Strassen sind von geraden Kanälen bespült, welche der Stadt Siam eine Aehnlichkeit mit Venedig geben, und über die sehr viele kleine, schlecht zusammengesetzte hölzerne Brücken, und auch einige sehr hohe und plumpe von Backsteinen gemauerte gehen. Der Name Siam ist den Siamesern unbekannt. Es ist dieses eines von den Worten, deren die Portugiesen in Indien sich bedienen, und deren Ursprung man kaum entdecken kann. Sie gebrauchen ihn als den Namen der Nation, und nicht als den Namen des Reiches, und die Namen Pegu, Lao, Mogul, und die meisten Namen, welche wir den indianischen Reichen geben, sind auch Namen der Nationen, so daß, wenn man recht reden wollte, sagen müßte, der König der Pegus, der Laos, der Mogols, der Siams, wie unsere Vorfahren sagten, der König der Franzosen. Uebrigens wissen diejenigen,

welche Portugiesisch verstehen, gar wohl, daß nach ihrer Orthographie Siam und Siao einerley ist, und daß wir in Vergleichung unserer Sprache mit der unsrigen sagen müßten, die Sions und nicht die Siams, so wie sie dieselbigen auf Lateinisch auch Siones nennen.

Die Siamesen haben sich den Namen Tai gegeben, das ist, die **Freien**, welche Bedeutung dieses Wort gegenwärtig in ihrer Sprache hat. Sie schmeicheln sich also den Namen der **Franken** zu tragen, welchen unsere Vorfahren annahmen, da sie die Gallier von der Herrschaft der Römer befreyen wollte. Diejenigen, welche die Sprache von Pegu verstehen, versichern, daß **Siam** in dieser Sprache **frey** heisse. Vielleicht haben die Portugiesen dieses Wort daher genommen, da sie die Siamesen durch die Peguaner haben kennen lernen. Nichts desto weniger sagt **Navarette** in seiner historischen Nachricht von dem Chinesischen Reiche, daß der Name Siam, welchen er Sian schreibt, von den zwey Worten Sien lò herkomme, ohne hinzuzusetzen, was diese Worte bedeuten, noch zu welcher Sprache sie gehören, ob man gleich vermuthen kann, daß er sie für chinesische hält. Meüang Tai ist also der siamesische Name des Königreichs Siam. (Denn Meüang bedeutet Königreich, und dieses Wort, Muantay geschrieben, findet sich bey dem Vincent Blanc, und in mehreren geographischen Charten, als der Name eines mit Pegu benachbarten Königreiches.) Was die Stadt Siam anbetrift, so nennen sie die Siamesen **si-yò-thi„ja**; das o in der Silbe yo wird noch stärker ausgesprochen, als unser Diphtong **ou**. Manchmal nennen sie dieselbige auch **Crung-thé-papra-mahá-**

nacon; aber die meisten dieser Worte sind schwer zu verstehen, weil sie in die Sprache Balie gehören, welches die gelehrte Sprache der Siamesen ist, und die sie oft selbst nicht immer gut verstehen. Ich habe schon oben bemerkt, daß der Ausdruck Pra ein Wort, das Ehrfurcht bezeichnet, ist; Maha bedeutet groß; wenn sie daher von ihrem Könige reden, so nennen sie ihn: Pra-Maha-Craßat. Das letzte Wort heißt so viel als der Lebende. Weil aber die Portugiesen glaubten, daß Pra so viel, als Gott heisse, so kamen sie auf den Gedanken, daß die Siamesen ihren König den grossen lebendigen Gott nennen. Aus Si-yò-Thi-yá, den siamesischen Namen der Stadt Siam haben die Ausländer Judia und Odiáa gemacht, daher Vincent de le Blanc und andere Schriftsteller unrichtig einen Unterschied zwischen Odiáa und Siam machen. — Uebrigens nennen sich die Siamesen, von denen ich rede, Tai nòe, kleine Siamesen. Man hat mir gesagt, daß es noch ein anderes wildes Volk gebe, das sich Tai yái, die grossen Siamesen nennt, und die in den nördlichen Gebürgen wohnen. Ich fand in mehrern Nachrichten von diesen Gegenden ein Königreich Siammon oder Siami; aber darin sind nicht alle einig, daß die Bewohner desselbigen Wilde wären.

Endlich werden die Gebürge, welche die gemeinschaftlichen Gränzen von Ava, Pegu und Siam ausmachen, nach und nach, so wie sie gegen Süden hinlaufen, immer niedriger, und bilden die Indische Halbinsel jenseits des Ganges, die sich bey Sincapura endiget, den Meerbusen von Bengalen und den von Siam voneinander

scheidet, und mit der Insel Sumatra die berühmte Strasse von Malaca oder Sincapura bildet. Mehrere Flüsse fallen von beyden Seiten dieser Gebürge in die Meerbusen von Siam und Bengalen, und machen die Küsten bewohnbar. Die andern Gebürge, welche sich zwischen dem Königreich Siam und dem Königreich Laos erheben, laufen auch gegen Süden hin, werden auch nach und nach niedriger und endigen sich mit dem Vorgebürg Camboya, welches unter allen Vorgebürgen des festen Landes vom mittäglichen Asien am weitesten gegen Morgen liegt. Auf der Höhe dieses Vorgebürges fängt der Meerbusen von Siam an; das Königreich dieses Namens aber erstreckt sich weiter gegen Mittag, und zwar liegt es in der Gestalt eines Hufeisens auf den beiden Seiten des Meerbusens, und zwar auf der östlichen Seite bis an den Fluß Cantebon, wo das Königreich Camboja angränzt, und gegen über auf der Halbinsel disseits des Ganges geht es bis Queda und Patane und malaische Länder, deren Hauptstadt sonst Malaca war.

Auf diese Weise hat es eine Küste von ungefähr 200 französische Meilen an dem Meerbusen von Siam, und ungefähr 180 an den bengalischen Meerbusen. Eine sehr vortheilhafte Lage, welche den Landeseinwohnern die Schiffahrt auf allen diesen grossen Meeren des Morgenlandes eröfnet. So wie außerdem die Natur der Küste von Koromandel, welche auf der westlichen Seite des bengalischen Meerbusens liegt, alle Arten von Häfen und Rheden versagt hat: so hat sie damit die an eben diesen Meerbusen gegen über liegende Küste von Siam bereichert.

Eine grosse Menge von Inseln bedecken sie, und machen sie fast überall zu einem sichern Zufluchtsort für die Schiffe. Ausserdem hat der größte Theil dieser Inseln sehr gute Häfen, auch süsses Wasser und Holz im Ueberfluß, welches neue Bewohner auf sie hinlockt. Der König von Siam maßt sich die Herrschaft über dieselbigen an, ob gleich seine Völker des festen Landes sie niemals bewohnt haben, und seine Seemacht zu schwach ist, um den fremden den Zutritt zu denselbigen zu versagen.

Die Stadt Merguy liegt an der nordwestlichen Spitze einer grossen und bevölkerten Insel, welche von der Mündung eines schönen Flusses, den die Europäer Tenasserim nennen, gebildet wird. Dieser Fluß kommt von Norden her, und, nachdem er die Reiche Ava und Pegu durchflossen hat, so kommt er in die unter die Herrschaft des Königs von Siam gehörige Länder, ergießt sich mit drey Armen in den bengalischen Meerbusen, und bildet die gedachte Insel. Der Hafen von Merguy soll der schönste in ganz Indien seyn, und liegt zwischen dieser und einer andern unbewohnten Insel.

Drittes Kapittel.

Von der Geschichte und dem Ursprung der Siamesen.

Die Geschichte von Siam ist mit Fabeln angefüllt. Es giebt daselbst sehr wenige Bücher, weil die Siamesen keine Druckereyen haben. Uebrigens zweifle ich daran, daß sie, wie man sagt, ihre Geschichte geheim zu halten suchen, da ja auch die Chinesen, welchen die Siamesen in gar vielen Stücken nachzuahmen suchen, nicht so geheim-

nißvoll mit der ihrigen sind. Es sey nun, wie es will, denjenigen, welchen, ungeachtet dieser vorgeblichen Eifersucht der Siamesen, es geglückt hat, etwas von der Geschichte von Siam zu lesen, versichern, daß sie mit einigem Schein der Wahrheit nicht weit zurück geht.

Hier ist ein kurzer chronologischer Abriß, wie ihn die Siamesen davon geben. Man muß aber vor allen bemerken, daß das gegenwärtige Jahr 1689, mit dem December des Jahrs 1688 anfangen, das 2233 ihrer Zeitrechnung ist, die sie, wie sie sagen, mit dem Tode des Sommona-Codom anfangen. Nach meiner Meinung aber hat diese Epoche einen ganz andern Grund, den ich in der Folge erklären will.

Ihr erster König hieß Pra Prat honne souritop penaretui sonanne bopitrá. Seine erste Residenz nennen sie Thái pappe Mehànacòn, deren Lage man aber nicht kennt. Er fieng seine Regierung nach ihrer Epoche im Jahr 1300 an. Ihm folgten 10 andere Könige in der Regierung, der letzte von ihnen, mit Namen Jpoia sanne Thora Thesena Tepatat verlegte seine königliche Residenz in die Stadt Tasao Nacorà Loüang, welche er hatte erbauen lassen, und deren Lage mir ebenfalls unbekannt ist. Der zwölfte König nach diesem, mit Namen Pra Poà Noeme Thele seri, zwang sein Volk im Jahr 1731 ihm nach Lacontài zu folgen, einer Stadt, welche an einem Fluße liegt, der aus den Gebürgen von Laos herabkommt, und sich ein wenig über Porseluc in den Menam ergießt. Aber dieser Prinz hielt sich nicht immer zu Lacontai auf; denn er ließ die Stadt Pipelï erbauen, an einem Fluß, dessen Mündung zwey Meilen gegen Abend von der west-

lichsten Mündung des Menam liegt. Ihm folgten vier Könige in der Regierung; der letzte derselben fieng an die Stadt Siam im Jahr 1894 zu erbauen, und legte daselbst seinen Hof an. Dadurch scheint es, daß sie der Stadt Siam nur ein Alter von 338 Jahren geben. Der gegenwärtig regierende König ist der fünf und zwanzigste nach dem Erbauer der Stadt, der Rhamatilondi hieß, und gegenwärtig ist er 56 oder 57 Jahr alt. Sie zählen also in einem Zeitraum von 934 Jahren 52 Könige, welche aber nicht alle aus einem Blute entsprossen sind.

Herr Gervaise in seiner natürlichen und politischen Geschichte von Siam hat die Geschichte des Vaters des gegenwärtig regierenden Königs erzählt, und von Vliet gibt sie uns noch mit mehr Umständen, in seiner historischen Nachricht vom Königreiche Siam, welche an die Reise nach Persien von Hebert angedruckt ist. Ich verweise die Leser dahin, um darinnen ein Beyspiel von den Revolutionen zu sehen, welche in Siam gewöhnlich sind; denn dieser König, welcher nicht aus königlichen Geblüte abstammte, obgleich Vlieten das Gegentheil sagt, entriß seinen natürlichen Herren den Scepter und das Leben, und ließ alle Prinzen ihres Blutes umbringen, zwey ausgenommen, welche zur Zeit, da Vliet geschrieben hat, noch am Leben waren, von denen man aber keine Nachrichten einziehen konnte. Ohne Zweifel ließ dieser Usurpateur auch diese, wie die übrigen, aus dem Wege räumen. Und wirklich versichert Johann Struys in dem ersten Band seiner Reisen, daß dieses das Schicksal eines dieser zwey Prinzen gewesen sey, und zwar im Jahr 1650, da er

zwanzig Jahr alt war. Der Tyrann ließ ihn mit einer von seinen Schwestern auf eine offenbar falsche Anklage hinrichten. Ein Umstand ist in der Geschichte seiner Usurpation merkwürdig, daß er nemlich, da er mit den Waffen in der Hand in den Pallast eindrang, den König nöthigte, denselben zu verlassen, und sich in einen Tempel zu flüchten. Von da ließ er den unglücklichen König herausschleppen, ihn als einen Gefangenen in seinen Pallast zurücke führen, erklärte ihn der Krone für verlustig und unwürdig zu regieren, weil er den Pallast verlassen hätte. Diesem Usurpateur, welcher nach einer dreyssigjährigen Regierung 1657 starb, folgte sein Bruder in der Regierung nach, weil sein Sohn ihm damals die Krone nicht streitig machen konnte, oder es nicht wagte. Im Gegentheil suchte er, um sein Leben in Sicherheit zu setzen, einen Zufluchtsort in einem Kloster, und verhüllte sich in das unverletzliche Kleid eines Talapoins; allein in der Folge wußte er seine Maaßregeln so gut zu nehmen, daß er seinen Onkel absetzte, welcher, da er aus dem Pallast auf seinem Elephanten floh, durch einen Portugiesen erschossen wurde.

Fernand Memiz Pinto erzählt, daß der König von Siam, welcher noch im Jahr 1547 regierte, und dem er ein grosses Lob beylegt, von der Königin seiner Gemahlin bey der Rückkehr von einem Feldzuge wäre vergiftet worden. Diese Prinzessin soll dadurch der Rache ihres Gemahls zuvor zu kommen gesucht haben, weil sie während seiner Abwesenheit in einen Liebeshandel verwickelt gewesen war, wodurch sie schwanger geworden. Dieser Schriftsteller setzt auch hinzu, daß sie bald darauf

den König, ihren eigenen Sohn, auf eben diese Weise getödtet, und die Verwegenheit gehabt hätte, ihren Liebhaber 1548 die Krone aufzusetzen; sie wären aber beyde im folgenden Jahr in einem Tempel ermordet worden; man habe hierauf einen unehlichen Prinzen, den Onkel der zwey letzten Könige, auf den Thron gesetzt. Die Kronen in Asien stehen immer nicht fest auf den Häuptern der Regenten.

Ueber den Ursprung der Siamesen läßt sich schwer urtheilen, wenn sie anderst nicht das einzige Volk sind, das in gerader Linie von den ersten Menschen abstammt, welche das Land Siam bewohnt haben, und woferne sich nicht in der Folge irgend eine andere Nation unter die ersten Bewohner des Landes gemischt hat.

Die vornehmste Ursache dieses Zweifels ist, daß die Siamesen zwey Sprachen haben, die gemeine, welche fast aus lauter einsilbigen Wörtern ohne Deklination und Konjugation bestehet, und eine andere, von der ich schon geredet habe, welche gewissermassen eine tode Sprache und nur den Gelehrten bekannt ist. Man nennt sie die Balische Sprache, und sie ist mit Wortbeugungen bereichert, so wie die Europäischen Sprachen. Die religiösen und die gerichtlichen Ausdrücke, die Namen der Würden, und alle Zierlichkeiten der gemeinen Sprache sind aus der Balie Sprache entlehnt. Selbst ihre schönsten Gesänge sind in derselbigen verfaßt, so daß es wenigstens scheint, daß eine fremde Kolonie sich einstens in dem Lande Siam niedergelassen, und eine zweyte Sprache dahin mitgebracht habe. Allein diese Vermuthung könnte man von allen Ländern in Indien machen, weil sie alle

wie Siam, zwey Sprachen haben, von denen die eine nur noch schriftlich fortdauert.

Die Siamesen versichern, daß ihre Gesetze ausländisch, und aus dem Lande Laos hergekommen sind, welche Versicherung darauf gegründet zu seyn scheint, weil die Gesetze der beyden Länder einander ähnlich sind, so wie auch zwischen den Religionen beyder Reiche, und auch der von Pegu, eine Aehnlichkeit herrschet. Doch dieses beweist noch nicht, daß eines von diesen drey Reichen den zwey andern seine Gesetze und seine Religion gegeben habe; denn es ist ja möglich, daß alle drey ihre Religion und ihre Gesetze aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben. Es sey nun, wie ihm wolle; gleich wie man in Siam sagt, daß seine Gesetze und selbst seine Könige aus Laos gekommen wären, so sagt man in Laos, daß die Könige und die meisten Gesetze aus Siam kämen.

Die Siamesen wissen kein Land zu nennen, wo die Sprache Balie, welches ihre Religions- und Gesetz-Sprache ist, noch jetzt im Gebrauch sey. Sie vermuthen zwar, nach der Erzählung einiger von ihnen, welche auf der Küste von Koromandel gewesen sind, daß die balische Sprache einige Aehnlichkeit mit einigen Dialekten dieses Landes habe: aber sie behaupten doch zugleich einstimmig, daß die Buchstaben der balischen Sprache nirgends, als bey ihnen, bekannt wären. Die zu Siam befindlichen Missionairs glauben, daß diese Sprache nicht eine ganz todte Sprache sey, weil sie in ihrem Spital einen Menschen aus der Gegend des Vorgebürges Comorin hatten, welcher mehrere balische Worte in seine Sprache mischte, und versicherte, daß sie in seinem Lande gebräuch-

lich wären, ob er gleich niemals studiret hatte, und nur seine Muttersprache verstand. Sie wollen übrigens auch behaupten, daß die Religion der Siamesen aus diesen Gegenden herkäme, weil sie in einem balischen Buche gelesen hätten, daß der Sommona-Codom, den die Siamesen anbeten, der Sohn eines Königes auf der Insel Ceylon gewesen sey.

Dergleichen ungewisse Dinge aber bey Seite gesetzt, so scheint die gemeine Sprache der Siamesen in ihrer Einfachheit den Sprachen von China, Tonquin, Cochinchina und anderer morgenländischen Staaten zu gleichen; Beweis genug, daß die Völker, welche sie reden, den Charakter ihrer Nachbarn haben. Man setze noch hinzu ihre indianische Bildung, ihre mit roth und braun vermischte Gesichtsfarbe; (welche man weder im Norden von Asien, noch in Europa, noch in Afrika antrift) ausserdem auch ihre kurzen und runden Nasen, ihre hohen Wangenknochen, ihre Ohren, die grösser sind, als die unsrigen, mit einem Worte, alle Züge der indianischen und chinesischen Gesichtsbildung, ihre hockende Stellung, wie die der Affen, und viele andere Manieren, welche sie mit diesen Thieren gemein haben, so wie auch eine ausserordentliche Zuneigung gegen die kleinen Kinder; denn nichts gleicht der Zärtlichkeit, welche die alten Affen für alle ihre Jungen haben. Eine eben so grosse Liebe haben auch die Siamesen zu allen kleinen Kindern, es mögen nun die ihrigen, oder fremde seyn.

Selbst der König von Siam ist immer mit ihnen umgeben, und mit Vergnügen erzieht er sie bis in das siebente oder achte Lebensjahr. So wie sie aber nachher

ihre kindische Art verlieren, so verlieren sie auch seine Gunst. Ein einziges, sagt man, hat unterdessen doch bis in das zwanzigste Jahr dieselbige zu erhalten gewußt, und ist noch gegenwärtig sein Liebling. Einige nennen ihn seinen adoptirten Sohn, andere vermuthen, daß er ein unehlicher Sohn von ihm ist; wenigstens ist er der Milchbruder von der legitimen Princessin.

Wenn man das so niedrige Land von Siam betrachtet, das durch ein Wunder dem Meere entstiegen zu seyn scheint, und das alle Jahre mehrere Monate von dem Regen unter Wasser gesetzt wird, auch die fast unzähliche Menge von beschwerlichen Insekten, welche es hervor bringt, und die ausserordentliche Hitze des Clima, unter welchem es liegt, so ist es schwer zu begreifen, wie sich Menschen haben entschliessen können, dasselbige zu bewohnen, wenn sie nicht aus der nächsten Nachbarschaft gekommen sind. Man glaubt daher auch sogar, daß es erst seit wenigen Jahrhunderten bewohnt worden sey, wenn man auf das wenige darin angelegte Ackerland Rücksicht nimmt. Uebrigens müßte man weit in den Norden von Siam hinauf gehen, um kriegerische Völker zu finden, welche die unzählbaren Menschenschwärme hergeben konnten, welche zu verschiedenen Zeiten aus ihrem Vaterlande ausgegangen sind, um sich in andern Ländern niederzulassen. Und wie wäre es möglich, daß sie sich auf dem Wege bey einem der weichlichsten und feigsten Völker, die zwischen dem Lande der Scythen und den fast undurchdringlichen Wäldern und Flüssen der Siamesen sollten aufgehalten haben? Es scheint also wahrscheinlich, daß die sogenannten kleinen Siamesen, von welchen wir reden,

ein Stamm von den grossen sind, welche sich in die jetzt von ihnen bewohnten Gebürge geworfen haben, um sich der Tyranney der benachbarten Könige zu entziehen.

So viel ist allezeit gewiß, daß das Blut der Siamesen sehr mit fremden Blute vermischt ist. Ohne der Peguaner und der Bewohner von Laos zu gedenken, welche mit den Siamesen von einer Nation zu seyn scheinen, so kann man nicht zweifeln, daß sich ehemals eine grosse Menge von Fremden nach Siam geflüchtet habe, und zwar wegen der freyen Handlung, und wegen der Kriege im eigentlichen Indien, in China, in Japan, in Tonquin, Cochinchina und in andern Staaten des mittäglichen Asiens. Man sagt auch, das man in der Stadt Siam gegen vierzig verschiedene Nationen zähle, da aber der Vincent le Blanc eben dieses von der Stadt Martaban sagt, so scheint mir diese übertriebene Anzahl der Nationen eine indianische Praleren zu seyn. Der gänzliche Verfall der Handlung von Siam verursachte, daß sich in den letzten Jahren wieder viele von da weg zogen, die sich dahin geflüchtet hatten. Drey oder vier Bengalen machen gegenwärtig eine Nation aus; drey cochinchinesische Familien machen eine andere aus. Die Mauren allein, welche nur für eine gezählt werden sollten, machen mehr als zehn aus, sowohl weil sie aus verschiedenen Ländern nach Siam gekommen sind, als auch unter dem Vorwand ihrer verschiedenen Stände, als Kaufleute, Soldaten oder Handwerker. Ich nenne diese Leute Mauren, wie die Spanier, und nicht Neger; denn diese Muhamedaner rühmen sich eines arabischen Ursprungs, und ihre Nation hat sich über unsere ganze Hemisphäre ausgebreitet.

Diese Nationen bewohnen verschiedene Theile der Stadt oder der Vorstädte von Siam. Es ist aber nichts destoweniger diese Stadt, wenn man auf ihre Grösse Rücksicht nimmt, schlecht bewohnt, und das Land ist es noch weniger. Man muß glauben, daß sie keine grössere Bevölkerung haben wollen; denn sie stellen alle Jahre Volkszählungen an, und sie wissen doch, wie jedermann, gar wohl, daß das einzige Geheimniß, diese Volkszahl zu vermehren, dieses wäre, die Auflagen und die Frohndienste zu erleichtern. Bey der letzten Volkszählung, wozu auch Weiber und Kinder genommen worden, zählten sie, bey dem so grossen Umfange des Landes, nach ihrem eigenen Geständniße, nicht mehr, als 1,900000 Seelen; ob ich gleich glaube, daß man auch noch davon etwas abziehen muß, da Praleren und Lügen zu dem Nationalcharakter der Morgenländer gehören. Hingegen dürfte man auch die Flüchtlinge hinzusetzen, welche in den Wäldern eine Freystätte vor ihren Herren suchen.

Viertes Kapitel.

Von den Landesprodukten von Siam.

Das Land von Siam ist fast unangebaut, und mit Waldungen bedeckt. Einer von den berühmtesten Produkten des Pflanzenreichs ist eine Art von Schilf, welches auf indianisch Mambou, auf portugiesisch Bambou und auf siamesisch Mài pài heißt. Die Indianer machen einen vielfachen Gebrauch davon. Elien berichtet, daß es eines ihrer ältesten Nahrungsmittel sey. Heutzutage aber nähren sie sich nicht mehr davon, aber sie unterlassen doch nicht, es unter einige ihrer Speisen zu mischen,

wenn es noch zart ist, und um es aufzubewahren, legen sie es in Essig, wie wir unsere Kukumern. Dieses Gewächs scheint anfänglich einem Pappelbaum ähnlich zu seyn, es ist gerade und hoch; die Blätter aber daran sind wenig, blaß und etwas länglicht. Dieser Baum ist hohl und wird durch Ableger fortgepflanzt. Die Sprossen sind durch Knöten voneinander abgesondert; aber der Baum hat Aeste, die spitzig sind. Es wächst sehr nahe aneinander, die Wurzeln treiben mehrere Stämme, so daß nichts dicker und nichts schwerer zu durchdringen ist, als ein Bambou-Wald. Uebrigens ist das Holz hart und schwer abzuschneiden, ob es sich gleich ganz leicht spalten läßt. Die Siamesen bringen durch das Reiben desselbigen Feuer hervor, welches ein Zeichen von seiner Härte ist. Sie nehmen zwey Stücken gespaltenen Bambou, die besonders zugeschnitten sind, und reiben sie an einander, und, ohne daß sich der Bambou entzündet, oder Funken gibt, fangen einige trockne Blätter oder andere entzündbare Materialien, die man an die Kerbe legt, Feuer. Es gibt keine Art der Pappeln, welche nicht einen mehr oder weniger zuckersüssen Saft haben sollte. Der von dem Bambou ist in einigen Gegenden als ein Hülfsmittel gegen verschiedene Zufälle berühmt. Es ist meiner Aufmerksamkeit entgangen, mich zu erkundigen, ob der süsse Saft des Bambou in Siam aus dieser Ursache eben so gesucht ist, als der von dem Bambou in Malaca, welches nicht weit davon liegt.

Die Siamesen sagen, daß sie auch denjenigen Baum in ihrem Lande haben, welchen die Portugiesen Arvore de Raiz, sie aber Co pái nennen; daß er aber nicht in

grosser Anzahl vorhanden wäre. Sie setzen hinzu, daß sein Holz die Eigenschaft habe, vermuthlich wegen seines Geruchs, wenn man es in die Betten legt, die Insekten zu vertreiben. Dieser Baum ist in den indianischen Reisebeschreibungen oft beschrieben; einige Aeste hängen, wie Fäden, auf die Erde herab, wurzeln dort ein, und werden zu neuen Baumstämmen, so daß dieser Baum in kurzer Zeit ein beträchtliches Terrain einnimmt, auf dem sich eine Art von Labyrinth bildet, das sich immer vergrössert. Da wir sahen, daß die Siamesen nach andern Hülfsmitteln gegen die stechenden Insekten suchten, so vermutheten wir, daß dieser Baum entweder sehr selten ist, oder daß die Eigenschaft, welche man ihm beylegt, nicht ganz wahr sey.

Allein die Siamesen haben andere der nützlichsten Bäume im Ueberfluß. Von dem einen sammeln sie Baumwolle; ein anderer liefert ihnen den Capoc, eine Art von sehr feiner Wolle, die aber so kurz ist, daß man sie nicht spinnen kann, welche ihnen aber statt der Pflaumfedern dienet.

Aus gewissen Bäumen ziehen sie verschiedene Oele, welche sie mit einer Art von Erde vermischen. Eine damit überzogene Mauer ist so weiß und so glänzend, als wenn sie von Marmor wäre. Eine Art von Bäumen, die in ihren Wäldern sehr gemein ist, wirft ein Gummi aus, das den Haupttheil des schönen Lacks ausmacht, den wir an verschiedenen Japanischen und Chinesischen Kunstwerken sehen. Die Portugiesen nennen dieses Gummi Cheyram, welches vielleicht von dem Wort Cheyro abstammt, das ein Parfumerie anzeigt, ob gleich dieses Gummi gar

keinen Geruch an sich hat. Die Siamesen wissen aber nicht recht damit umzugehen. Ich sahe zu Siam einen Tonquinesischen Künstler von dieser Art; aber er verfertigte auch nichts vortrefliches, vielleicht aus Mangel eines gewissen Oels, das man mit dem Cheyram vermischen muß, und das er, so gut er konnte, durch ein anderes ersetzte. Ich hätte ihn mit nach Frankreich genommen, wenn er beherzt genug gewesen wäre, über das Meer zu schiffen, wie er mir anfänglich versprochen hatte. Die Nachrichten aus China sagen auch, daß es dort zwey verschiedene Materien des Lackes gibt, wovon die eine weit besser als die andere ist. Man probirt den Cheyram, wenn man einen Tropfen davon ins Wasser fallen läßt; wenn dieser Tropfe ohne sich zu zertheilen auf den Boden fällt, so ist er gut.

Die Siamesen machen Papier aus alten Lumpen vom Cotton, sie nehmen auch die Rinde eines Baums, der Ton cóë heißt, dazu, welche sie, wie die alten Lumpen, klein stossen; aber dieses Papier ist weniger glatt, stark und weiß, als das unsrige. Die Siamesen schreiben mit chinesischer Dinte darauf. Oefters aber färben sie es schwarz, wodurch es einfärbiger und dicker wird, und alsdann beschreiben sie es mit einer Art von Kreide, welche nichts, als eine an der Sonne getrocknete Thonerde ist. Ihre Bücher sind nicht gebunden, und bestehen nur aus einem einzigen grossen Bogen, welchen sie nicht zusammen rollen, wie es die Römer machten; sondern sie falten dasselbige bald auf diese, bald auf jene Seite zusammen, wie man eine spanische Wand zusammen legt. Ausserdem schreiben sie mit einem Griffel auf eine Art

von Palmblättern; den Baum, von dem sie genommen sind, nennen sie Tán, und die Blätter Bäïlan. Sie schneiden sie viereckigt, und auf diese Art von Täfelchen sind die Fabeln und Gebete geschrieben, welche die Talapoins in ihren Tempeln absingen.

Die Siamesen haben auch Bäume, welche zur Erbauung der Schiffe und zur Bemastung derselbigen tauglich sind. Weil sie aber keinen Hanf haben, so ist ihr Tauwerk aus Fasern der Cocosnüsse gemacht, und ihre Segel sind Matten von grossen Binsen. Dieses Tauwerk kommt freilich dem unsrigen nicht gleich; aber ihre Segel haben diesen Vortheil, daß sie sich leichter in der Höhe halten, und daß sie den Wind besser aufhalten, wenn er nahe ist.

Endlich haben die Siamesen auch Holz, das zum Häuserbau, zur Schreinerarbeit und zur Bildhauerey tauglich ist. Sie haben ein leichtes und ein sehr schweres, das leicht zu spalten ist, und ein anderes, welches sich gar nicht spaltet, man mag noch so viele Nägel oder Keile hinein schlagen. Dieses leztere nennen die Europäer Marienholz, und es ist besser, als irgend ein anderes, um gebogene Sparren zum Schiffsbau daraus zu machen. Ein anderes, welches hart und schwer ist, nennt man Eisenholz, und ist auf unsern westindischen Inseln bekannt genug, und von dem man sagt, daß es mit der Zeit das Eisen verzehre. Sie haben auch ein Holz, das man wegen seiner Leichtigkeit und seiner Farbe für Tannenholz halten sollte; aber es verträgt den Meissel des Bildhauers auf allerley Art, ohne sich zu spalten; und ich zweifle, daß wir in Europa ein ähnliches haben.

Vor allen aber haben die Siamesen so hohe und so gerade gewachsene Bäume, daß ein einziger hinreicht, um ein Fahrzeug oder Balon, wie die Portugiesen sagen, von 16 bis 20 Klaftern daraus zu machen. Sie höhlen den Baum aus, und hernach machen sie den inwendigen Raum durch das Feuer grösser. Hernach erhöhen sie die Seiten desselbigen durch Bretter von gleicher Länge, und endlich setzen sie an die zwey äussersten Spitzen ein sehr hohes Vorder- und Hintertheil, die ein wenig auswärts gebogen sind. Sie sind mit Bildhauerey und Vergoldung geziert, auch mit Perlenmutter eingelegt.

Unterdessen haben sie doch, bey diesen verschiedenen Arten von Hölzern, keine solche, welche wir in Europa kennen.

Sie können keine Maulbeerbäume aufbringen, und daher haben sie auch keine Seidenwürmer. Auch Lein wächst weder bey ihnen, noch an einem andern Ort in Indien, wenigstens macht man sich nichts aus demselbigen. Baumwolle, welche sie im Ueberflusse haben, ist ihnen, wie sie sagen, lieber und gesünder, weil der Baumwollenzeug nicht sobald, wenn er vom Schweiß benetzt wird, erkältet, und daher keine Erkältungen dem Menschen zuzieht, wie das leinene Tuch.

Sie haben Zimmt, das zwar schlechter ist, als das von der Insel Ceylon, aber doch besser als jedes andere. Sie haben auch Farbhölzer und Aloeholz, das aber in der That nicht so gut ist, als das Calamba aus Cochinchine, aber doch besser, als das Aloenholz aller andern Länder. Dieses Holz findet sich nur in Stücken, indem

es nur gewisse verdorbene Theile an Bäumen von einer gewissen Art sind. Es ist daher eine beschwerliche Arbeit, solche Bäume in den Wäldern aufzusuchen. Sonst war es zu Paris sehr theuer, jetzt aber ist es viel wohlfeiler.

Fünftes Kapitel.

Von den Metallen in Siam.

Kein Land steht in einem grössern Ruff, an Metallen reich zu seyn, als Siam, und die grosse Menge von Götzenbildern und andern gegossenen Werken, die man in demselben sieht, läßt vermuthen, daß dieses Land vor Zeiten besser angebaut und bevölkert war, als es gegenwärtig ist. Man glaubt sogar, daß sie daher die grosse Menge Goldes nehmen, womit ihr Aberglaube nicht nur ihre fast unzählichen Götzenbilder, sondern auch die Wände und die Dächer ihrer Tempel geziert hat. Man entdeckt noch täglich vor Zeiten angelegt gewesene Schachten, und die Ueberreste vieler Schmelzöfen, welche vielleicht während der alten Kriege mit Pegu verlassen worden sind.

Nichts destoweniger hat der gegenwärtig regierende König keine Gold- oder Silbermiene ausfindig machen können, welche der Bearbeitung werth gewesen wäre, ob man gleich Europäer, und unter andern einen Spanier, der aus Mexico gekommen war, bey dieser Arbeit angestellt hatte, welcher Spanier, wenn auch nicht ein grosses Glück gemacht, doch wenigstens zwanzig Jahre lang bis an seinen Tod seinen Unterhalt gefunden hatte, weil er dem Geitze des Königs durch erdichtete Versprechungen unermeßliche Schätze zu schmeicheln wußte.

Nachdem man an verschiedenen Orten in die Kreutz und Queere gegraben und gewühlt hatte, so fand man nichts, als einige arme Kupferminen, in welchen nur ein wenig Gold und Silber enthalten war. Kaum 500 Pfund Erz gab eine Unze Metall; und man versteht noch nicht die Kunst, die Metalle zu scheiden.

Aber um diese Mischung noch kostbarer zu machen, läßt der König von Siam noch Gold dazu setzen; und das ist es, was man Tombak nennt. Man sagt, daß die Minen der Insel Borneo von Natur reich daran sind, und die Seltenheit vermehrt den Preiß, so wie dadurch das berühmte korinthische Erz kostbarer wurde; was aber eigentlich bey den Siamesen den eigentlichen Werth davon ausmacht, ist die Menge des Goldes, welches man damit vermischt zu seyn glaubt. Wenn ihr Geitz etwas wünschet, so ist es das Gold, und nicht der Tombak. Wir haben es selbst gesehen, daß, wenn der König von Siam Kruzifixe machen ließ, um sie den Christen zu schenken, der edelste und kleinste Theil derselbigen, nemlich Christus, von Gold und das Creuz nur von Tombak war. Vincent le Blanc sagt: daß die Peguaner eine Mischung von Bley und Kupfer haben, die sie bald Ganze und bald Ganza nennen, und woraus sie Statuen und eine kleine Münze verfertigen, welche nicht von dem Regenten geprägt wird, sondern die jeder Privatmann zu machen das Recht hat.

Wir haben aus Siam den Herrn Vincent, einen provencalischen Arzt, zurück gebracht. Er war aus Frankreich mit dem seel. Bischoff von Babylon nach Persien gegangen, und das Gerücht von der Ankunft der ersten

Schiffe des Königes von Siam machte ihm Lust, mit ihnen abzureisen, und dadurch seine Rückreise nach Frankreich zu suchen. Er verstand Mathematik und Chemie, und daher stand er einige Zeit in den Diensten des Königs von Siam, um für seine Bergwerke zu sorgen. Dieser hat mir gesagt, daß er die Arbeiten der Siamesen einigermassen verbessert habe, so daß sie jetzt etwas mehr Nutzen daraus ziehen, als sonst. Er hat ihnen auf der Anhöhe eines Berges eine sehr gute Stahlmine gezeigt, welche zwar schon entdeckt war, von der sie aber keinen Gebrauch machten. Er hat ihnen auch Krystalle, Antimonium, Schmergel und eine Marmorader gezeigt. Ausserdem hat er eine Goldmine gefunden, die ihm reich zu seyn schien, so viel er davon urtheilen konnte, ohne Versuche darüber angestellt zu haben; er hat ihnen aber diesen Fund nicht entdeckt. Mehrere Siamesen, meistens Talapoins, befragten ihn heimlich über die Kunst, die Metalle zu reinigen und voneinander abzusondern, und brachten ihn verschiedene sehr reiche Stücken Erz. Aus einigen zog er eine Menge sehr reines Silber, und aus einigen andern Mischungen verschiedener Metalle.

Was das Zinn und das Bley anbetrift, so bauen die Siamesen schon seit langer Zeit sehr reichhaltige Bergwerke, und ob sie gleich gar nicht geschickt damit umzugehen wissen, so ziehen sie doch davon sehr grossen Nutzen. Dieses Zinn, oder, wie es die Portugiesen nennen, Calin, wird in ganz Indien abgesetzt. Es ist weich und nicht gut gereinigt; man sieht die Proben davon an den gewöhnlichen Theebüchsen, welche aus diesem Lande kommen. Um es aber härter und weisser zu machen, wie es

zu den schönsten Theebüchsen genommen wird, so mischen sie Galmey darunter, welches ein Mineral ist, das sich leicht zerbröckeln läßt; wenn man ihn mit Kupfer versetzt, so macht er es gelb. Er macht beyde Metalle spröder, und das damit vermischte Zinn heißt Toutenague. So viel sagte mir Herr Vincent von den Bergwerken in Siam.

In der Nachbarschaft der Stadt Louvò ist ein Magnetberg. Sie haben ferner einen andern bey der Stadt Jonsalam, die im bengalischen Meerbusen auf einer Insel liegt, die von der Küste von Siam nur einen Kanonenschuß weit entfernt liegt; allein der Magnet, welchen man aus Jonsalam zieht, verliert in drey oder vier Monaten seine Kraft; ich weiß nicht, ob dieß auch der Fall mit dem von Louvò ist.

In den Gebürgen von Siam findet man sehr feine Achate, und Herr Vincent hat mir gesagt, daß er in den Händen der Talapoins, die sich heimlich mit Nachsuchungen beschäftigen, Saphiere und Diamante gesehen habe, welche sie in den Gebürgen gefunden hatten. Man versicherte mir auch, daß Privatleute einige Diamanten hatten, und sie den Officieren des Königs geschenkt hätten; aber, weil sie keine Belohnung dafür erhielten, so wären sie nach Pegu gegangen.

Ich habe schon gesagt, daß die Stadt Campeng-pet durch ihre vortreflichen Stahlbergwerke berühmt ist. Die Einwohner des Landes schmieden aus diesem Stahl die Waffen nach ihrer Art, z. B. Säbel, Dolche und Messer. Das Messer, welches sie Pen nennen, ist in der ganzen

Welt bekannt, und nicht als eine Waffe zu betrachten, ob man sich gleich derselben auch dazu bedienen kann; die Klinge ist 3 bis 4 Zoll breit, und ungefähr einen Schuh lang. Säbel und Dolche theilt der König aus. Den Dolch tragen sie an der linken Seite ein wenig vorwärts. Die Portugiesen nennen ihn Christ, ein verstümmeltes Wort für Crids, dessen sich die Siamesen bedienen. Dieses Wort ist aus der Malayischen Sprache hergenommen, welche im ganzen Morgenland berühmt ist, und die Crids, welche man zu Achem auf der Insel Sumatra verfertiget, werden für die besten unter allen gehalten. Was den Säbel anbetrift, so trägt diesen ein Sklave beständig vor seinem Herrn her, und zwar auf der rechten Schulter, so wie man bey uns die Flinten auf der linken Schulter trägt.

Es gibt auch Eisenminen, welches Metall sie zu schmiden wissen; wie man mir aber sagte, so haben sie deren nicht viel. Uebrigens sind sie auch schlechte Schmiede. Sie haben auch nur hölzerne Anker auf ihren Galeeren, und damit diese Anker auf den Boden sinken, so binden sie Steine daran. Sie haben weder Nadeln, noch Nägel, weder Meisseln, noch Sägen. Zum Bau ihrer Häuser brauchen sie keine Nägel, ob sie gleich ganz von Holz sind. Jeder macht sich Nägel von Bambou; Vorlegschlösser lassen sie aus Japan kommen; die aus Eisen sind gut, aber die kupfernen sind sehr schlecht.

Sie machen ein schlechtes Schießpulver. Man sagt, der Fehler liege an dem Salpeter, den sie aus ihren Felsen ziehen, wo er sich aus dem Miste der Fledermäuse bildet. Dieser gibt es sehr viele in ganz Indien, und

zwar in beträchtlicher Grösse. Es mag aber hier der Salpeter gut oder schlecht seyn, so läßt der König nicht viel davon an die Fremden verkaufen.

Nachdem ich hier die natürlichen Reichthümer der Berge und Wälder von Siam beschrieben habe, so sollte ich jetzt von den Elephanten, Nasehörnern, Tigern und andern wilden Thieren, womit dieses Land bevölkert ist, reden; da aber dieser Gegenstand schon von andern Schriftstellern genug beschrieben worden ist, so will ich ihn mit Stillschweigen übergehen, und von den angebauten Ländereyen reden.

Sechstes Kapitel.

Von den angebauten Ländern und ihrer Fruchtbarkeit.

Der Erdboden ist gar nicht steinigt, und kaum findet man einen Kieselstein, welches mich auf den Gedanken bringt, daß es mit dem Lande Siam eben so gegangen ist, wie es mit Egypten gegangen seyn soll, und daß es sich nach und nach aus der thonartigen Erde, welche die Regengewässer von den Gebürgen herab spielten, gebildet habe. Vor der Mündung des Menam ist eine grosse schlammichte Bank, welche man nach dem Schiffsausdruck eine Barre nennt, und welche die Einfahrt grosser Schiffe verhindert. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich nach und nach vermehren, und mit der Zeit dem festen Land ein neues Ufer geben wird.

Dieser von den Gebürgen herabgekommene Schlamm ist also die wahre Ursache von der Fruchtbarkeit des Landes

Siam, vorzüglich da, wohin sich die Ueberschwemmung erstreckt; denn übrigens, und besonders in hohen Gegenden, ist alles kurz nach der Regenzeit trocken und von der Sonne verbrannt. Unter der heissen Zone, und selbst in Spanien, dessen Klima gemässigter ist, wenn die Länder von Natur fruchtbar sind, (wie z. B. zwischen Murcia und Karthagena, wo der Saame manchmal hundertfältige Frucht trägt) sind die Ländereyen ausserdem der Trockenheit, den Insekten und andern Unbequemlichkeiten so sehr unterworfen, daß sie oft der Erndte mehrere Jahre hinter einander beraubt werden. Und dieß ist das Schicksal aller Länder in Indien, welche nicht überschwemmt werden, und die auch ausser der Unfruchtbarkeit an darauf folgenden ansteckenden und pestartigen Krankheiten leiden. Allein die jährliche Ueberschwemmung gibt dem Lande Siam eine sichere und überflüssige Reiserndte, und macht dieses Königreich zur Ernährerin mehrer andern.

Ausser daß die Ueberschwemmung die Ländereyen düngt, tödet sie auch die Insekten; ob sie gleich noch viele davon übrig läßt, welche äusserst beschwerlich sind. Die Natur lehrt alle Thiere in Siam der Ueberschwemmung zu entgehen. Diejenigen Vögel, welche in unsern Ländern nicht an hohen Oertern aufsitzen, wie z. B. die Rebhühner, thun es in Siam. Die klugen Ameisen machen hier ihre Nester und Vorrathskammern auf die Bäume. Es gibt hier auch weiße Ameisen, die unter andern Zerstörungen, welche sie anrichten, die Bücher zerfressen. Die Missionairs sind genöthiget, um die ihrigen zu erhalten, sie auf dem Einband und auf dem Schnitt mit etwas Cheyram oder Lack zu überziehen, wel-

ches aber doch nicht hindert, sie aufzumachen. Bey dieser gebrauchten Vorsicht werden sie von den Ameisen nicht mehr angefressen, und sie vermehrt auch die Schönheit der Bücher; denn da dieser Lack mit nichts vermischt ist, das ihm eine Farbe geben könnte, so werden sie dadurch so glänzend, als wenn sie mit Glas bedeckt wären. Es wäre keine so theuere oder zu schwere Probe, wenn man versuchen wollte, ob nicht dieser Cheyram auch das Holz unserer Betten gegen die Wanzen schützen möchte. Das ist der nemliche Cheyram, der, wenn er auf Gaze gegossen wird, macht, daß sie hornartig aussieht. Man pflegt große Laternen damit zu überziehen, von denen man glauben sollte, daß sie aus einem einzigen Stück Horn verfertiget wären. Auch die kleinen rothlakirten Tassen, die aus Japan kommen, und über deren Leichtigkeit man erstaunt, sind von einem doppelt zusammengelegten Tuch, dem man die Gestalt einer Tasse gegeben, und mit diesen rothgefärbten Lack überzogen hat. Diese Tassen dauern aber nicht lang, wenn man allzuheisse Flüssigkeiten hinein gießt.

Um auf die Insekten zurück zu kommen, von welchen wir bey Gelegenheit zu reden angefangen haben, so sind die Stechmücken (Marinjouis) von eben der Natur, wie die unsrigen; aber die Hitze des Klima gibt ihnen so viel Stärke, daß auch lederne Strümpfe die Beine gegen den Stich derselbigen nicht sichern.

Der Tausendfuß ist in Siam, wie auf den amerikanischen Inseln bekannt. Man gibt diesem Insekt diesen Namen, weil er längst seines Körpers eine grosse Anzahl von Füssen hat, die im Verhältniß zu seiner Länge, die

5 bis 6 Zoll beträgt, sehr kurz sind. Was das sonderbarste ist, (ausser den ringförmigen Schuppen, welche den Körper bedecken, und die bey seinen Bewegungen ineinander eingreifen) ist, daß er zugleich mit seinem Kopf und mit seinem Schwanze beißt; aber diese Bisse sind nicht tödlich, ob gleich schmerzhaft. Einer von den Franzosen, die mit uns nach Siam kamen, und den wir daselbst zurück ließen, ließ sich in seinem Bette von einem solchen Insekt eine Viertelstunde lang beissen, ohne es zu wagen, seine eigene Hand sich zur Hülfe auszustrecken; er rief blos um Hülfe. Die Siamesen sagen, daß diese Tausendfüsse zwey Köpfe an den zwey Enden ihres Körpers hätten, und daß sie des Jahrs 6 Monate mit dem einen, und 6 Monate mit dem andern vorwärts gehn.

Allein in der Naturgeschichte ist ihnen wenig zu glauben. Sie haben eine Neigung zum Wunderbaren. Je unwahrscheinlicher dieses ist, desto leichter glauben sie es. Was sie von einer Art der Eidechsen, die sie Tocquay nennen, sagen, ist ein Beweis von ihrer Unwissenheit und Leichtglaubigkeit. Sie bilden sich ein, daß dieses Thier, wenn es fühlt, daß seine Leber übermässig anwachse, ein Geschrey mache, das ihm den Namen Tocquay gegeben hat, um ein anderes Insekt zu Hülfe zu rufen, und daß dieses andere Insekt ihm durch das Maul in den Leib hinein krieche, und das Ueberflüssige der Leber wegfresse. Nach dieser Mahlzeit kehre es wieder auf eben dem Wege aus dem Leibe des Tocquay wieder zurück.

Die Laternenträger haben, so wie die Käfer vier Flügel, welche im Fluge sichtbar sind; wenn sie aber in Ruhe sind, so werden die zwey kleinern von den grössern

bedeckt. Wir sahen nicht viele dieser Thiere, weil die Regenzeit vorbey war, als wir ans Land stiegen. Die Nordwinde, welche anfangen, wenn die Regen aufhören, tödten sie entweder, oder führen sie alle mit sich fort. Sie haben zwar einiges Feuer in den Augen; aber ihr größter Glanz kommt unter ihren Flügeln hervor, und schimmert nur in der Luft, wenn die Flügel entfaltet sind. Es ist daher nicht wahr, was man sagt, daß man sich in der Nacht derselben statt der Lichter bedienen könnte; denn wie könnte man sie immer so im Fluge erhalten, daß sie gerade diejenigen Gegenstände erleuchteten, die man erleuchtet haben wollte? Doch genug von den Insekten in Siam. Sie würden demjenigen Stoff zu einem grossen Buche geben, der sie alle genau kennte. Ich will nur bloß anmerken, daß es nicht nur in dem Fluß und in dem Meerbusen, sondern auch auf dem Lande sehr gefährliche gibt, welche verursachen, daß sich reiche Leute nur in Vergitterungen von Bambou baden.

Siebentes Kapitel.

Die Getraidarten in Siam.

Der Reiß ist die Haupterndte der Siamesen, und auch ihre beste Nahrung; er ist kühlend und nahrhaft. Ich sahe, daß die Mannschaft unserer Schiffe, welche mehr als drey Monate hintereinander Reiß bekommen hatte, es bedauerte, als man ihr wieder Zwieback vorsetzte, ob gleich dieser gut und wohl erhalten war.

Die Siamesen wissen durch die Erfahrung das Wasser, das Feuer und die Zeit zu bestimmen, welche der

Reiß braucht, um zu kochen, ohne das ein Körnchen davon aufspringt, und so dient er ihnen zum Brod. Jedoch essen sie ihn nicht, wie wir unser Brod, zu allen andern Speisen. Wenn sie z. B. Fleisch oder Fische essen, so essen sie dieselben ohne Reiß; und wenn sie Reiß essen, so essen sie ihn auch besonders. Sie drucken etwas davon mit dem äussersten ihrer Finger, um ihn zu einer Art Teig zu machen, und bringen ihn sodann in den Mund. Die Chinesen fassen ihre Speisen nie anders, als mit zwey kleinen viereckigten Stäbchen an, welche ihnen statt der Gabeln dienen. Sie setzen an ihre untere Lippe eine kleine porcellaine Tasse, worinn ihre Portion Reiß ist, und, indem sie dieselbige mit der linken Hand halten, ohne sich zu bücken, so streichen sie den Reis mit den zwey Stäbchen, die sie in der rechten Hand halten, in ihren Mund.

Die Morgenländer lassen manchmal den Reiß mit Fleisch und Pfeffer kochen, wozu sie auch Saffran thun, und dieses Gericht nennen sie Pilau. Das ist bey den Siamesen nicht gebräuchlich, sondern gewöhnlich kochen sie den Reiß in purem Wasser, manchmal auch in Milch, wie wir an den Fasttagen gethan haben.

Es wächst in Siam der Waitzen in hohen Gegenden, um die Ueberschwemmung zu vermeiden; sie begiessen ihn, wie bey uns in den Gärten die Pflanzen mit Gießkannen, oder sie leiten Regenwasser darauf hin, welches sie in noch höhern Wasserbehältnissen, als diese Aecker sind, aufbewahrt haben. Es mag nun aber die Mühe, oder der Aufwand daran Schuld seyn, oder daß der Reiß für Privatpersonen eine hinlängliche Kost ist, so wird nur für

den König Waitzen eingeerndet; und das vielleicht mehr der Neugierde, als des Geschmackes wegen. Sie nennen ihn Káou Possali; das Wort Káoû bedeutet schlechtweg Reiß. Da jedoch diese Worte weder arabisch, noch türkisch, noch persisch sind, so zweifle ich an dem, was man mir gesagt hat: daß der Reiß durch die Mauren nach Siam gebracht worden wäre. Die Franzosen, welche in Siam wohnen, lassen Mehl aus Surate kommen, ob es gleich nahe bey Siam eine Windmühle gibt, um Getreide zu mahlen, und eine andere bey Louvò.

Uebrigens war das Brod, welches der König von Siam ausgab, so trocken, daß der in reinem Wasser gekochte Reiß, so fade er auch war, mir weit besser schmeckte. Daher wundere ich mich um so weniger über das, was die Beschreibungen von China sagen: daß der Regent dieses grossen Reichs, ob er gleich Brod hat, dennoch den Reiß weit lieber ißt. Nichts desto weniger versicherten mir Europäer, daß das Waitzenbrod in Siam gut sey, und daß die Trockenheit des unsrigen von etwas wenigem Reißmehl herkommen müßte, das man ohne Zweifel aus Sparsamkeit unter den Waitzen gemacht habe; vielleicht auch aus Furcht, es möchte ihnen an Brod fehlen.

Ich habe in Siam andere Erbsen gesehen, als die unsrigen sind. Die Siamesen halten, wie wir, mehr als eine Art von Erndte; aber sie halten jährlich auf einem und eben demselbigen Stück Landes nur eine einzige, nicht als wenn der Boden nicht gut genug wäre, um jährlich zwey Erndten zu geben, wie man von einigen andern Gegenden in Indien sagt, wenn die Ueberschwemmung nicht so lange dauerte. Sie haben auch türkisches Korn,

aber nur in den Gärten. Sie sieden oder braten dasselbige, und essen die ganze Aehre, ohne die Körner abzusondern.

Achtes Kapitel.

Von dem Feldbau und der Verschiedenheit der Jahrszeiten.

Zum Feldbau werden sowohl Ochsen als Büffel gebraucht. Sie regieren sie mit einem durch ein Loch gezogenen Strick, welches sie durch den Knorpel machen, der die Nasenlöcher absondert; und damit der Strick nicht durchschlüpfe, wenn sie anziehen, so machen sie an die beyden Enden einen Knoten; eben dieser Strick geht auch durch ein Loch, das am Ende der Deichsel ihres Pfluges ist.

Der Pflug der Siamesen ist ganz einfach und ohne Räder. Er besteht aus einem langen Stück Holz, welches die Deichsel desselbigen ist, aus einem andern krummen Holz, womit man ihn anfassen kann, und aus einem andern kürzern und stärkern, welches an das vorige befestiget ist, und unten mit demselbigen fast zwey gerade Dreyecke macht, und dieses ist die Pflugschaar. Sie verbinden diese Theile nicht mit Nägeln, sondern mit einer Art von Stricken.

Sie bedienen sich der Arbeitsochsen, um den Reiß zu dreschen. Wenn er mit den Füssen zertretten ist, so lassen sie ihn nach und nach von der Höhe herabfallen, damit der Wind die Spreu fortreibe. Und weil der Reiß eine harte Hülse hat, beynahe wie der Dünkel, ein in Flandern und an andern Orten sehr bekannte Getrei-

deart, so stossen sie ihn in einem hölzernen Mörser mit einem hölzernen Stempel, oder in einer Handmühle, deren Theile ebenfalls alle von Holz sind.

Sie kennen nur drey Jahrszeiten, den Winter, welchen sie Na-náon, den Anfang der Kälte nennen; den kleinen Sommer, der bey ihnen Na-rôn, der Anfang der Hitze heißt; und den grossen Sommer, der bey ihnen den Namen Na-rôn-yaï, der Anfang der grossen Hitze hat, und der ihre Bäume der Blätter beraubt, so wie die Kälte die unsrigen entlaubt. Sie haben zwey Jahre von zwölf Monaten, und ein drittes von dreyzehn.

Sie haben kein Wort, um die Woche auszudrücken; aber sie nennen sieben Tage, wie wir, nach den Planeten; es sind auch ihre Tage den unsrigen ähnlich, d. i. wenn bey ihnen Montag ist, so ist er es auch bey uns. Doch bey ihnen fängt der Tag ungefähr sechs Stunden eher an, als bey uns. Unter den Namen, welche sie den Planeten geben, heißt der Merkur Pout, ein Persisches Wort, das so viel als Götzenbild bedeutet, wo auch PoutGheda oder Pagode ein heidnischer Tempel herkommt.

Sie fangen ihr Jahr nach gewissen Regeln am ersten Tag des Monats November oder December an. Sie bezeichnen die Jahre nicht immer durch ihre Anzahl, sondern durch besondere Namen, die sie ihnen geben; denn sie bedienen sich eines Cyklus von 60 Jahren, wie andere Morgenländer.

Ein Cyklus von 60 Jahren ist eine Umwälzung von 60 Jahren, so wie eine Woche eine Umwälzung von 7

Tagen ist, und sie haben Namen für die Jahre eines Cyklus, wie wir sie für die Tage der Woche haben. Es ist wahr, ich konnte nicht entdecken, daß sie mehr als zwölf verschiedene Namen hätten, die sie fünfmal in einem jeden Cyklus wiederholen, um die Zahl von 60 zu erreichen, und zwar, wie man mir sagte, durch unterscheidende Beysätze. Sie nennen daher z. B. ein Jahr das Jahr der grossen Schlange, des Schweins u. s. w.

Ihre Monate werden insgemein auf 30 Tage geschätzt. Ich sage insgemein; weil nach der astronomischen Genauigkeit es von Zeit zu Zeit einige längere oder kürzere Monate geben kann. Die Siamesen geben ihren Monaten keine Namen, wie wir, sondern nennen sie nur nach ihrer Ordnung das erste, zweite, dritte Monat u. s. w.

Die zwey ersten Monate, welche ungefähr mit unserm December und Januar übereinkommen, machen den Winter in Siam aus; das dritte, vierte und fünfte gehören zum kleinen, und die sieben andern zum grossen Sommer. Sie haben also den Winter zu eben der Zeit, da wir ihn haben, weil sie, wie wir, auf der nördlichen Seite der Mittagslinie wohnen; allein ihr größter Winter ist wenigstens so heiß, als unser Sommer. Ausser der Zeit der Ueberschwemmung bedecken sie immer die Pflanzen in ihren Gärten wegen der Sonnenhitze, so wie wir die unsrigen manchmal wegen der kalten Nächte oder des Winters zudecken. Was aber ihre Personen anbetrift, so macht die Verminderung der Hitze ihnen die Kälte sehr beschwerlich. Der kleine Sommer ist ihr Frühling; vom Herbste wissen sie gar nichts. Sie sind mit einem

großen Sommer zufrieden, ob es gleich scheint, daß man nach Art der Alten zwey zählen könnte, welche von Indien geschrieben haben, weil sie zweymal im Jahr die Sonne im Scheitelpunkte haben; einmal, wenn sie von der Mittagslinie in den Wendezirkel des Krebses kommt, und das anderemal, wenn sie aus diesem Wendezirkel in die Linie zurücke kehrt.

Ihr Winter ist trocken, und ihr Sommer regnerisch. Die heisse Zone wäre ohne Zweifel unbewohnbar, wie die Alten glaubten, ohne diese wunderbare Veranstaltung der Vorsehung, welche gemacht hat, daß die Sonne daselbst immer Wolken und Regen zusammen zieht, und der Wind unaufhörlich von einem der Pole herweht, wenn sie sich wendet. So regieren in Siam im Winter immer Nordwinde, und temperiren die Luft bis zu einer empfindlichen Kühle. Im Sommer aber, wenn die Sonne auf der Nordseite der Linie und im Scheitelpunkte der Siamesen steht, bringen die Mittagswinde, welche daselbst beständig wehen, unaufhörliche Regen, oder machen wenigstens, daß die Zeit daselbst immer zum Regnen geneigt ist, welches auf die Gedanken bringen sollte, ob man nicht diese Regenzeit schicklicher Winter nennen sollte. Das ist eine unveränderliche Regel für die Winde, welche die Portugiesen Moncaõs und wir Moussons nennen. Sie verursacht aber auch, daß die Schiffe fast sechs Monate lang wegen der Nordwinde nicht in Siam landen können, und daß sie fast eben so lange wegen der Mittagswinde aus diesem Lande nicht wegseegeln können.

Die Siamesen geben ihren Feldern keine schöne äusserliche Gestalt. Wenn sie durch den Regen genug

erweicht sind, so pflügen und besäen sie dieselbigen, und wenn das Wasser sich wieder verlaufen hat, so halten sie ihre Erndte, zuweilen aber, wenn das Wasser noch auf den Feldern steht, und sie sich noch der Kähne bedienen müssen. Jedes überschwemmte Land ist gut zum Reißbau, und man sagt, daß die Aehre immer aus dem Wasser hervorragt, daß, wenn das Wasser in vier und zwanzig Stunden einen Fuß hoch anwächst, auch der Reiß in vier und zwanzig Stunden eben so hoch wachse. Ob man mir aber gleich versicherte, daß dieses bisweilen geschehe, so kann ich es doch kaum glauben; es ist mir vielmehr wahrscheinlich, daß, wenn die Ueberschwemmung manchmal an gewissen Orten den Reiß übersteigt, sie ihn verdirbt.

Sie erndten auch Reiß in solchen Gegenden des Königreiches, welche von den Regen nicht überschwemmt werden, und dieser ist kräftiger, schmackhafter und läßt sich längere Zeit aufbewahren. Wenn er auf dem Felde, wo man ihn hingesäet hat, etwas heran gewachsen ist, so verpflanzt man ihn auf ein anderes, welches man vorher folgendermassen zubereitet hat. Man überschwemmt es, bis es ganz durchweicht ist, und dazu bedient man sich höher liegender Wasserbehältnisse, oder man hält das Regenwasser dadurch auf dem Felde zurück, daß man rings um dasselbige einen kleinen Erdwall aufwirft. Endlich läßt man das Wasser wegfliessen, bearbeitet das Land, macht es eben, und pflanzt die Reißpflanzen in dasselbige, indem man mit dem Daumen Löcher in die Erde macht.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß die alten Siamesen nur von Erdfrüchten und von Fischen gelebt

haben, wie es noch jetzt viele Völker auf der afrikanischen Küste thun, und daß sie erst in der Folge von den Chinesen den Ackerbau lernten. Wir lesen in der Geschichte von China, daß vor Alters der Kaiser in eigener Person jährlich die erste Hand an den Pflug in diesem grossen Reiche gelegt habe, und daß man von der Erndte, die man von seiner Arbeit machte, Brod zum Opfern verfertigte. Der rechtmässige König von Tonquin und Cochinchina, welcher den Namen Bùa hat, beobachtet diesen Gebrauch noch immer, und von allen königlichen Verrichtungen ist ihm fast nur diese allein übrig geblieben. Die wichtigsten werden von zwey erblichen Statthaltern ausgeführt, davon der eine zu Tonquin und der andere in Cochinchina sich aufhält, welche miteinander Krieg führen, und die wirklichen Herren sind, ob sie gleich vorgeben, den Bua zu Tonquin für ihren Herrn zu erkennen.

Auch der König von Siam legte sonst an einem gewissen Tage des Jahrs Hand an den Pflug; aber fast seit einem Jahrhunderte und wegen einer aberglaubischen Beobachtung eines schlimmen Vorbedeutungszeichens thut er es nicht mehr, sondern überläßt diese Ceremonie einem Schattenkönig, den man jährlich zu dem Ende erwählt. Er darf jedoch nicht den eigentlichen Namen eines Königes führen, sondern heißt: Oc-yà-Káou, d. i. Reiß-König. Er sitzt auf einen Ochsen, wenn er sich auf das Feld zum Ackern begibt, begleitet von einem grossen Gefolge der Officiere, welche ihm gehorchen. Diese Maskerade trägt ihm in einem einzigen Tag so viel ein, daß er das ganze Jahr davon leben kann; und sie wird doch nicht durch den Aberglauben, der die Könige davon

weggebracht hat, für übelbedeutend gehalten. Ich vermuthe also, daß dieser Gebrauch, die Erde zuerst durch die Regenten umackern zu lassen, zugleich mit dem Ackerbau aus China nach Tonquin und Siam gekommen ist. Er ist vielleicht aus keiner andern Ursache erfunden worden, als um den Ackerbau durch das Beyspiel der Könige in Ansehen zu bringen; allein er ist mit vielem Aberglauben und mit Gebeten, die an die guten undbösen Geister gerichtet sind, vermischt, von welchen sie glauben, daß sie den Erdfrüchten sowohl nutzen als schaden können. Unter andern bringt ihnen der Reißkönig mitten auf dem Felde ein Opfer von einem Haufen Reißgarben, welche er mit eigener Hand anzündet.

Neuntes Kapitel.

Die Gärten der Siamesen und bey Gelegenheit von ihren Getränken.

Die Siamesen beschäftigen sich nicht weniger mit dem Garten- als mit dem Feldbau. Sie haben Hülsenfrüchte und Wurzelgewächse, welche aber meistens anders, als die unsrigen beschaffen sind. Unter ihren Wurzelgewächsen verdient die Patate eine besondere Beschreibung. Sie ist in der Gestalt und fast auch in der Grösse einer Rübe; aussen ist sie manchmal weiß, manchmal roth, manchmal aber violet; ich habe aber nur solche von der ersten Art gesehen. Wenn sie unter der Asche gebraten wird, so hat sie den Geschmack einer Kastanie. Wir haben sie auf den westindischen Inseln kennen lernen, wo sie oft die Stelle des Brodes vertretten soll. Ich habe zu Siam kleine Zwiebeln, aber keine grossen gesehen, nebst vielen

andern Zugemüssen. Aber sie haben keine rechten Melonen, keine Erdbeere, keine Himbeere, keine Artischocke; aber viel Spargel, den sie aber nicht essen. Sie haben keinen Sellery, keine Birnen, keinen Kohl, keinen Blumenkohl, keine Steckrüben, keine gelbe Rüben, keinen Knoblauch, kein Körbelkraut, noch die wenigsten der Kräuter, wovon wir unsere Salate machen. Und doch haben die Holländer alle diese Pflanzen zu Batavia, woraus sich der Schluß machen läßt, daß sie auch in Siam fortkommen würden, wenn sie dort angepflanzt wären. Es gibt große Erdschwämme, die aber geschmacklos sind. Auch findet man daselbst keine Trüffeln, selbst diejenige Art nicht, welche ohne Geschmack und ohne Geruch ist, welche die Spanier criadillas de tierra nennen, und in ihre Töpfe werfen.

Die Siamesen essen die Kukummern roh, wie man es im ganzen Morgenlande, und selbst in Spanien, thut; es ist möglich, daß ihre Kukummern gesünder, als die unsrigen sind, weil sie von dem Essich nicht hart gemacht werden. Sie betrachten sie als eine Art von Wassermelonen und nennen sie auch so. Herr Vincent hat mir gesagt, daß ein Perser 36 Pfund Melonen oder Kukummern zu Anfange der Zeit dieser Früchte aß, um sich zu reinigen. Die Zwiebeln und die Rüben haben in Siam einen angenehmern Geschmack, als in Frankreich. Diese Arten von Pflanzen verlieren durch die grosse Hitze etwas von ihrer Kraft.

In den Gärten von Siam habe ich viele Tüberosen gesehen, aber weder Rosen, noch Blumennelken, man sagte mir aber doch, daß es viele Nelken, aber wenig

Rosen gäbe, und daß diese Blumen daselbst weniger Geruch haben, als in Europa, so daß beynahe die Rosen dort ganz geruchlos sind. Auch der Jasmin ist so selten, daß niemand, wie man sagt, einen hat, als der König. Man gab uns zwey oder drey Blüthen davon als ein Wunder. Amarant gibt es in Menge. Es sind ihnen also die meisten Blumen und Pflanzen, welche unsere Gärten zieren, unbekannt; statt deren haben sie andere, welche ihnen eigenthümlich sind, und sich durch Schönheit und Geruch auszeichnen. Ich habe einige bemerkt, welche nur in der Nacht riechen, weil die Hitze des Tags ihre Geistigkeit verzehrt. Es haben auch unsere Blumen zu Abends einen stärkern Geruch, und einige von ihnen, aber wenige, geben nur in der Nacht einen Geruch von sich.

Alles dasjenige, was nicht von Natur einen starken Geschmack und Geruch hat, kann denselben in den sehr heissen Ländern nicht erhalten. Ob man gleich in Persien und zu Surate Weintrauben hat, so kann man doch mit der möglichsten Mühe dort keine Muskatellertraube fortbringen. Die besten Fechser, welche man aus Europa dorthin gebracht hat, arten sogleich aus, und geben schon im zweyten Jahre nichts, als gemeine Trauben. Aber in Siam, wo das Klima noch heisser ist, gibt es gar keine guten Weintrauben. Die wenigen Weinstöcke, welche man zu Louvo in dem Garten des Königs gebracht hat, geben nur einige schlechte Trauben, deren Beere klein und von einen herben Geschmack sind.

Reines Wasser ist der gewöhnliche Trank. Sie pflegen aber dem Wasser einen künstlichen Geschmack zu

geben, anstatt nach unsrem Geschmack dasjenige das beste Wasser ist, welches keinen Beygeschmack hat. Da die Siamesen das Wasser nicht aus den Quellen schöpfen, welche ohne Zweifel zu weit entfernt sind, so ist dasselbige auch nicht gesund, wenn es nicht mehr oder wenige Tage, je nachdem die Ueberschwemmung hoch oder niedrig ist, hingestellt wird, bis sich die Wasser der Ueberschwemmung verlaufen haben; denn wenn sie sich zurück ziehen, so sind sie sehr mit Schlamm, und vielleicht auch mit schädlichen Feuchtigkeiten, die sie auf dem Lande mitnehmen, vermischt, oder wenn der Fluß selbst in sein immer sehr schlammigtes Beet zurück getretten ist, so ist das Wasser desselben korrosiver, verursacht Durchlauf und Ruhr, und man kann es nicht ohne Gefahr trinken, wenn man es nicht drey Wochen oder einen Monat lang in grossen Krügen hat stehen lassen.

Zu Louvò ist das Wasser noch ungesunder, als zu Siam, weil nicht der ganze Fluß, sondern nur ein Arm dahin kommt, den man abgeleitet hat, und der immer nach der Regenzeit seichter wird, und zuletzt bis auf sein Beet austrocknet. Der König von Siam trinkt Wasser aus einem grossen Wasserbehältniß, das er hat anlegen lassen und beständig bewachen läßt. Ausser diesem hat der König eine Stunde von Louvò ein kleines Behältniß, das Tlée-Poussone, d. i. das reiche Meer, heißt. Es ist am Rande gewisser Erdvertiefungen gebaut von zwey oder drey Stunden im Umfang, welche das Regenwasser aufnehmen und aufbewahren. Dieser kleine See hat eine irregulaire Gestalt, aber sein Wasser ist gesund, weil er tief und ruhig ist.

Die Siamesen trinken Thee zum Vergnügen; wenn ich aber die Siamesen sage, so verstehe ich nur die Einwohner der Stadt Siam darunter, denn in allen andern Gegenden des Reichs ist der Gebrauch des Thees unbekannt. Aber zu Siam ist er ganz zur Mode geworden, und es ist eine nothwendige Höflichkeit, denjenigen Thee vorzusetzen, welche einen Besuch machen. Sie nennen ihn Tcha, wie die Chinesen, und sie haben nicht zwey Wörter, das eine für das, was wir Thee, und das andere für das, was wir Cha oder Theeblumen nennen. Das ist gewiß, daß der Thee keine Blume ist, sondern aus Blättern besteht. Die Siamesen zählen drey Sorten von Thee, der Tcha-boüi oder Théboüi, welcher etwas röthlich ist, und wie man sagt, dicke macht und verstopft (daher hält man ihn auch zu Siam für ein Mittel gegen den Durchlauf), der Thé Somloo, welcher im Gegentheil gelinde abführt, und eine dritte Art von Thee, welcher, so viel ich weiß, keinen besondern Namen, auch keine besondere Wirkung hat. Die Chinesen und alle Morgenländer bedienen sich des Thees als ein Hülfsmittel gegen das Kopfweh; aber dann trinken sie fünf oder sechs Tassen, legen sich zu Bette, decken sich zu und schwitzen. Da es aber in diesen heissen Ländern gar leicht ist, den schweißtreibenden Mitteln eine Wirkung zu verschaffen, so werden dort auch fast alle als Universalmittel angesehen. — Sie bereiten den Thee auf folgende Art zu. Sie haben kupferne, inwendig verzinnte Häfen, in welchen sie das Wasser sieden lassen, welches sehr geschwind geschieht, da das Kupfer sehr dünn ist. Wenn ich mich anderst recht erinnere, so kommt dieses Kupfer aus Japan; es läßt sich leicht bearbeiten, und ich zweifle, ob

wir ein so weiches in Europa haben. Man nennt diese Töpfe **Boulis**. Sie haben auch Töpfe von rother Erde, welche aussen ohne Glasur, und ohne Geschmack sind. Sie spülen zuerst diese irrdene Töpfe mit siedendem Wasser aus, um sie zu erhitzen, dann werfen sie so viel Thee, als man mit zwey Fingern fassen kann, hinein, und endlich giessen sie siedendes Wasser daran. Wenn der Thee aufgelöset genug ist, d. h. wenn die Blätter auf den Boden sinken, dann giessen sie ihn in porcellaine Tassen, welche sie aber anfangs nur halb voll machen, damit, wenn er ihnen zu stark oder zu schwach zu seyn scheint, sie ihn mit reinem Wasser temperiren können, welches sie immer siedend in einem kupfernen Kessel dabey haben. Sie werfen keinen Zucker in die Tassen, sondern nehmen ein Stückchen davon in den Mund, in welches sie etwas hinein beissen, wenn sie den Thee trinken. Wenn sie keinen Thee mehr trinken wollen, so stürzen sie die obere Tasse auf die untere um; denn es ist bey ihnen die größte Unhöflichkeit unter der Sonne es abzuschlagen, und wenn man die Tasse offen stehend hinreicht, so unterläßt man nicht, aufs neue Thee einzuschenken, welchen man annehmen muß. Wem aber die Tasse nicht wieder voll geschenkt wird, dem wird auf das deutlichste zu verstehen gegeben, daß man niemals mehr einen Besuch von ihm erwarte. Kenner wollen behaupten, daß das Wasser zum Thee nicht das reinste seyn dürfe, sondern daß das Cisternenwasser sich besser dazu schicke, als das ganz reine.

Wenn übrigens die Chinesen den Thee so warm trinken, so thun sie es, weil sie die Erfahrung haben, daß er auf diese Art gesünder und angenehmer ist. So

viel ist auch sicher, daß die Auflösung des Thee in warmen Wasser geschwinder von sich geht, als im kalten.

Die Siamesen halten sich aber nicht bloß an den Thee, sondern sie trinken auch gern Wein, wenn sie ihn haben, ob ihnen gleich alle berauschende Getränke durch ihre Moral verbotten sind. Die Engländer und Holländer bringen ihnen manchmal Wein aus Schiras in Persien oder aus Europa. Unsere Weine von Bordeaux und Cahors kommen sehr gut nach Siam, wenn sie auch gleich zweymal die Linie passirt haben, und selbst bey der Rückreise haben wir den Ueberrest dieser Weine fast noch stärker und besser erhalten gefunden, als wenn er immer auf dem festen Lande geblieben wäre. Ich sage nichts von den sogenannten chinesischen und japanischen Weinen, welche weiter nichts als eine Art von stark gemischten Bieren sind, sich aber sehr angenehm trinken lassen. Ich habe eine Bouteille von dem sogenannten chinesischen Wein mitgenommen; aber ich habe ihn nicht bis nach Frankreich erhalten können, ob sich gleich die holländischen Biere bis nach Indien sehr gut erhalten.

Die Siamsen trinken noch zwey Arten von Getränken, welche sie Tari und Neri heißen. Sie ziehen dieselbigen von zwey Arten der Bäume, die den allgemeinen Namen der Bäume, die, wie der Palmbaum, große Blätter haben, Palmiten führen. Um sich dieses Getränke zu verschaffen, machen sie in die Rinde des Baums einen Einschnitt, hängen eine Bouteille so fest, als es nur immer möglich ist, daran, und verkleben sie dann mit Thon, damit keine Luft hinein kann. Am folgenden Morgen ist die Bouteille voll. Und dieses Gefäß

ist gewöhnlich ein ausgeholter grosser Bambou, dessen Knoten zum Boden dienet. Aber diese Getränke halten sich nicht lange; sie werden sauer, und dann bedient man sich ihrer als Essig. Der Tàri kommt von einem wilden Cocosbaum, und der Nerl von dem Arekabaum, wovon ich bald mehr reden werde.

Da aber in den heissen Ländern die Lebensgeister bald verfliegen, so sucht man solche Dinge, welche sie geben. Man liebt daher den Brantwein leidenschaftlich. Die Siamesen machen dergleichen aus Reiß, den sie oft mit Kalk vermischen. Von Reiß machen sie auch eine Art von Bier, das sie aber nicht trinken, sondern sie verwandeln dasselbige in einen Brantwein, den sie Láou, und die Portugiesen Arak nennen, welches leztere ein arabisches Wort ist und eigentlich Schweiß, figürlich aber eine Essenz und Brantwein heißt. Aus der Art vom Bier machen sie auch einen Essig.

Die zu Siam wohnenden Engländer bedienen sich eines Getränkes, das sie Punch nennen, welchen die Indianer für sehr köstlich halten. Uebrigens trinken die Mauren in Siam auch Kaffee, der aus Arabien kommt, und die Portugiesen genießen Chokolade, welche aus Manilla, der Hauptstadt der philippinischen Inseln, oder aus dem spanischen Westindien hergebracht wird.

Die Siamesen lieben die Früchte mehr, als sonst etwas anders; sie essen dieselbigen den ganzen Tag, wenn sie dergleichen haben. Aber, die Orangen, Citronen und Granatäpfel ausgenommen, haben sie keine Frucht, welche die Europäer kennen. Die Citronen, welche bey ihnen Ma-crout heissen, sind klein, saftig und sehr säuer-

lich; die Schaale ist sehr glatt. Sie haben mir von einer besondern Eigenschaft zu seyn geschienen; denn wenn auch des Inwendige verfault ist, so bleibt doch noch ihre Schaale ganz und unverdorben. Sie haben aber mehrere Arten sauere Citronen; hingegen ihre Pomeranzen und Granatäpfel sind alle süß, wenn man anderst nicht die Pompelmuse, welche eben die Gestalt haben, aber groß wie die Melonen sind und nicht viel Saft haben, dazu rechnet. Die Siamesen zählen sie mit Grund unter die Pomeranzenarten, und nennen sie Soum-ô, denn Soum heißt eine Pomeranze. Unter den süssen Pomeranzen haben die bessern eine dunkelgrüne und nicht glatte Schaale und heissen Soum-kéou, das heißt, Kristall-Pomeranzen, nicht weil sie durchsichtig sind, sondern weil sie ihnen in ihrer Art so schätzbar sind, als Kristall, den sie sehr hoch schätzen. Sie geben diese Früchte ihren Kranken, und kaufen sie, wie man sagt, das Stück für fünf Sols, wenn die rechte Jahrszeit vorbey ist. Es ist dieses ein beträchtlicher Aufwand in einem Lande, wo der Mensch gemeiniglich mit zwey Liards des Tages leben kann.

Es giebt aber nicht das ganze Jahr hindurch dergleichen Früchte; doch giebt es immer die eine oder die andere Art. Es giebt auch das ganze Jahr durch diejenige Frucht, welche die Europäer Bananen oder indianische Feigen nennen, die Siamesen aber Clouéi. Alle andere Früchte dauern nur auf eine gewisse Zeit. Nur auf der Nordspitze der Insel Sumatra zu Achem giebt sie die Natur zu jeder Jahrszeit. Auch das schöne Schilfrohr, das nur einen einzigen Schuß hat und oft neun bis zehn Fuß lang ist, wächst nur in Achem; aber

der Reiß, welcher die Hauptnahrung der Einwohner ist, fehlt ihnen oft; und sie kaufen ihn alsdann sehr theuer für Geld, das sie bey sich in einem solchen Ueberflusse finden, daß sie dasselbige, ohne Philosophen zu seyn, verachten.

Hier muß ich noch von der Frucht des Arekabaums reden. Die Siamesen nennen sie Plou, und sie ist eine Art von einer großen Eichel, welche aber nicht in der holzartigen halb runden Schale steckt, wie die unsrigen. Wenn diese Frucht noch zart ist, so hat sie in ihrer Mitte eine graulichte Substanz, welche so weich ist, als Brey. Je nachdem aber die Frucht trocknet, so wird sie gelb und härter, und auch die in der Mitte befindliche weiche Substanz verhärtet. Wenn man sie mit einem Messer in vier Theile getheilt hat, so nimmt man jedesmal ein Viertel davon, und kaut es mit einem den Epheu ähnlichen Blat, welches die Europäer Bétel, die Siamesen aber Mak nennen. Man rollt es zusammen, um es leichter in den Mund zu bringen, und legt zu einem jeden ein wenig Muschelkalk, der, ich weiß nicht durch welche Kunst, roth gefärbt ist. Deswegen tragen die Indianer beständig diese Art von Kalk in einem ganz kleinen porcellainen Büchsgen bey sich, denn sie nehmen so wenig davon zu einem jeden Blat, daß sie des Tags nicht viel brauchen, ob sie gleich unaufhörlich Areka und Betel geniessen. Jene, wenn sie noch frisch ist, verzehrt sich ganz, so wie man sie kauet, und die trockne hat noch immer etwas Mark.

Die merkliche Wirkung von dem Kauen dieser Frucht und dieses Blates ist, daß man viel ausspucken muß, wenn man den Saft und den Speichel nicht lieber hinunter

schluckt; es ist aber gut, wenn man wenigstens die drey oder vier ersten Mundvoll ausspuckt, um nicht den Kalk in sich zu schlucken. Die andern Wirkungen sind weniger merklich. — Wie aber der Arekabetel den Speichel roth färbt, wenn man auch keinen rothen Kalk darunter mischt, so lassen sie auch an den Lippen und an den Zähnen eine röthlichte Farbe zurück. An den Lippen vergeht sie wieder; aber an den Zähnen verdunkelt sie sich nach und nach bis zu einer schwarzen Farbe, so daß Leute, welche reinlich an sich seyn wollen, ihre Zähne schwarz färben, weil sonst der Schmutz, den der Arekabetel auf den weissen Zähnen zurücke läßt, durch diese widrige Farbenmischung einen unangenehmen Anblick macht, den man unter dem gemeinen Volke bemerkt. Im Vorbeygehen will ich noch dieses bemerken, daß die Siamesen, als sie die Portraite unsrer Damen, die wir nach Siam brachten, mit rothen Lippen sahen, sagten, wir müßten in Frankreich einen bessern Betel haben, als der ihrige ist.

Um ihre Zähne schwarz zu färben, legen sie sehr saure entzwey geschnittene Citronen darauf, welche sie eine Stunde, oder noch länger, mit den Backen und Lippen halten. Dieses, sagen sie, macht die Zähne ein wenig mürbe. Hierauf reiben sie dieselbigen mit einem Saft, der aus einer gewissen Kokosnuß kommt, wenn man sie verbrennt, und dann ist die Operation gemacht. Nichts destoweniger beliebt es ihnen manchmal zu sagen, daß diese Operation drey Tage daure, während welcher man auf dem Bauche liegen muß und nichts festes essen darf; wie man mir aber versicherte, so ist dieses nicht wahr, und es ist schon genug, einige Tage nichts warmes zu genießen. Ich

glaube auch gar wohl, daß die Zähne dadurch so stumpf sind, daß man damit einige Zeit nichts hartes beissen kann. Man muß diese Operation von Zeit zu Zeit wiederholen, um sie dauerhaft zu machen; denn diese schwarze Farbe hängt sich nicht so fest an die Zähne, daß sie nicht mit einem Pulver von gebrannter Brodrinde wieder weggebracht werden könnte. Sie pflegen auch den Nagel der kleinen Finger roth zu färben, und zu dem Ende schaben sie denselbigen ab, und dann bringen sie einen gewissen Saft darauf, welche sie aus Citronen und den Blättern eines gewissen Baums ziehen, der in allen Stücken den Granatbaum ähnlich ist, ausser daß er keine Früchte trägt.

Uebrigens hat der Arekabaum, so wie alle palmartige Bäume, keine Aeste, aber lange und breite Blätter, und diese stehen oben am Stamme. Alle Jahre treiben diese Arten von Bäumen neue Blätter, welche mitten aus den Blättern des vorhergehenden Jahrs hervorkommen. Diese fallen alsdann ab, und lassen eine Spur an den Stamme zurück, so daß man aus diesen Spuren, welche lauter Knöten ausmachen und ganz nahe an einander sind, die Jahre oder das Alter des Baums erkennen kann.

So viel von dem Umfang und der Fruchtbarkeit des Königreichs Siam. Nun will ich von den Sitten der Siamesen überhaupt reden, das ist, von ihren Kleidern, von ihren Wohnungen, von ihren Hausgeräthschaften, von ihren Mahlzeiten und von ihren Vergnügungen.

Zweyte Abtheilung.

Von den Sitten der Siamesen überhaupt.

Erstes Kapitel.

Von der Kleidung und der Bildung der Siamesen.

Sie kleiden sich fast gar nicht. Tacitus sagt von den Deutschen seiner Zeit, daß sie entweder ganz nackend, oder nur mit leichten Ueberröcken bedeckt waren. Noch heutiges Tags giebt es Wilde in Nordamerika, die fast ganz nackend sind; welches nach meiner Meynung zu beweisen scheint, daß mehr die Einfachheit der Sitten, als die Hitze die Ursache von der Nacktheit der Siamesen ist, so wie sich auch die Wilden aus dieser Ursache nicht bekleiden. Den Franzosen, welche nach Siam kommen, sind die Kleider freylich beynahe unerträglich, wenn sie sich der Leibesbewegungen nicht enthalten können; aber es ist ihnen ungesund, sich zu entkleiden, indem das Ungemach einer gar zu heissen Luft nicht weniger, als das einer gar zu kalten, an die man sich nicht gewöhnt hat, zu fürchten ist, doch mit dem Unterschied, daß es in den heissen Ländern für die Gesundheit genug ist, den Magen gut zu bedecken. Aus dieser Ursache legen die Spanier ein doppeltes viereckigtes Stück Büffelhaut auf; aber die Siamesen, deren Sitten in allen Stücken einfacher sind, pflegen sich von Kindheit an eine fast gänzliche Nacktheit zu gewöhnen.

Sie gehen mit blossen Füssen und mit blossen Kopfe, und bloß des Wohlstandes wegen schlagen sie um ihre

Lenden bis unter die Knie ein Stück buntes Tuch, von zwey und einer halben Ellen, welches die Portugiesen Pagne nennen, wohl von dem lateinischen Worte pannus; zuweilen nimmt man statt des bunten Tuchs ein Stück Seidenstoff, der entweder einfach, oder am Rande mit Gold oder Silber besetzt ist.

Die Mandarins, das ist die Beamten, tragen ausser diesem Stück Tuch ein mousselines Hemd, welches ihnen gleichsam statt eines Kamisols oder Rockes dient. Sie ziehen es ab, oder wickeln es um die Mitte ihres Leibs, wenn sie zu einem Mandarin von höherem Range kommen, um ihm dadurch zu bezeugen, daß sie bereit sind, dahin zu gehen, wo er sie hinschicken will. Nichts desto weniger blieben die Officiere, welche wir bey den Audienzen des Königs von Siam sahen, damit als wie mit ihrem Ceremonienkleid bekleidet; und eben daher hatten sie auch immer ihre hohen und spitzigen Hüte auf den Köpfen. Diese Hemder haben keinen Kragen und sind oben offen, ohne daß sie nöthig hätten, dieselbigen, um ihren Magen zu bedecken, zu befestigen. Die Aermel fallen fast bis auf die Hand vor, haben fast zwey Schuh im Umfang; sind aber weder oben noch unten gefältelt. Uebrigens ist der Körper derselbigen sehr enge.

Im Winter legen sie manchmal noch ein Stück Tuch oder Seidenzeug über ihre Schultern, entweder nach Art eines Mantels, oder einer Schärpe, deren äusserste Enden sie sehr artig um ihre Arme zu wickeln wissen.

Der König von Siam aber trägt ein Kamisol von einem schönen Gold- oder Silberstoff, dessen Aermel sehr

enge sind, und bis auf die Hand hervor gehen; und so wie wir gegen die Kälte noch etwas unter dem Rock anziehen, so legt er dieses Kamisol unter dem Hemde an, welches mit Spitzen besetzt ist. Es ist keinem Siamesen erlaubt, eine solche Kleidung zu tragen, wenn es ihm der König nicht schenkt, und dieses Geschenk macht er nur den angesehensten Beamten.

Er giebt ihnen manchmal ein anderes Kamisol vom scharlachenem Tuch, das zum Krieg oder zur Jagd taugt. Dieses geht bis auf die Knie herab, und hat vorn acht oder zehn Knöpfe. Die Aermel sind weit, aber ohne Verzierung, und so kurz, daß sie nicht bis an den Elnbogen reichen.

Es ist in Siam ein allgemeiner Gebrauch, daß der König und alles, was ihm in den Krieg oder auf die Jagd nachfolgt, roth gekleidet ist. Die Hemden, welche man in diesem Falle den Soldaten giebt, sind vom rothgefärbten Mousselin, und an Ceremonientagen, wie zum Beyspiel wenn der König Gesandten Audienz giebt, werden diese rothen Hemden auch den Siamesen ausgetheilt, welche als Wache unter dem Gewehre stehen.

Auch die weisse, hohe und spitzige Mütze ist eine Ceremonientracht, die der König von Siam und seine Beamten tragen. Die Mütze des Königes ist mit einem Kreiß, der mit Edelgesteinen besetzt ist, umgeben; die Mützen der Beamten sind mit verschiedenen goldenen, oder silbernen oder nur vergoldeten Ringen umgeben, um ihre Würden zu bezeichnen; oder sie sind ohne diesem Schmuck. Die Beamten tragen sie nicht anders, als in

Gegenwart ihres Königs, oder auf ihren Tribunälen, oder bey Ceremonien. Sie befestigen dieselbigen mit einem Band, das um das Kinn herumgeht, und nehmen sie niemals ab, um jemand zu grüssen.

Die Mauren haben bey ihnen den Gebrauch der Pantoffeln eingeführt, welche weder Quartiere noch Absätze haben. Sie ziehen dieselbigen vor den Thüren, sowohl in ihren, als auch in fremden Häusern ab, um die Orte, wo sie hineingehen, nicht zu beschmutzen. Aber wo ihr König auch seyn mag, oder eine andere Person, der sie Ehrfurcht schuldig sind, (z. B. ein Sankrat, das ist, ein Oberer der Talapoinen) da lassen sie sich nie in den Pantoffeln sehen.

Nichts ist reinlicher, als der Pallast des Königes, sowohl wegen der wenigen Personen, welche hineinkommen, als auch wegen der Vorsicht, mit welcher man ihn betritt.

Auf Reisen werden die Hüte geschätzt; der König läßt sie von allerley Farben ungefähr in der Gestalt seiner Mütze machen; allein wenige Personen unter dem Volk bedecken ihre Häupter gegen die Sonnenhitze. Nur wenn sie auf dem Fluße sind, nehmen sie ein Stück Tuch auf den Kopf, weil da die Reflexion der Sonnenstrahlen sie sehr beläſtiget.

Der Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Kleidung ist, daß die Weiber ihren Umwurf nach der Länge, wie einen Unterrock, tragen, der ihnen bis an das Ende der Wade geht, statt dessen die Männer dieses Stück Zeug zwischen den Schenkeln hinauf schlagen,

wodurch eine Art von Tasche entsteht, der sie sich oft zur Aufbewahrung ihres Betels bedienen: An dem Oberleibe sind die Weiber fast ganz nackend; denn sie haben keine Hemden von Mousselin. Nur allein die reichen tragen eine Art von Halstuch, deren äussersten Theile sie manchmal um die Arme wickeln; die galanten aber legen es in Falten oben über die Brust, und lassen die zwey Ecken hinten über die Schultern hinunter hängen.

Doch macht sie auch diese große Entblößung nicht unbescheiden. Im Gegentheil sind die Männer und die Weiber dieses Landes darin sehr gewissenhaft, daß sie diejenigen Theile ihres Körpers, welche ihnen die Gewohnheit zu verbergen gebietet, niemals zeigen. Die Weiber, die am Tage des Einzugs der Gesandten ihn ihren Fahrzeugen hockten, kehrten größtentheils dem Schauspiel den Rücken zu, und kaum wagten es die neugierigsten über die Schultern zurück zu blicken. Man mußte den französischen Soldaten Badgewänder geben, um den Klagen ein Ende zu machen, welche das Volk darüber machte, daß sie dieselbigen nackend in dem Fluße baden sahen.

Die Kinder sind bis in das vierte oder fünfte Jahr ganz nackend; wenn sie aber einmal bekleidet worden sind, so entblößt man sie nimmer, als wenn sie gezüchtiget werden; und das ist im Morgenlande eine grosse Schande, wenn man auf die nackenden Theile des Körpers, welche gewöhnlich bedeckt sind, geschlagen wird.

Wenn sie sich niederlegen, so entkleiden sie sich nicht, sondern wechseln wenigstens nur ihr Gewand, so wie sie dieses auch thun, wenn sie sich in dem Fluße baden. Die

Weiber baden sich darinnen, wie die Männer, und üben sich auch, wie diese, im Schwimmen, und niemand schwimmt besser.

Ihre Bescheidenheit macht ihnen den Gebrauch der Lavements fast unausstehlich, und wenige unter ihnen können sich dazu entschließen. Sie haben Schande mit der Entblössung verknüpft, und ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht bloß auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind. Doch kommen aus China unkeusche Figuren von Percelain und Gemälden, die nicht besser sind, als die schmutzigsten Gesänge.

Die Gewänder von einer gewissen Schönheit, wie die von Seidenstoff mit oder ohne Verbrämung, und die von sehr feinem, bunten Zeuge, sind nur denjenigen zu tragen erlaubt, welchen der König damit ein Geschenk macht. Vornehme Weiber färben sie oft schwarz und sie tragen dann eine einfache weisse Schärpe.

Sie tragen Ringe an den drey letzten Fingern einer jeden Hand, und die Mode erlaubt ihnen so viele anzustecken, als sie mögen. Sie kaufen Ringe von falschen Steinen gerne für einen halben französischen Thaler, welche zu Paris nicht mehr als zwey Sous kosten. Von Halsgehängen wissen weder Männer noch Weiber etwas; aber die Weiber und die Kinder beyderley Geschlechts kennen den Gebrauch der Ohrengehänge. Diese sind gewöhnlich birnförmig, von Gold oder Silber, oder auch nur vergoldet. Knaben und Mädchen aus guten Häusern tragen auch Armbänder, aber nur bis in das sechste oder

siebente Jahr. Dieses sind goldene, oder silberne, oder vergoldete Ringe.

Da diese Völker eine andere Farbe haben, als wir, so kommen sie unsern Augen nicht so ganz nackend vor, als sie sind, wenigstens ist ihre Nacktheit nicht so auffallend; anstatt daß ein nackender weisser Mensch, wenn man einen sieht, ein ganz neuer Gegenstand ist.

Die Siamesen sind mehr von kleiner, als grosser Statur; aber ihr Körper ist sehr gut gemacht, welches ich dem zuschreibe, daß man sie in ihrer Kindheit nicht einwickelt. Die Sorgfalt, welche wir auf die Bildung der Taille unserer Kinder wenden, hat nicht immer einen so glücklichen Erfolg, als die Freyheit, welche dieses Volk der Natur läßt, diese Bildung zu vollenden. Es ist wahr, daß die Brüste der siamesischen Weiber sich nicht so erhalten, wie sie in ihrer ersten Jugend beschaffen sind, sondern daß sie ihnen bald bis auf den Nabel herunter hängen; übrigens aber hat ihr Körper eine gute Taille, und ihre herabhangenden Brüste sind den Männern gar nicht auffallend; so wahr ist es, daß es bey dem Geschmack, selbst in den natürlichsten Dingen, vieles auf die Gewohnheit ankommt.

Die Gesichtsbildung der Männer und Weiber ist weniger oval, als viereckigt. Das Gesicht ist breit und wegen der hohen Wangen hervorstehend; ihre Stirne zieht sich auf einmal zurück. Ihre etwas aufwärts gespaltenen Augen sind klein und sehr lebhaft, und das Weisse derselbigen ist gewöhnlich gelblicht. Ihre Backen sind tief, weil der Wangenknochen hoch ist, der Mund

ist groß, die Lippen sind dick und bleich, die Zähne schwarz. Ihre Farbe ist dunkel, braun mit roth vermischt, wozu die beständige Hitze eben so viel als die Geburt beyträgt.

Die Weiber bedienen sich weder der Schminke, noch der Schönpflästerchen; aber ich habe einen Herren gesehen, der hellblau gefärbte Füsse hatte. Diejenigen Personen, die mich darauf aufmerksam machten, sagten mir, daß dieses eine Sache der Vornehmen wäre, welche sich nach der Beschaffenheit ihrer Würde mehr oder weniger blau färben, und daß der König von Siam von dem Unterleib an bis auf die Fußsole blau gefärbt sey. Andere versicherten mir, daß dieses nicht ein Zeichen der Größe, sondern Aberglaube wäre; wieder andere ließen mich daran zweifeln, daß der König von Siam blau gefärbt sey. — Ich weiß also nicht, was daran ist.

Die Siamesen haben, wie ich schon anderwärts gesagt habe, kurze und an der Spitze runde Nasen, und ihre Ohren sind grösser, als die unsrigen. Je größer diese sind, desto höher werden sie geschätzt, welches der allgemeine Geschmack im Morgenland ist, wie man an allen Bildern von Porcellain, die von dort herkommen, sieht. Aber darinn ist ein Unterschied bey den Morgenländern, daß einige ihre Ohren, um sie zu verlängern herabziehen, ohne sie zu durchlöchern, als wenn sie es thun müssen, um Ohrengehänge daran zu hängen. Andere aber, wenn sie dieselbigen durchbohrt haben, vergrössern das Loch nach und nach mit Gewalt, indem sie ein rundes Stäbchen durchstecken, und es geschieht, besonders im Lande Laos, daß man mit der Faust durchfahren kann, und daß der

untere Theil des Ohrs bis auf die Schultern herabhängt. Die Siamesen haben zwar etwas grössere Ohren als wir, aber natürliche und nicht durch Kunst verstellte.

Ihre Haare sind schwarz, dick und glatt, und beyde Geschlechter tragen sie so kurz, daß sie nur bis an die Ohren rings um den Kopf herabhängen. Die Weiber streichen sie auf der Stirne zurück, ohne sie indessen anzubinden, und einige, vorzüglich die Peguaner, lassen sie hinten hinunter wachsen, um sie aufwickeln zu können. Die jungen mannbaren Leute haben eine sonderbare Art. Sie schneiden die Haare mit einer Scheere oben auf dem Kopfe weg; und hernach reissen sie ringsherum die Haare ein paar Messerrücken dick aus, und oben lassen sie den Rest ihrer Haare fast bis über ihre Schultern herunter wachsen. Auch die Spanier scheeren sehr oft der Hitze wegen den obern Theil ihres Kopfes.

So wie man aber immer für seine Nationalgegenstände eingenommen ist, so zweifelte ich nicht, daß die Portraits einige der schönsten Personen unsres Hofes, welche ich in dieses Land mitgenommen hatte, die Siamesen in Verwunderung versetzen müßten. Die Malerey war besser, als sie bey denjenigen kleinen Portraits ist, die man immer in fremde Länder schickt; allein, die Wahrheit zu gestehen, auf die Siamesen machten sie fast keinen Eindruck, und von den Bildnissen der königlichen Personen, vor welchen sie sich neigten, ohne es zu wagen sie schief anzusehen, gefiel ihnen das Portrait des Herrn Duc de Montausier, wegen der hohen und kriegerischen Mine am besten. Wir fragten zwey junge Mandarins, was ein weisses Frauenzimmer, das wir ihnen zeigten, koste.

Der eine sagte, daß ein Weib, wie dieses, gern 100 Catis, das ist, 15,000 Livres koste; der andere war eben dieser Meynung, setzte aber hinzu, daß sich in Siam kein Mann finden würde, der sie kaufen könnte. Wenn sie nemlich einen so hohen Preiß auf ein weisses Frauenzimmer setzen, so weiß ich nicht, ob sie dieses eines besondern Vergnügens wegen, das sie daran finden, thun, oder ob blos jede Waare, welche aus weiter Entfernung herkommt, sehr theuer ist. So viel ist gewiß, daß der König von Siam, sey es nun Geschmack oder Größe, mingrelische oder georgianische Weiber hat, welche er in Persien kaufen läßt; und die Siamesen, welche in Frankreich gewesen sind, gestehen, daß, ob gleich anfangs weder die weisse Farbe, noch die Bildungen der Französinnen einen starken Eindruck auf sie gemacht hätten, sie doch nichts destoweniger bald gemerkt hätten, daß sie allein schön wären, die Siamesischen Weiber aber nicht. Was aber den Anzug der französischen Hofdamen anbetrift, so gefiel er den zwey Mandarinnen schlechterdings nicht, weil er den Mann zu sehr in Verlegenheit setzen müßte, der seine Frau auskleiden wollte; und ich kam dadurch auf den Gedanken, daß sie vielleicht glauben, unsere Weiber giengen in ihrer ganzen Kleidung zu Bette, so wie die ihrigen, welches freylich sehr unbequem wäre.

Da die Kleider alle Ausdünstungen des Körpers einsaugen, so ist es sicher, daß der Körper desto reinlicher bleibt, je weniger er bekleidet ist; daher sind es auch die Siamesen. Sie parfümiren sich an vielen Theilen ihres Körpers, und legen auf ihre Lippen eine Art von wohl-

riechender Pomade, welche sie noch blasser macht, als sie natürlich sind. Sie baden sich täglich drey bis viermal und wohl noch öfter, und es ist eine ihrer Galanterien, keine bedeutende Visite zu machen, ohne gebadet zu haben; und in diesem Falle machen sie mit ein wenig Kreide ein weisses Zeichen auf die Brust, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie aus dem Bade kommen.

Sie baden sich auf zweyerley Art, sie setzen sich entweder auf unsere Art in das Wasser, oder sie lassen sich am ganzen Körper mit Wasser begießen, welches sie oft eine ganze Stunde lang fortsetzen. Uebrigens haben sie nicht nöthig das Wasser zu ihren Bädern im Hause zu wärmen, auch so gar im Winter nicht, weil es immer von Natur warm ist.

Für ihre Zähne sorgen sie sehr, ob sie gleich dieselbigen schwärzen; sie waschen sie mit wohlriechenden Wassern und Oelen, so wie es die Spanier machen; aber sie kämmen sich fleißiger, als die Spanier. Sie haben chinesische Kämme, welche nicht aus einem Stücke bestehen, wie die unsrigen, sondern eine Reihe von Spitzen oder Zähnen sind, welche mit Messingdrat fest zusammengebunden sind. Ihren unbedeutenden Bart reissen sie sich aus, aber ihre Nägel schneiden sie nicht ab, sondern begnügen sich nur, sie reinlich zu erhalten.

Wir sahen Tänzerinnen von Profession, die um zu gefallen, messinge und sehr lange Klauen an ihre Finger stecken, wodurch sie Harpyen gleich sehen. In China, wenigstens vor der Eroberung der Tartarn, war es gebräuchlich, sich weder die Nägel, noch die Haare, noch

den Bart wachsen zu lassen. Die Leute daselbst trugen den Kopf mit einem seidenen Netz bedeckt, das sie hinten zusammen banden, und das oben auf dem Wirbel des Kopfes eine Oefnung hatte, durch welche ihre zusammengebundenen Haare herausgiengen. Man sagt, daß dieser Kopfputz, über den sie noch manchmal Hauben oder eine Art von Hüten aufsetzten, ihnen Kopfweh und andere große Krankheiten des Hauptes zugezogen habe.

Zweytes Kapitel.

Von den Häusern in Siam, und der Architektur ihrer öffentlichen Gebäude.

Wenn die Siamesen in ihrer Kleidung einfach sind, so sind sie es nicht weniger in ihren Wohnungen, in ihren Hausgeräthschaften und in ihren Nahrungsmitteln: reich bey einer allgemeinen Armuth, weil sie sich mit Wenigen zu begnügen wissen. Die Häuser sind klein, aber sie haben doch einen weiten Umfang. Der gespaltete Bambou wird geflochten, oft gar nicht fest, und vertritt die Stelle der Balken, Mauern und Steine. Die Pfeiler, auf welchen sie stehen, um die Ueberschwemmung zu vermeiden, sind von einem mehr als Fuß dicken Bambou, und ungefähr dreyzehn Schuh über die Erde erhaben, weil die Ueberschwemmung oft so hoch steigt. Sie nehmen niemals mehr, als vier oder sechs dazu, auf welche sie in die Queere andere Bambou als Balken legen. Die Treppe ist eine wahre Leiter auch von Bambou, welche wie bey den Windmühlen herabhängen. Und weil die Ställe ebenfalls in der Höhe sind, so haben sie auch gebrochene Treppen, auf welchen das Vieh hinaufsteigt.

Wenn ein jedes Haus allein steht, so geschieht dieß mehr deswegen, damit das Hauswesen abgesondert bleibe, welches sich sonst durch so dünne Wände verrathen würde, als wegen Furcht vor Feuersgefahr; denn ausserdem, daß sie ihre kleinen Feuer in den Höfen und nicht in den Häusern anmachen, so würden sie keinen grossen Schaden anrichten. Während unsers Aufenthaltes zu Siam brannten drey hundert Häuser ab, welche in zwey Tagen wieder aufgebaut waren. Einmal wurde eine Bombe geworfen, um den König von Siam ein Vergnügen zu machen, der es in der Entfernung aus einem Fenster seines Pallastes mit ansah, aber deswegen mußte man drey Häuser abbrechen, welches von den Eigenthümern, nebst der Ausräumung der Geräthschaften, in weniger, als in einer Stunde geschah. Ihr Heerd ist ein mit Erde gefüllter Korb, der auf drey Stecken, wie ein Dreyfuß, ruhet. So machen sie auch ihre Feuer in den Wäldern bey der Elephantenjagd an.

In solchen Häusern, oder vielmehr in dieser Art von Gezelten, wurden wir längst des Flußes einquartirt. Sie wurden ausdrücklich für uns gebaut, denn es waren keine andere vorhanden, wo wir hätten einquartiert werden können; denn es giebt in Siam, so wie in andern morgenländischen Staaten, keine Gasthöfe. Aber in der Türkey, in Persien, und in dem Reiche des Mogols befinden sich Caravanseras für Reisende, das ist, öffentliche Gebäude ohne Meubels, wo die Caravanen an einem bedeckten Orte sich einlogiren, und wo ein jeder, je nachdem er Lebensmittel oder andere Bequemlichkeiten mitgebracht hat, essen und schlafen kann. Auf dem Wege von Siam nach Louvó habe ich eine Art von Halle zu

diesem Gebrauche gesehen. Sie hatte ungefähr die Größe eines gewöhnlichen Saals, war mit einer Brusthöhe umgeben und mit einem Dache bedeckt, welches auf hölzernen Säulen ruhte. Der König von Siam nimmt auf seinen Reisen daselbst manchmal eine Kollation ein; den Privatpersonen aber dienen ihre Schiffe statt eines Wirthshauses.

Die Gastfreundschaft ist in Asien eine unbekannte Tugend, welches nach meiner Meynung von der Sorgfalt herkommt, welche ein jeder darauf verwendet, seine Weiber zu verbergen. Das siamesische Volk übet sie nicht leicht anders aus, als gegen das Vieh, welchem es in seinen Unfällen gerne zu Hülfe kommt. Weil aber die Talapoinen keine Weiber haben, so sind sie auch gastfreundschaftlicher, als das übrige Volk. Zu Siam war ein einziger Franzose, der eine Wirthschaft zu treiben anfieng, und bey dem bloß einige Europäer einkehrten. Da es hier keine offnen Tafel giebt, so ist es auch schwer hier im Essen viel zu verzehren, wenn man auch wollte.

Da es hier für uns kein Haus am Ufer des Flusses gab, so haben sie uns eins nach Landesgebrauch gebaut. Auf Säulen gesetztes Flechtwerk, mit Binsenmatten belegt, machten nicht nur die Wände, sondern auch den Boden der Zimmer aus. Der Saal und die Zimmer waren mit Cattun tapezirt, die Decken aber mit weissem Mousselin; die Fußböden waren mit feinen Binsenmatten belegt, und die Zimmer, in welchen die Gesandten schliefen, waren über den Binsenmatten auch noch mit Fußtapeten belegt. Ueberall herrschte Nettigkeit, aber keine Pracht. Zu Bancok, und Louvó, wo die Euro-

päer, Chinesen und Mauren, Häuser von Backsteinen gebaut haben, logirte man uns in diese Art von Häuser, und in keine solche, welche man für uns expreß gebaut hatte.

Wir sahen aber dennoch zwey Häußer von Backsteinen, welche der König hatte bauen lassen; das eine für die französischen, und das andere für die portugiesischen Gesandten; aber sie sind nicht fertig, vielleicht wegen der geringen Wahrscheinlichkeit, daß sie oft würden bewohnt werden. Uebrigens ist es gewiß, daß dieser Prinz mehrere backsteinerne Gebäude angefangen, aber wenige davon vollendet hat; ich weiß nicht warum.

Die grossen Hofbedienten haben von Schreinerarbeit verfertigte Häußer, welche man grosse Schränke nennen könnte; aber es wohnen nur der Herr, seine vornehmste Frau, und die Kinder derselben darinnen. Eine jede der andern Weiber mit ihren Kindern, ein jeder Sklave mit seiner Familie, alle haben ihre kleinen abgesonderten Wohnungen, die aber nichts destoweniger in einem Umfang von Bambou mit dem Hause des Herrn stehen, ob sie gleich verschiedene Haushaltungen ausmachen.

Ein einziges Stockwerk ist für sie genug, und ich bin überzeugt, daß diese Art zu bauen für sie bequemer ist, als die unsrige, da sie durch den Raum nicht genirt werden; denn da in der Stadt Platz genug da ist, so können sie davon nehmen, was sie wollen. Da sie mit keinen festen Materialien bauen, so kann sie ein jeder nach Belieben in den Wäldern nehmen, oder von denjenigen um einen geringen Preiß kaufen, die sie daher genommen. Man sagt aber doch, daß die Ursache, warum ihre Häußer

nur ein einziges Stockwerk hoch sind, diese wäre, damit keine Person höher als der König sey, wenn er auf seinem Elephanten durch die Strassen reitet, und daß noch über dieses, um zu beweisen, daß sie niedriger sind, als der König, wenn er sich zu Wasser oder zu Land befindet, sie alle ihre Fenster zuschliessen, auf die Strasse hinuntergehen oder in ihre Fahrzeuge steigen müssen, um sich dort auf das Angesicht niederzuwerfen. Eben dieses thaten sie auch am Tage des Einzug der Gesandten unsers Königs, weniger aus Neubegierde nach dem Schauspiel, als aus Ehrfurcht vor dem Briefe Sr. Majestät. Es scheint aber auch, daß dieser Befehl von den Häußern herabzusteigen genug ist, um seine Achtung gegen den König zu bezeugen; denn übrigens ist es nicht wahr, daß die auf Säulen erbauten Häußer, wie sie alle sind, niedriger seyn sollten, als der König auf seinem Elephanten, so wie es noch weniger wahr ist, daß sie niedriger wären, als der König in seinem Fahrzeuge. Sicher aber beobachten sie diese Gewohnheit, daß ihre Häußer niedriger sind, als der Pallast dieses Prinzen. Uebrigens ist sein Pallast auch nur ein Stockwerk hoch, da dieses in den Gebäuden der Geschmack des Landes ist, wovon ich in der Folge die wahre Ursache angeben werde.

Die Europäer, Chinesen und Mauren bauen von Backsteinen, jeder nach seiner Art; sey es nun, weil sie allein diesen Aufwand machen können, wie ich glaube, oder sey es, weil nur sie allein, wie man sagt, die Erlaubniß dazu haben. Einige setzen auf die Seite ihrer Häußer, um die Sonne abzuhalten, Schirmdächer, wie grosse Seegel, die manchmal durch Säulen unterstützt

werden. Andere machen ein doppeltes Corps de Logis, damit die Luft von dem einen in das andere streiche. Die Zimmer sind groß und haben viele Oefnungen, damit sie lüftiger und frischer sind, und die im ersten Stockwerk haben die Aussicht auf einen niedrigen Saal, welcher manchmal ganz mit Gebäuden umgeben ist, durch welche er das Tageslicht empfängt. Diesen nennen sie Divan; ein arabisches Wort, welches eigentlich eine Raths- oder Gerichtsstube heißt. Es giebt noch andere Arten von Divans, welche nur drey Wände haben; die vierte fehlt auf der Seite, wo die Sonne weniger in allen Jahrszeiten herscheint (denn zwischen den Wendekreisen scheint sie nach den verschiedenen Jahrszeiten fast überall her). Auf der offenen Seite spannen sie ein Seegeltuch auf, das so hoch, als das Dach ist, und das Innere des Divans ist oft von oben bis unten mit in der Wand angebrachten Nischen versehen, in welche sie porcellaine Gefässe setzen. In unserer Wohnung zu Siam hatten wir einen solchen Divan, und vor dem ausgespannten Tuch sprang ein kleiner Springbrunnen.

Der Pallast zu Siam und zu Louvò, und mehrere Pagoden oder Tempel sind auch von Backsteinen erbaut, aber die Palläste sind niedrig, weil sie auch nicht mehr als ein Stockwerk hoch sind, wie ich schon gesagt habe; und die Pagoden sind auch nach dem Verhältniß ihrer Grösse nicht sehr hoch. Sie haben weit weniger Licht als unsere Kirchen, vielleicht weil die Dunkelheit mehr Ehrfurcht einprägt, und schon von Natur etwas Religiöses an sich hat. Uebrigens haben sie die Gestalt unserer Kapellen, sind aber nicht gewölbt und mit keinen Plafonds

versehen; nur allein das Gebälke, worauf das Dach ruhet, ist roth gefirnist mit goldenen Fäden.

Der Pallast des Kaisers von China ist auch noch jetzt von Holz, und daher glaube ich, daß die Gebäude von Backsteinen in Siam nicht alt sind, und daß erst die Europäer sie eingeführt haben. Und weil die ersten Europäer, welche in diesem Lande gebaut haben, Faktors waren, so nannten sie ihre Häußer Faktoreyen, und die Siamesen gebrauchen in ihrer Sprache ein Wort, das so viel als Faktorey heißet, so daß sie eine steinerne Pagode eine Faktorey-Pagode nennen.

Aber weder für das Aeußerliche der Palläste noch der Tempel kennen sie keine Zierrathen, als auf den Dächern, welche sie entweder mit der Art von schlechten Zinn, das sie Calin nennen, oder mit gelb gefärbten Ziegeln decken, wie es bey dem Pallaste des chinesischen Kaisers der Fall ist. Ob gleich aber an dem Pallaste zu Siam von aussen keine goldenen Zierrathen zu sehen sind, und auch inwendig wenige Vergoldungen angebracht sind, so nennen sie ihn doch Pallast von Gold, Prassat-Tong, weil sie allen Dingen, welche sie ehren, solche prächtige Namen geben. Von den Säulenordnungen in der Architektur, von Architraben, Frisen und andern architektonischen Verzierungen haben die Siamesen keine Kenntniß, und die Pracht ihrer königlichen Palläste und Tempel besteht gar nicht in denselbigen.

Ihre Treppen sind so schlecht, daß eine von zehn oder zwölf Stufen, auf der wir zu Siam in den Audienzsaal hinauf stiegen, nicht zwey Schuh breit war.

Sie war von Backsteinen, auf der rechten Seite an eine Mauer angebaut, und hatte auf der linken kein Geländer. Die Thüre des viereckigten, aber niedrigen Saals war dieser Treppe würdig, und befand sich an dem linken äussersten Ende des Saals, fast in dem Winkel. Ich weiß nicht, ob sie vielleicht eine List darunter verborgen haben, indem sie glauben, daß eine kleine Thüre noch groß genug ist, weil man beym Eintritt sich niederwerfen muß. Es ist wahr, daß der Eintritt in den Saal von Louvò mehr nach unserm Geschmack ist; aber ausser daß der Pallast von Louvò moderner ist, so legt auch der König daselbst viel von seiner Majestät ab, welche hauptsächlich in der Residenz, wie ich in der Folge sagen werde, ihren Thron aufgeschlagen hat.

Was bey ihnen die Häußer wirklich auszeichnet ist dieses, daß, ob sie gleich nur ein Stockwerk hoch sind, dennoch die Zimmer nicht auf einer Ebene neben einander liegen. Z. B. in dem Pallaste sind die Wohnzimmer des Königs und der Damen weit höher, als alle die andern, und je näher diese einander sind, desto höher ist es, als dasjenige, welches weiter entfernt ist, so daß man immer einige Stufen steigen muß, um von den einen in das andere zu kommen, denn sie stossen alle an einander, welches auch die Ursache von der Ungleichheit der Dächer ist. Diese sind alle in der Mitte spitzig zulaufend; aber eines niedriger, als das andere.

Der Pallast des chinesischen Kaisers ist eben so beschaffen, und diese Ungleichheit der Dächer bezeichnet die Grösse des Bewohners; denn diese Ungleichheit kann sich in diesem Lande nicht in einer so großen Anzahl finden,

als bey den Königen. Die ersten Hofleute haben drey Gebäude an einander, von denen das eine höher ist, als das andere; aber an dem Pallaste zu Siam habe ich sieben Dächer, eines über das andere hervor ragend, gesehen. Es sind an diesem Pallaste auch einige viereckigte Thürme, auf deren einem im Fall der Noth das Zeichen zum Sturm gegeben wird.

Was die Pagoden anbetrift, so habe ich in denjenigen, welche ich gesehen habe, nichts bemerkt, als ein hervorstehendes Schirmdach auf der vordern und auf der hintern Seite. Das Dach ist da am höchsten, wo das Götzenbild darunter steht; die zwey andern, welche niedriger sind, scheinen für das Volk zu seyn, ob man gleich das Volk nicht allenthalben an den Tagen, wenn der Tempel offen ist, hineingehen läßt.

Die Hauptzierathen der Pagoden sind gewöhnlich mehrere Pyramiden von Kalk- oder Backsteinen, die aber sehr plump bearbeitet sind. Die höchsten sind so hoch als unsere gewöhnlichen Glockenthürme, und die niedrigsten sind nicht zwey Klafter hoch. Sie sind alle rund, und laufen in der Höhe immer dünner zu, so daß sie sich kuppelförmig endigen.

Ich habe zu Siam und Louvo nichts im Pallaste des Königs gesehen, als den Audienzsaal, welches das erste Zimmer ist. Man sagt, daß niemand weiter hineingehen darf, selbst nicht die königlichen Bedienten, ausser seinen Weibern und Verschnittenen; und wenn dieses wahr ist, so zeigt in diesem Stücke der König von Siam mehr Majestät, als der Kaiser von China. Ich

habe auch zu Louvo in dem Pallaste den Rathssaal gesehen; aber dieß war der Vorsaal eines andern Gebäudes, das heißt, er hatte kein Vorzimmer. Vor diesem Saal und auf dessen beyden Seiten, war eine Terrasse, welche die Aussicht auf den herumliegenden Garten hatte, und auf dieser Terrasse und unter einem Thronhimmel, welchen man auf der Nordseite ausgespannt hatte, gab der König von Siam den französischen Gesandten eine Partikularaudienz, indem er auf einem Armstuhl an einem Fenster des Saals saß. Mitten im Garten und in den Höfen sind einzelne stehende Hallen, welche man Säle nennt. Es sind dieses viereckigte Plätze, welche mit einer Brusthöhe umgeben, und mit einem Dache bedeckt sind. Diese Säle sind für die vornehmen Mandarine bestimmt, welche darinnen mit untergeschlagenen Beinen sitzen, entweder um ihre Aemter zu verrichten, oder um den Hof zu machen, das ist, um die Befehle des Königs zu erwarten; dieß geschieht des Morgens sehr spät, des Abends aber dauert es bis in die Nacht hinein, bis sie die Erlaubniß erhalten fortzugehen. Die weniger vornehmen Mandarins sitzen unbedeckt in den Höfen oder in den Gärten, und wenn sie aus gewissen Zeichen merken, daß sie der König sieht, so werfen sie sich alle auf die Knie und Ellbogen nieder, wenn sie ihn selbst gleich nicht sehen.

Da wir in dem Pallaste zu Siam zu Mittage speißten, so geschah dieses an einem sehr angenehmen Platz, unter grossen Bäumen und an dem Ufer eines Wasserbehältnisses, in welchen, wie man uns vorfabelte, unter mehrern Arten von Fischen auch solche geben soll, welche

den Menschen ähnlich seyn sollen; aber ich habe keine Art der Fische gesehen. In dem Pallaste von Louvô speißten wir in dem Garten in einem allein stehenden Saal, dessen Mauren aber bis an das Dach giengen und dasselbige trugen. Sie sind mit einem sehr weissen, glatten und glänzenden Anwurf überzogen, von dem man uns bey dieser Gelegenheit sagte, daß derselbe noch weit schöner zu Surette gemacht werde. Dieser Saal hat an jedem Erde eine Thüre, und ist mit einem zwey bis drey Klafter breiten Graben, der vielleicht eine Klafter tief ist, umgeben, in dem sich ungefähr zwanzig kleine Springbrunnen in abgemessenen Zwischenräumen befinden. Sie springen, indem sie das Wasser durch Aufsätze, die viele kleine Löcher haben, aussprützen, und zwar so hoch ungefähr, als der Graben ist; denn anstatt die Springbrunnen zu erhöhen, graben sie in die Erde, um die Bassins zu erniedrigen.

Der Garten ist nicht sehr geräumig, und auch die Abtheilungen sind klein und durch Backsteine gebildet. Die Gänge darzwischen erlauben nicht zweyen Personen nebeneinander zu gehen, und die Alleen sind nicht vorzüglicher; aber alles war mit Blumen und mit verschiedenen Arten von Palm- und andern Bäumen besetzt. Der Garten, der Saal und die Springbrunnen hatten eine Art von Einfachheit und Kühlung, welches mir wohlgefiel. Es ist merkwürdig, daß diese Prinzen niemals geneigt waren, ihren Gärten eine Art von Pracht zu geben, ob gleich die Morgenländer von Alters her Liebhaber davon sind.

Da der König von Siam manchmal mehrtägige Jagden anstellt, so giebt es in den Wäldern Häußer von

Bambou oder fest stehende Zelten, welche man zu seinem Empfang neu meubliren muß. Sie sind aussen roth, wie die Zelten des Großmoguls, wenn er ins Feld geht, und wie die Mauern, welche den Pallast des chinesischen Kaisers umgeben. Sie sind sehr einfach, und man versicherte mir, daß das Zimmer des Königs zu Siam und zu Louvò eben so eingerichtet ist. Es ist nichts als ein kleines Schlafgemach, in dem der König und jede seiner Weiber kleine Zellen haben; übrigens ist aber die Wahrheit schwer zu bestimmen, weil wenige Leute diese Zimmer zu sehen bekommen. Es mag seyn, wie es will, man versicherte mir von dem Könige von Siam eben das, was ich von dem Cronwell habe sagen hören, daß derselbige aus Furcht, von einer Verschwörung überfallen zu werden, verschiedene Zimmer hat, in welche er sich in der Nacht einschließt, ohne daß man mit Gewißheit erfahren kann, in welchem er sich eigentlich befinde. Strabo sagt, daß die indianischen Könige zu seiner Zeit aus eben dieser Ursache mehrmals in einer Nacht ihre Betten und Schlafzimmer veränderten.

Drittes Kapittel.

Von den Meublen der Siamesen.

Ihr Bette ist ein schmales Spannwerk, ohne Kopfbret und Himmel. Manchmal hat es sechs Füsse, manchmal aber nicht; die meisten aber haben gar kein anderes Bett, als eine Binsenmatte. Ihr Tisch ist ein glattes Bret mit einem erhöhten Rand und ohne Füsse. Sie haben auf ihren Tischen, weder Tischtücher, noch Servietten, weder Messer noch Gabel. Man setzt alle Stücken zer-

schnitten vor. Man weiß von keinen Stühlen, sondern bedient sich mehr oder weniger feiner Binsenmatten. Sie dürfen nur solche Fußtapeten gebrauchen, welche ihnen der König geschenkt hat, und die einfärbigen von Zeug sind die ehrenvollsten wegen der Theuerung des Zeugs. Die Reichen haben Polster, um sich daran zu lehnen; aber darauf setzen sie sich niemals, selbst der König nicht. Was bey uns von Wollentuch oder von Seide ist, das ist bey ihnen gewöhnlich von weissen oder bunten Kotton.

Ihr Tischgeschirr ist entweder von Porcellain, oder von Thon, nebst einigen kupfernen Gefässen. Das bloße oder das lakirte Holz, der Kokosbaum und der Bambou, giebt ihnen alles das Uebrige. Wenn sie auch etwas von goldenen oder silbernen Gefässen haben, so ist das sehr wenig, und beynahe nur ein Geschenk des Königes, und gleichsam ein Zeichen ihrer Würde. Ihre Eimer zum Wasserschöpfen sind von Bambou sehr nett geflochten. Man sieht das Volk auf den öffentlichen Strassen Reiß in Gefässen von Kokos kochen, und der Reiß kocht darinnen eher aus, als der Kokos verbrannt ist; aber man kann ihn nur ein einzigesmal brauchen.

Uebrigens baut ein jeder sein Haus selbst, wenn er es nicht durch seine Sklaven thun läßt; und daher ist die Säge und der Hobel ein allgemeiner Hausrath. Ihr König hat beynahe die nemlichen, aber sie sind reicher und kostbarer, als die der Privatpersonen. Die Säle, welche ich in den Pallästen von Siam und Louvò gesehen habe, sind ganz getäfelt, und das Täfelwerk ist roth lakirt mit vergoldeten Streifen und Laubwerk. Die Fußböden waren mit Teppichen bedeckt. Das Audienzzimmer

zu Louvo war ganz mit Glasspiegeln geziert, welche die französischen Schiffe nach Siam gebracht hatten. Der Rathssaal war auf eben diese Art meublirt. In dem Grunde desselbigen stand ein Sopha, der gerade wie eine große Bettstatt mit einer Rückenlehne gemacht, und mit einer Decke von Goldstoff bedeckt war; aber es hatte keinen Himmel, mit keinem Vorhang oder andern Zierrathen. An dem Orte des Kopfes lagen Polster, an welche sich der König lehnt, denn er setzt sich nicht darauf, wie ich schon gesagt habe; unter sich hat er eine Tapete. Er hatte auch noch einen vergoldeten Lehnstuhl, in welchem er sich den französischen Gesandten in einer Audienz ohne Ceremonie zeigte, und einen Tiab, das ist ein Gefäß, um den Betel darauf zu legen, das mit silbernen Zierrathen geschmückt und an einigen Orten vergoldet war.

Bey allen Mahlzeiten, die wir in dem Pallaste einnahmen, sahen wir eine grosse Menge silberner Geschirre, vornemlich aber grosse runde und tiefe Schüsseln mit einem fingerbreiten Rand, in welchen man runde Gefässe, die anderthalb Schuhe im Durchmesser hatten, aufsetzte. Sie waren bedeckt und hatten einen ihrer Größe angemessenen Fuß; und darinnen setzte man den Reiß auf. Zu den Früchten gab man uns goldene Teller, welche, wie man sagte, ausdrücklich für das Gastmahl gemacht worden waren, das der König dem Herrn von Chaumont gab. Man hält es seiner Würde für angemessen, ihm die Speisen nur in hohen Gefässen vorzusetzen. Seine Tafel ist gewöhnlicher mit porcelainen als silbernen oder goldenen Gefässen besetzt — ein allgemeiner Gebrauch

an den asiatischen Höfen, und selbst an dem Hofe zu Konstantinopel.

Viertes Kapitel.

Von der Tafel der Siamesen.

Ihre Tafel ist nicht prächtig. So wie wir im Sommer weniger essen, als im Winter, so essen sie auch wegen des beständigen Sommers, in dem sie leben, weniger, als wir. Ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Reiß und Fische. Das Meer giebt ihnen kleine sehr delikate Austern, sehr gute kleine Schildkröten, Krebse von allen Grössen, und ausgesuchte Fische, deren Arten uns unbekannt sind. Auch ihr Fluß ist sehr fischreich, und enthält vorzüglich schöne und gute Aale. Aber sie machen sich aus fremden Fischen wenig.

Unter den Fischen der süssen Wasser haben sie kleine von zwey Arten, welche verdienen, daß man ihrer Meldung thue. Sie nennen sie Pla oùt und Pla cadi, das heißt, Outfische und Cadifische. Man hat mir versichert, daß, wenn man sie mit einander einsalzt, wie es die Siamesen gewöhnlich thun, und sie in einem irdenen Gefäß in ihrem Salzwasser, wo sie bald in Fäulniß übergehen, weil man in Siam schlecht salzt, die aus den verfaulten Fischen entstandene flüssige Galerte sich genau nach der Ebbe und Flut richtet, indem sie in dem Gefässe, so wie das Meer, steigt und fällt. Herr Vincent versicherte mir nach meiner Ankunft in Frankreich, daß dieses wahr wäre, und daß er es gesehen habe; ich kann aber für meine Person kein Zeugniß davon ablegen, denn

ich habe es in Siam zu spat erfahren, als daß ich Gelegenheit gehabt hätte, mich durch meine Augen davon zu überzeugen. Herr Vincent schenkte mir ein Gefäß mit solchen eingesalzenen Fischen, das ich mit nach Paris brachte, aber es that keine Wirkung, weil die Fische vielleicht in eine gar zu grosse Fäulniß übergegangen waren, oder weil ihre Eigenschaft, die Ebbe und Fluth des Meers nachzuahmen, nur eine gewisse Zeit lang dauert.

Die Siamesen können nichts gutes Eingesalzenes machen, weil das Fleisch in den allzuwarmen Ländern das Salz nicht gern annimmt; aber sie essen schlecht eingesalzene oder getrocknete Fische lieber, als die frischen, selbst von den verfaulten Fischen haben sie so wenig Eckel, als vor bebrüteten Eyern, Heuschrecken, Ratzen, Eidechsen und andern Insekten, indem die Natur ihren Appetit auf solche Dinge hingeleitet hat, welche sehr leicht zu verdauen sind. Und vielleicht schmecken alle diese Dinge nicht so übel, als wir glauben. Navaret sagt in dem ersten Bande seiner historischen Gespräche über China, daß er anfänglich einen grossen Eckel vor Eyern, über die schon ein Vogel, der Tabon heißt, gebrütet hat, gehabt habe, daß er sie aber, als er sie as, sehr vortreflich gefunden hätte.

Wenigstens behauptet man, daß die frischen Eyer in Siam ungesund sind. Wir aßen daselbst auch Vipern, und manchmal schien uns das etwas durch die Fäulung mürbe gewordene Fleisch von dem besten Geschmack zu seyn.

Mit einem Pfund Reis, das nicht mehr als einen Liard kostet, und mit einem kleinen getrockneten oder ein-

gesalzenen Fisch, der auch nicht mehr kostet, kommt der Siamese des Tags vortreflich aus. Für zwey Sols bekommt man so viel Arrak oder Brantewein von Reiß, als eine Pinte zu Paris ausmacht. Daher darf man sich nicht wundern, wenn der Siamese sich wegen seiner Nahrungsmittel keine Sorgen macht, und wenn man des Abends in ihren Häusern singen hört.

Ihre Brühen sind sehr einfach; sie bestehen aus ein wenig Wasser mit etwas Gewürz, Knoblauch oder einem kleinen wohlriechenden balsamischen Kraut. Eine gewisse senfartige Brühe lieben sie sehr; sie besteht aus kleinen schlecht eingesalzenen und daher halb in Fäulniß übergegangenen Krebsen, mit Namen Capi. Sie gaben dem Herrn Ceberet einige Töpfgen voll, welche nicht übel schmeckte.

Was bey ihnen die Stelle des Safrans vertritt, ist eine Wurzel, welche, wenn sie getrocknet und gestossen ist, die Farbe und den Geschmack desselbigen hat. Diese Pflanze ist unter dem Namen Crocus indicus bekannt. Sie halten es für ihre Kinder sehr gesund, wenn sie den Körper und das Gesicht damit gelb färben; daher sieht man auf den Strassen nichts als gelbe Kinder.

Sie haben weder Nüsse, noch Oliven, noch ein anderes Oel zu ihren Speisen, als dasjenige, welches sie aus den Kokosnüssen ziehen, das, ob es gleich beständig etwas bitter ist, einige wenige Tage lang gut bleibt; aber es bekommt bald einen übeln Geschmack, so daß man es nicht mehr geniessen kann, wenn man nicht an dieses schlechte Oel gewöhnt ist.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Bemerkung zu machen, welche sehr nöthig ist, um Beschreibungen entfernter Länder zu verstehen. Sie betrift die Worte gut, schön, prächtig, groß, schlecht, häßlich, einfach und klein, welche immer in Beziehung auf den Geschmack des Erzählers verstanden werden müssen, wenn er anderst das, was er beschreibt, nicht selbst umständlich erklärt. Wenn zum Beyspiel ein holländischer Kaufmann, oder ein portugiesischer Mönch die Pracht und die gute Aufnahme im Morgenlande übertreiben; wenn das geringste Gemach in dem Pallaste des chinesischen Kaisers ihnen eines europäischen Königs würdig zu seyn scheint, so muß man glauben, daß dieses höchstens in Beziehung auf den Hof des Königs von Portugall, oder des Prinzen von Oranien wahr sey. Und man kann auch noch daran zweifeln, da die Zimmer des chinesischen Pallastes durchaus von Holz und von aussen und von innen lakirt sind, welches mehr angenehm und nett, als prächtig aussieht. Ob ich es gleich für ungerecht halte, alles zu verachten, was nicht demjenigen ähnlich ist, was man gegenwärtig an dem französischen Hofe sieht. Daher will ich mich bemühen, das, was ich gesehen habe, genau zu beschreiben, und unbestimmte Ausdrücke zu vermeiden, um niemand durch meinen Privatgeschmack zu hintergehen, damit jeder von dem, was ich sage, eben so richtig urtheilen kann, als wenn er die Reise selbst mitgemacht hätte.

Eine andere Unannehmlichkeit in den Erzählungen der Reisebeschreiber ist die Uebersetzung fremder Wörter. Zum Beyspiel unter den Weibern des Kaisers von Chi-

na ist nur eine einzige, welche die Ehre und den Namen der Kaiserin hat; die andern stehen dieser weit im Range nach, ob sie gleich alle legitim nach den Landesgesetzen sind. Man nennt sie Damen des Pallastes, und in Siam haben sie eben diesen Namen. Die Kinder dieser Damen ehren ihre natürlichen Mütter nicht, wie die Chineser dazu verpflichtet sind, sondern sie erweisen der Kaiserin diesen Respect und geben ihr den Namen Mutter, gleichsam als wenn diese zweyten Weiber nur für die erste Gemahlin ihre Kinder gebähren müßten. Es ist dieses, wenigstens in China, auch in Privathäusern gebräuchlich, wo mehrere Weiber sind, damit daselbst eine Subordination herrsche, und damit daselbst, so gut als möglich, der Friede unterhalten werde, und den Kindern wenigstens nicht erlaubt sey, über den Vorrang ihrer Mütter miteinander zu streiten. Wir lesen fast eben dieses von der Sara, welche ihre Sklavin Hagar dem Abraham gab, um, wie sie sagte, Kinder von ihrer Sklavin zu haben, weil sie von sich selbst keine hatte. Einige andere Weiber der Patriarchen haben ebenfalls davon Gebrauch gemacht, und die Hauptweiber sind immer für die Mütter aller Kinder ihrer Männer gehalten worden. — Doch um wieder auf das, was ich gesagt habe, zurückzukommen, daß man nemlich durch die Uebersetzung fremder Wörter in Reisebeschreibungen in Gefahr kommt, betrogen zu werden, wer sieht nicht die Zweydeutigkeit der Worte Dames de Palais, wenn sie aus dem Munde eines Chinesen, oder eines Portugiesen, oder endlich eines Franzosen kommen, der sie übersetzen will? Eben diese Zweydeutigkeiten finden sich in den Namen der Würde, weil alle Höfe und Regierungen darinnen verschieden sind. Es

finden sich nicht überall alle Würden, und man giebt nicht überall einerley Würden einerley Namen; ausserdem daß in dem einem Lande eine Würde groß und ansehnlich, in dem andern aber von weniger Bedeutung ist. Die Spanier z. B. haben Marschälle, welche sie anfänglich den Marschällen von Frankreich haben gleich setzen wollen, und es würde sich ein Gesandter sehr betrügen, wenn er, von einem Marschalle von Spanien zur Audienz des Königs von Spanien begleitet, sich dadurch für eben so geehrt halten wollte, als wenn er durch einen Marschall von Frankreich bey dem Könige zur Audienz geführt worden wäre. Je weiter die Höfe entfernt sind, desto leichter irrt man, wenn man die nemlichen Worte und Ideen übersetzt. Zu Siam ist es ein ehrenvolles Amt, den Nachtstuhl des Königes auszuleeren, und das geschieht immer an einem gewissen dazu bestimmten und wohl verwahrten Ort; vielleicht aus einer abergläubischen Furcht vor Zaubereyen, welche man nach ihren Vorurtheilen mit den Exkrementen machen kann. In China sind diejenigen Aemter mit Glanz und Ansehen begleitet, welche wir Parlementschargen nennen; aber ihre Officiere, wenigstens vor der Herrschaft der Tartarn, waren Unglückliche, welche in sich nicht Verdienste genug fühlten, um sich durch Gelehrsamkeit empor zu schwingen.

Eine dritte Unannehmlichkeit bey Reisebeschreibungen ist, die meisten Sachen nicht in ein falsches Licht zu stellen. Der Leser bildet sich ein, daß die Nation, von welcher man ihm erzählt, der seinigen gleicht, und daß sie auf dieser Seite entweder wunderlich oder bewunderungswürdig ist. So, wenn man schlechthin sagte, daß

der König von Siam sein Hemd über seine Weste anziehe, würde uns dieses lächerlich scheinen; wenn man aber alles recht bestimmt hat, so findet man, daß, obgleich alle Nationen fast nach verschiedenen Grundsätzen handeln, doch alles auf das nemliche zurücke kommt, und daß dabey weder etwas zu Wunderbares, noch Ausschweifendes ist. Doch ich will wieder auf die Kost der Siamesen zurückkehren.

Sie haben eine Milch von Büffelkühen, welche mehr Sahne hat, als die von ihren ordentlichen Kühen; aber sie machen keine Art von Käse, und nicht viel Butter. Diese bekommt schwer eine Konsistenz wegen der Hitze, und diejenige, welche man aus Surate und Bengalen dahin bringt, ist wegen des heissen Klima, sehr schlecht und beynahe geschmolzen, wenn sie ankommt.

Sie essen die getrockneten Fische auf verschiedene Art. Zum Exempel, sie schneiden sie in schmale lang und gewundene Stückchen, wie die italienischen Nudeln. Die Chinesen sind so geneigt, ihre Speisen zu figuriren, daß sie z. E. aus einer Ente einen Soldaten, aus einer Ananas einen Reuter formiren, und alsdann diese mit mehrern Farben bemahlen. Ehemals hatte man auch in Europa verschiedene Figuren von Zucker, die man wohl auf der Tafel aufsetzte, aber nicht aß, die Deutschen nannten sie Schauessen.

Von mehr als dreyssig Speisen, welche man uns in Siam nach chinesischer Art vorsetzte, war es uns nicht möglich, eine einzige zu essen, ob ich mich gleich so gut, als einer, mich nach dem fremden Geschmack richten kann.

Da ich also solchen fremden Mahlzeiten beywohnte, so bin ich um so vielmehr von dem überzeugt, was man von den Chinesen sagt, daß sie etwas von den Exkrementen der Menschen und der Thiere kosten, um die zur Düngung der Felder angemessensten auszusuchen, und daß sie gemeiniglich alle diejenigen Thiere essen, vor welchen wir einen Abscheu haben, als Katzen, Hunde, Pferde und Esel.

In diesem Stücke sind sie den Siamesen entgegengesetzt, welche nur selten Fleisch essen, selbst wenn man es ihnen schenket; aber wenn sie auch dahin gebracht werden, es zu thun, so essen sie lieber die Eingeweide und alles was für uns in denselbigen eckelhaft ist. Sie verkaufen in ihren Bazars oder Speisemärkten gebratene Insekten. Der König von Siam ließ uns Geflügel und andere lebendige Thiere schenken; aber es mußten sie unsere Leute schlachten und zur Tafel zubereiten, indem die Siamesen sich nicht darauf verstehen. Es ist auch überhaupt alles Fleisch zäh, wenig saftig und unverdaulich, und nach und nach gewöhnten sich die Europäer selbst, welche sich in Siam aufhalten, daran, selten etwas davon zu essen. Die alten Einwohner der Insel Rhodus, sagt Elien, hielten auf diejenigen nicht viel, welche das Fleisch den Fischen vorzogen. Die Spanier und Italiener essen wenig Fleisch, und zwar recht ausgebraten; hingegen die Engländer essen vieles, und zwar noch ziemlich roh. Je heisser also die Länder sind, desto natürlicher ist in ihnen die Mässigkeit.

Die Siamesen geben sich keine Mühe, Kapaunen zu haben; sie besitzen zwey Arten von Hühnern, die einen

sind wie die unsrigen, die andern aber haben eine schwarze Haut und schwarze Kämme, aber weisses Fleisch und weisse Knochen, und wenn diese schwarzen Hühner gekocht oder gebraten sind, so kann man sie weder im Geschmack, noch in der Farbe von den weissen unterscheiden, ob sie gleich viele Leute gewöhnlich für besser halten. Enten giebt es in Siam im Ueberfluß und sehr gute; man sagt aber, ihr Fleisch errege die Krätze. Die Piphahnen sind aus Westindien zu uns gekommen, daher giebt es keine in Siam.

Die Pfauen und Tauben sind daselbst wild; alle Rebhühner sind grau; die Hasen sind dort sehr selten, auch sieht man daselbst keine Kaninchen; vermuthlich weil sich diese Thiere in den dortigen Wäldern unter so vielen fleischfressenden Thieren, womit sie bevölkert sind, nicht erhalten könnten. Es giebt aber dort eine Menge Haselhühner und gute Schnepfen; man ißt auch junge Turteltauben, die bunte Federn haben, Papageyen und andere kleine Vögel, die gut sind.

Aber das Wildpret ist bey den Siamesen in Sicherheit, sie mögen es weder tödten, noch ihm die Freyheit nehmen. Sie hassen die Hunde, welche ihnen helfen würden es zu fangen. Uebrigens macht auch die Höhe des Grases und die Dicke der Wälder die Jagd schwer. Nichts destoweniger vergnügen sich die Mauren mit der Falkenbaitze, und sie bekommen diese Vögel aus Persien.

Eine Sache, welche sonderbar scheint, (ob es gleich in Brasilien und vielleicht auch in andern heissen Ländern eben so ist) ist diese, daß fast alle Vögel in Siam sehr

schöne Federn, aber alle einen unangenehmen Gesang haben. Es giebt daselbst mehrere Arten, welche das Sprechen nachahmen. Sie schreyen wohl alle, singen aber nicht. Und ob es gleich in diesem Lande einige Vögel giebt, welche wir auch in dem unsrigen haben, so sind z. B. dieses doch weder die Nachtigallen, noch die Carnarienvögel, sondern die Sperlinge, die Pfauen, die Krähen und die Geyer. Die Sperlinge kommen ohne Furcht in die Zimmer, um daselbst die kleinen Insekten zu fressen, wovon alles wimmelt. Die Krähen und die Geyer sind in grosser Anzahl vorhanden, und auch gar nicht scheu, weil sie niemand wild macht, und weil ihnen das Volk aus Mitleiden zu fressen giebt. Man giebt ihnen sogar gewöhnlicher Weise die Kinder, die vor dem dritten oder vierten Jahre sterben.

Ziegen und Schaafe sind in Siam selten, klein und nicht recht gut; nur bey den Mauren findet man dergleichen zu kaufen. Nur der König von Siam läßt für sich eine gewisse Anzahl füttern. Sie halten gewöhnlich den Ochsen und den Büffel zum Ackerbau, und verkaufen die Kühe, deren Fleisch zum Essen aber nicht gut ist.

Die Schweine sind sehr klein, und so fett, daß sie eckelhaft zu essen sind. Nichts destoweniger ist ihr Fleisch das gesündeste, welches man in dem größten Theil der Länder in den heissen Erdstrichen essen kann, und man giebt es daselbst den Kranken. Die Schweine sind auch vortreflich auf dem Meer, wenn man sie mit den Brocken vom Zwieback gefüttert hat, dahingegen die Schaafe auf den Schiffen oft die Wolle einander ausreissen, weil

sie dieselbige einander wegfressen, so wie auch die Vögel einander die Federn auszupfen.

Was den Preiß des Fleisches im Königreich Siam anbetrift, so kostet eine Kuh in den Provinzen nicht mehr als zehn Sols, und ungefähr einen Thaler in der Hauptstadt; ein Schaaf vier Thaler, eine Ziege zwey oder drey Thaler (die Mohren verkaufen sie aber ungerne, weil es ihre vornehmste Nahrung ist). Ein Schwein gilt nicht mehr als sieben Sols, weil die Mohren keine Schweine essen. Ungefähr ein duzend Hühner kostet zwanzig Sols, und ein Duzend Enten bekommt man für einen Thaler.

Alles Geflügel vermehrt sich in Siam ausserordentlich; die Hitze des Klima brütet beynahe die Eyer aus. Auch an der Jagd würde es nicht fehlen, ungeachtet die wilden Thiere grosse Verwüstungen anrichten, wenn die Siamesen lüstern nach guten Bissen wären; allein wenn sie auch Hirsche oder anderes Wild erlegen, so thun sie es nur, um die Felle an die Holländer zu verkaufen, welche damit einen grossen Handel nach Japan treiben.

Unterdessen, wie es scheint, zur Schande der Mässigkeit, oder weil nach der Proportion der Hitze ihres Magens die Siamesen nicht mässiger sind, als wir, so leben sie selten lange. Unter ihre gefährlichsten und die häufigsten Krankheiten gehört der Durchlauf und die Ruhr, vor welchen die Europäer, welche in dieses Land kommen, sich noch mehr hüten müssen, als die Landeseinwohner, weil jene nicht so nüchtern seyn können, als diese. Die Siamesen werden bisweilen von hitzigen Fiebern befallen; übrigens sind die Entzündungskrankheiten

in diesem Lande selten, und das einfache anhaltende Fieber Personen ist dort den Menschen eben so wenig tödlich, als an andern Orten des heissen Erdstriches. Die Wechselfieber sind daselbst auch selten, aber hartnäckig, obgleich der Frost derselbigen kurz ist. Die äußerliche Hitze schwächt daselbst die natürliche Hitze so sehr, daß man dort fast keine Krankheiten sieht, welche die Aerzte Fieber nennen. Und so ist es auch in ganz Indien und selbst in Persien, wo von hundert Kranken, wie der provenzalische Arzt, Herr Vincent, sagt, er kaum einen gefunden habe, der das Fieber oder eine andere hitzige Krankheit hatte. Der Husten, und alle Arten von Flüssen und Rheumatismen sind in Siam nicht weniger häufig, als bey uns, und darüber wundere ich mich auch gar nicht, da die Regenzeit einen so grossen Theil des Jahres hindurch anhält; allein das Podagra, die Epilepsie, die Schlagflüsse, die Schwindsucht und alle Arten von Koliken, vorzüglich aber der Nierenstein, sind dort selten. — Es giebt aber viele krebsartige Geschwüre, Abcesse und Fisteln. Das Rothlauf ist daselbst sehr häufig; und einige von denen, welche daran krank sind, haben zwey Drittheile ihres Körpers damit bedeckt. Von Skorbut weiß man nichts, auch nicht leicht etwas von der Wassersucht; aber es giebt viele ausserordentliche Krankheiten, welche das Volk für Würkungen der Zauberey hält. Venerische Krankheiten sind in Siam nicht selten; man weiß aber nicht, ob sie in diesem Lande alt oder neu sind.

Es herrschen daselbst auch ansteckende Krankheiten; allein die wahre Pest dieses Landes sind die Kinderblattern. Sie richten oft unbeschreibliche Verwüstungen an,

und alsdann scharren sie die Körper in die Erde, ohne sie zu verbrennen; weil aber ihre Liebe zu den Verstorbenen ihnen diese letzte Ehre zur Pflicht macht, so graben sie dieselbigen in der Folge wieder aus, und, welches wunderbar ist, sie thun dieses nicht eher, als drey Jahre hernach, oder wohl noch später, weil sie die Erfahrung haben wollen, daß diese Seuche wieder auf das Neue anfängt, wenn sie es eher thun.

Fünftes Kapitel.

Von dem Fuhrwerk und der Equipage der Siamesen überhaupt.

Ausser dem Ochsen und dem Büffel, auf welchen beyden sie reuten, ist der Elephant ihr einziges Hausthier. Die Elephantenjagd steht allen Menschen frey; aber sie gehen nie auf diese Jagd aus einer andern Ursache, als um die Elephanten zu fangen, nie aber, um sie zu tödten. Sie kastriren sie niemals; sie gebrauchen aber zum gewöhnlichen Dienst nichts, als Elephantenweibchen, die Männchen sind zum Kriege bestimmt. Ihr Land ist zur Pferdezucht nicht geeignet, oder vielmehr, sie verstehen die Kunst nicht Pferde zu ziehen. Ich glaube auch, daß ihre Weiden zu schlecht und zu sumpfigt sind, als daß ihre Pferde von einer edlen und feurigen Art werden könnten, daher haben sie auch nicht nöthig, dieselbigen zu verschneiden, um sie traktabler zu machen. Sie haben weder Esel, noch Maulthiere; allein die Mauren, welche zu Siam ansässig sind, haben einige Kameele, die sie aus dem Auslande kommen lassen.

Der König von Siam unterhält allein ungefähr zwey tausend Pferde; es sind ein Duzend Persische darunter, welche ihm der persische Gesandte im Namen des Königs seines Herrn vor vier bis fünf Jahren zum Geschenke gab. Gewöhnlich läßt er Pferde zu Batavia kaufen, wo sie alle klein und sehr lebhaft, aber auch eben so widerspänstig, als die Völkerschaften der Insel Java und, es mag nun dieses die Nationalart seyn, oder es mögen sie die Holländer nicht zu dressiren wissen.

Ich habe mehr als einmal zu Batavia die Bürgerschaft der Stadt zu Pferde gesehen; aber alle Augenblicke waren ihre Glieder durcheinander gewirrt, weil der größte Theil ihrer Pferde auf einmal stille stand, und nicht von der Stelle wollte; und mein Wirth sagte mir, daß Stetig zu seyn der gewöhnliche Fehler der Javanischen Pferde wäre. Die holländische ostindische Gesellschaft hält zu Batavia Infanterie, unter der sich viele Franzosen befinden; aber die Kavallerie besteht aus lauter Bürgern, die ungeachtet des heissen Klima doch mit Kollets von Büffelleder aufgeputzt sind, und deren Ermel reich mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt sind. Kein Bürger dient unter der Infanterie; wenn aber ein Soldat sich in Batavia anzusiedeln und zu ernähren weiß, es sey nun durch eine Heyrath, oder durch ein Gewerbe, so wird ihm weder sein Abschied, noch das Bürgerrecht abgeschlagen.

Als wir nach Batavia gekommen waren, so befanden sich allda zwey Siamesen, um zwey hundert Pferde für den König ihren Herrn einzukaufen, wovon sie schon hundert und funfzig hatten nach Siam abgehen lassen. Dieß geschieht nicht deswegen, weil dieser Prinz ein Lieb-

haber vom Reiten auf Pferden ist, denn diese Reuterey scheint ihm allzu niedrig und unsicher zu seyn; aber der Elephant scheint ihm zum Gefechte tauglicher zu seyn, ob man gleich, alles wohl erwogen, nicht ohne Grund zweifeln kann, ob er denn sich so gar gut zum Kriege schicke, wie man in der Folge sehen wird. Sie sagen, daß dieses Thier seinen Herrn zu vertheidigen, ihn mit dem Rüssel, wenn er auf die Erde gefallen ist, wieder auf den Rücken hinauf zu heben, und seinen Feind zu Boden zu schlagen weiß. Da der jetzige König von Siam sich des Throns bemächtigte, so entfloh der König, sein Onkel, auf einem Elephanten aus dem Pallaste, und nicht auf einem Pferde, ob gleich ein Pferd immer besser zur Flucht taugt, als ein Elephant.

In dem Pallaste steht immer ein Elephant in Bereitschaft zum aufsteigen, aber es ist dazu kein Pferd vorhanden. Man hat mir unterdessen versichert, daß der König von Siam es doch nicht durchaus unter seiner Würde hält ein Pferd zu besteigen, daß er dieses aber nur sehr selten thue.

An dem Orte des Pallastes, wo der Elephant in Bereitschaft steht, ist ein kleiner erhöhter Platz, zu welchen der König aus seinem Zimmer hingeht und von dem er leicht auf seinen Elephanten steigen kann. Wenn er sich durch Menschen in einem Tragstuhl will tragen lassen, welches er doch zuweilen thut, so steigt er ebenfalls von diesem erhöhten Platz in denselbigen hinein, oder durch ein Fenster; denn er läßt sich weder von seinen Unterthanen, noch von Fremden jemals zu Fuße sehen. Diese Ehre ist einzig und allein seinen Weibern und seinen Verschnit-

tenen vorbehalten, wenn er in dem Innern seines Pallastes eingeschlossen ist.

Ihre Tragsessel sind nicht wie die unsrigen, denn es sind viereckigte, platte, und mehr oder weniger hohe Sitze, welche sie auf eine Tragbahre setzen und daran befestigen. Vier oder acht Menschen (denn die Würde des Getragenen beruht auf der Anzahl der Träger) tragen sie auf ihren nackenden Schultern, einer oder zwey an jedem Ende der Stange, und die andern lösen diese ab. Manchmal haben diese Sessel eine Rückenlehne und Arme, wie unsere Armstühle, und zuweilen sind sie, ausgenommen vornen, mit einer kleinen, einer halben Schuh hohen Wand ganz einfach umgeben; aber die Siamesen setzen sich immer mit untergeschlagenen Beinen in dieselbigen. Manchmal sind diese Tragsessel offen, und manchmal haben sie einen Himmel, und diese letztern sind von verschiedener Art, welche ich beschreiben werde, wenn ich von den Fahrzeugen rede, in deren Mitte sie auch Sitze stellen, so wie auf den Rücken der Elephanten.

So oft ich den König von Siam auf einem Elephanten sitzen sahe, so war sein Sitz ohne Himmel, und von vorn ganz offen. Auf den Seiten und hinten erhoben sich bis an seine Schultern drey grosse Laubwerke, oder vergoldete Büsche, die ein wenig an der Spitze auswärts gebogen sind; wenn sich aber der König darinnen befindet, so hält ein zehn bis zwölf Schuh von ihm stehender Mann einen sehr hohen Sonnenschirm, der vier bis fünf Fuß im Durchmesser hat, über ihn, welches keine kleine Anstrengung erfordert, wenn ein starker Wind geht. Diese

Art von Sonnenschirm, welche nur der König gebraucht, heißt Pat-böruk.

Um auf den Gebrauch des Elephanten zurück zu kommen, so setzen sich diejenigen, welche sie leiten wollen, auf den Hals dieser Thiere, wie man sich zu Pferd setzt, aber ohne Sattel. Sie haben eine Art von Lanze aus Eisen oder aus Silber in der Hand, womit sie ihn bald auf der rechten, bald auf der linken Seite in den Kopf oder in die Mitte der Stirne stehen, indem sie ihn zugleich sagen, wo er hingehen, oder wenn er halten soll, und auf den abhängigen Wegen, wenn sie ihn zum abwärtsgehen erinnern wollen, sagen sie Pat, Pat, das ist, abwärts, abwärts! Wenn man sich nicht die Mühe geben will, ihn zu leiten, so setzt man sich auf seinen Rücken in einen Stuhl statt eines Sattels, oder ohne Stuhl auf die blossen Haare, wenn man anderst dieß von einem Thier sagen kann, welches keine Haare hat. Und alsdann setzt sich ein Diener, und gewöhnlich derjenige, welcher den Elephanten füttert, auf seinen Hals und leitet ihn; manchmal sitzt aber noch ein anderer Mann ihm hinten auf den Rücken. Die Siamesen nennen denjenigen, der hinten auf dem Rücken sitzt Hoiià-sib, d. i. den Chef von Zehnen, weil sie aus Stolz voraus setzen, daß ein Elephant viele Menschen zu seiner Bedienung braucht, welche alle die Hoiià-sip unter seinen Kommando hat. Denjenigen nennen sie Nài-tchang, d. i., den Kapitain des Elephanten, der auf dem Halse sitzt, und dieser kommandirt alle, welche zum Dienst des Elephanten bestimmt sind.

Weil man aber in diesem Lande mehr auf dem Wasser fährt, als zu Lande reiset, so hat der König von Siam

sehr schöne Balons oder Ruderschiffe. Ich habe schon gesagt, daß ein solches Balon aus einem einzigen sechzehn bis zwanzig Schuh langen Baume besteht. Zwey Menschen, welche mit untergeschlagenen Beinen neben einander auf einer queerliegenden Bank sitzen, nehmen dessen ganze Breite ein; der eine rudert auf der rechten und der andere auf der linken Seite. Das Ruder ist kurz; man hält es mit beyden Händen, in der Mitte und am Ende. Es sieht so aus, als ob man das Wasser mit Anstrengung damit wegkehren wolle. Es ist nicht an der Seite der Schiffe befestiget, und derjenige, welcher es führt, sieht vorwärts, statt daß der Ruderknecht bey uns dem Wasser den Rücken zukehrt.

Es befinden sich oft auf einem einzigen Balon bis gegen hundert und mehr Ruderer, welche eben so mit untergeschlagenen Beinen auf den Brettern sitzen; aber geringere Beamte haben auch kleinere Balons, auf denen schon sechzehn oder zwanzig Ruderer genug sind. Diese, um den Takt im rudern zu beobachten, singen, oder machen ein taktmässiges Geschrey, und sie schlagen das Ruder ebenfalls taktmässig mit einer lebhaften Bewegung der Arme und Schultern, die aber leicht ist und gut aussieht. Die Schwere dieser Ruderer dient zum Ballast des Schiffes, und hält sie fast der Oberfläche des Wassers gleich, welches macht, daß die Ruder sehr kurz sind. Und der Druck, den der Balon von so vielen Menschen, welche zugleich mit Stärke die Ruder schlagen, erhält, macht, daß er sich immer von einer Seite zur andern schwingt, welches einem angenehmen Anblick verursacht, und der sich vorzüglich an dem Vorder- und Hintertheil

bemerken läßt, weil diese hoch und halsförmig sind und der Schwanz eines Drachen, oder eines wunderbaren Fisches zu seyn scheinen. Auf dem Vordertheil nimmt ein einziger Passagier den ersten Platz ein, indem er keinen Kameraden an seiner Seite haben kann. Er selbst hat nicht so viel Raum, daß er sein linkes Bein über das rechte schlagen kann; daher er dasselbige ausser der Länge noch über ein rundes Holz, welches auf der Seite des Schiffes herausgeht, muß herabhängen lassen. Dieser vorderste Ruderer giebt denn allen andern die Bewegung an. Sein Ruder ist ein wenig länger, eben weil er vornen sitzt, wo das Vordertheil sich zu erheben anfängt, und er also von dem Wasser weiter entfernt ist. Es gibt den Takt, indem er mit dem Ruder ein einzigesmal schlägt, wenn es aber geschwinder gehen soll, so thut er zwey Schläge; und von Zeit zu Zeit, aber nur aus Wohlstand, erhebt er sein Ruder mit einem Geschrey, schlägt damit in das Wasser, daß es umher spritzt, und diesen Schlag macht das ganze Schiffsvolk nach. Der Steuermann befindet sich auf dem Hintertheile des Schiffes, wo es schon sehr hoch ist. Das Steuerruder ist ein sehr langes Ruder, welches nicht an dem Fahrzeug befestiget ist, und dem der Steuermann keine andere Bewegung zu geben scheint, als daß er es ganz gerade ins Wasser hält, sowohl auf der rechten als linken Seite des Bords. Auf den Fahrzeugen der Weiber rudern Sklavinen.

Auf den gewöhnlichen Balons, wo weniger oder mehrere Ruderer sind, steht in der Mitte eine Hütte von Bambou oder von anderm Holz, welche weder bemahlt noch lackirt ist, in welcher sich eine ganze Familie auf-

halten kann, und bisweilen hat diese Hütte auf der vordern Seite noch ein Schirmdach, unter welchem sich die Sklaven aufhalten. Und oft haben die Siamesen gar keine andere Wohnung. Aber in den Ceremonien-Ballons, oder in denjenigen, welche für den Hofstaat des Königs von Siam bestimmt sind, ist in der Mitte ein Sitz, der beynahe die ganze Breite des Fahrzeugs einnimmt, und auf dem nur eine einzige Person mit ihren Waffen, dem Säbel und der Lanze, sitzt. Wenn es ein gewöhnlicher Mandarin ist, so hat er nur einen einfachen Sonnenschirm, wie die unsrigen sind, um sich zu bedecken; ist es aber eine ansehnlicherer Mandarin, so ist sein Sitz nicht nur höher, sondern er ist auch mit demjenigen bedeckt, was die Portugiesen eine Chirole, die Siamesen aber Coúp nennen. Dieses ist ein vorn und hinten offener Bogen, gemacht aus gespaltenen und in einander geflochtenen Bambous und aussen und innen schwarz oder roth lackirt. Der rothe Lack ist für die Mandarine von der rechten Hand, und der schwarze für die von der linken, ein Unterschied, den ich an seinem Ort erklären werde. Ausserdem ist der Rand dieser Chirolen aussen drey oder vier Zoll brei. vergoldet, und man sagt, daß in dieser Vergoldung, je nachdem sie schmäler oder breiter ist, ein Unterschied der Würde liege. Man hat auch mit Stoff bedeckte Chirolen; allein dieser bedient man sich nur in der Regenzeit. Derjenige, welcher die Equipage kommandirt, schlägt manchmal mit einem Stock, aber sehr selten diejenigen, die zu träg oder nicht im Takte rudern, und er sitzt mit untergeschlagenen Beinen vor dem Sitze des Mandarins auf dem äussersten Ende der Erhöhung, auf welcher der Sitz steht und befestiget ist. Wenn der

König vorbey fährt, so steigt der Mandarin auf diese Erhöhung herunter und wirft sich auf selbige nieder, die ganze Equipage thut es ebenfalls und der Balon hält so lange still, bis das königliche Fahrzeug aus den Augen ist.

Die Deckenhimmel der Staatsbalons sind stark vergoldet, so wie auch die Ruder. Jene ruhen auf Säulen, und sind mit allerley pyramidenförmigen Bildhauerarbeiten angefüllt. Einige haben Schirmdächer gegen die Sonne. Auf dem Fahrzeug, auf dem die Person des Königes ist, befinden sich vier Officiere, um die Mannschaft zu kommandiren, zwey vorn und zwey hinten; sie sitzen auch mit untergeschlagenen Beinen.

Da diese Fahrzeuge sehr schmal und recht dazu gemacht sind, das Wasser zu durchschneiden, und da auch die Mannschaft darauf zahlreich ist, so kann man sich nicht vorstellen, mit welcher Geschwindigkeit sie auch gegen den Fluß fahren, und was eine grosse Anzahl derselbigen, wenn sie in guter Ordnung mit einander dahin rudern, für einen schönen Anblick gewährt.

Ich gestehe es, daß, als die französischen Gesandten in den Fluß hinein fuhren, die Schönheit des Anblicks mich überraschte. Der Fluß hat eine angenehme Breite, und, ungeachtet seiner Krümmungen, entdeckt man doch immer einen grossen Raum seines Kanals, dessen Ufer mit zwey ununterbrochenen grünen Spalieren besetzt sind. Es würde hier der schönste Schauplatz für die prächtigsten Feste seyn; kein Pracht aber ist so auffallend, als eine grosse Menge Menschen, die dazu bestimmt ist, uns zu dienen. Die Begleitung der französischen Gesandschaft

bestand aus wenigstens drey tausend Menschen, die auf fünf und siebenzig bis achtzig Schiffe vertheilt waren. Sie fuhren in zwey Kolonnen, und ließen das Fahrzeug der Gesandten in der Mitte. Alles war lebhaft und in Bewegung; die Augen waren mit der Verschiedenheit und der Anzahl der Fahrzeuge, mit der Schönheit des Flußbeetes beschäftiget, und unterdessen wurden die Ohren durch ein unverständliches, aber angenehmes Geräusch von Gesängen, Geschrey und musikalischen Instrumenten ergötzt, wobey die Einbildungskraft gegen die natürliche Stille des Flußes nicht unempfindlich seyn läßt. In der Nacht ist ein anderer schöner Anblick da, weil jeder Balon seine Laterne hat, und das angenehme Geräusch wird in der Nacht noch angenehmer.

Man versichert, daß der Hof sonst noch glänzender war, das heißt, daß an demselbigen eine große Anzahl von Vornehmen, die in reiche Stoffe gekleidet, mit vielen Edelgesteinen geschmückt und immer von hundert bis zwey hundert Sklaven, auch einer beträchtlichen Anzahl von Elephanten begleitet gewesen wären, sich aufgehalten habe; aber das ist gegenwärtig nicht mehr so, da der Vater des jetzigen Königs beynahe alle angesehene Siamesen umbringen ließ, sowohl diejenigen, welche ihm bey der Revolte dienten, als auch diejenigen, welche auf der Gegenparthey waren. Gegenwärtig haben nur drey oder vier Herren die Erlaubniß, sich der Tragsesseln zu bedienen, wovon ich geredet habe. Der Balanquin, welches eine Art von Bett ist, welches an einer großen Tragbahre hängt, die von Menschen auf der Schulter getragen wird, ist den Kranken oder einigen schwächlichen alten

Personen erlaubt; denn es ist eine Maschine, auf der man nur liegen kann. Ob gleich aber die Siamesen sich nicht nach ihrem Belieben dieser Art von Bequemlichkeiten bedienen können, so haben doch die zu Siam befindlichen Europäer in diesem Stücke mehr Freyheit.

Der Gebrauch des Sonnenschirms, auf siamesisch Roum, ist auch eine Gnade des Königs von Siam, die er nicht allen seinen Unterthanen angedeyhen läßt, ob ihn gleich in Europa jedermann tragen darf. Diejenigen, welche wie die unsrigen geformt, d. i. rund sind, werden für weniger ehrenvoll gehalten. Solche trägt der größte Theil der Mandarinen. Die, welche als mehrere runde Kreiße an einem Stiel über einander stehen, als wenn es mehrere Sonnenschirme wären, gehören für den König allein. Andere nennen die Siamesen Clot; diese bestehen zwar auch nur aus einem einzigen Kreiß, aber es hängen an demselbigen zwey oder drey Stücken bunten Zeugs, wie Vorhänge, eines unter dem andern. Diese giebt der König den Sankrats, oder den Oberhäuptern der Talapoins, welche er den Gesandten schenkte, waren von eben dieser Art, und waren mit drey Umhängen besetzt. Mann kann ihre Gestalt an dem Fahrzeuge der französischen Gesandten erkennen.

Die Talapoinen haben Sonnenschirme in der Gestalt der Feuerschirme, welche sie in der Hand tragen. Sie sind von einem Palmblat, das rund geschnitten und gefaltet ist; die Falten sind mit einem Faden an dem Stengel zusammengebunden, und dieser, den sie wie ein *S* krümmen, ist der Handgriff davon. Man nennt sie auf Siamesisch Talapat, und wahrscheinlich kommt

dieses Wort von dem Namen Talapol oder Talapoin her, welcher aber blos von den Fremden gebraucht wird; denn der Siamesische Name ist Tchâou = cou.

Auf Elephanten reitet jeder, der auf der Jagd einen fangen, oder sich einen kaufen kann; Fahrzeuge sind aber ein allgemeineres Fuhrwerk; denn wegen der jährlichen Ueberschwemmung des Landes könnte ohne sie niemand passiren.

Während der König von Siam in seiner Hauptstadt ist, so will es die alte Gewohnheit seines Hofes, daß er sich jährlich nur fünf oder sechs Tage dem Volke zeige, und daß dieses mit Pomp geschehe. Sonst haben die Könige, seine Vorfahrer, alle Jahre zuerst die Hand an den Pflug gelegt; hierauf überliessen sie aber diese Verrichtungen dem Oc = yà = kàou. Sie zeigten sich auch an einem andern Tag, um auf dem Wasser eine andere Ceremonie zu verrichten, die nicht weniger abergläubisch, aber auch nicht weniger feyerlich war. Er that dieses, um den Fluß zu beschwören, in seine Ufer zurückzutreten, wenn es der Ackerbau erforderte, und der auf Mitternacht sich herumgedrehte Wind die Rückkehr des schönen Wetters versprach. Der König hat sich gegenwärtig von diesem Hofdienst dispensirt, und er scheint schon mehrere Jahre abgeschaft zu seyn, weil ihm, wie man sagt, das letztemal, da er ihn verrichtete, die Schande widerfuhr, daß er von einem Regen überfallen wurde, ob ihm gleich die Astrologen einen schönen Tag versprochen hatten.

Fernand Mendiez Pinto erzählt, daß zu seiner Zeit der König von Siam gewohnt gewesen sey, sich alle Jahr

einen Tag dem Volke, auf seinen weissen Elephanten sitzend, zu zeigen, fünf Strassen der Stadt zu durchreiten, und gegen das Volk sehr freygebig zu seyn. Diese Ceremonie ist, wenn sie auch sonst gebräuchlich war, gegenwärtig abgeschaft. Der König von Siam besteigt niemals den weissen Elephanten; die Ursache, welche sie davon angeben, ist, daß der weisse Elephant auch ein grosser Herr ist, wie er, indem er ebenfalls eine Königsseele habe. Es zeigt sich also dieser Prinz in seiner Hauptstadt jetzt nicht mehr, als zweymal des Jahrs, zu Anfang des sechsten und zu Anfang des zwölften Monats, um für die Talapoinen der vornehmsten Pagoden Almosen an Geld und Früchten einzusammeln. Diese Tage nennen die Siamesen heilige Tage, Van pra. Der König reitet auf einem Elephanten in die in der Stadt befindlichen Pagoden, auf dem Fluße fährt er aber in eine andere, welche zwey Stunden von der Stadt an dem Fluße hinabwärts liegt. An den folgenden Tagen schickt er ähnliche Almosen in die weniger ansehnlichen Pagoden; aber dieses erstreckt sich nicht weiter als zwey Stunden von der Stadt im Umkreise. In dem letzten Monate des Jahrs 1687 begab sich der König nirgend in eigner Person hin, sondern begnügte sich, es nur überall hinzuschicken.

Wenn sich also der König von Siam in seiner Hauptstadt zeigt, so geschieht es nur, um Religionsceremonien zu verrichten. Zu Louvò, wo es ihm erlaubt ist, weniger den König zu spielen, hält er sich sehr oft auf, sowohl wegen der Tyger- und Elephanten-Jagd, als auch, um sich eine Bewegung zu machen. Er läßt sich

da ohne so wenig Pomp sehen, daß, wenn er von Louvo sich in sein kleines Haus Tlee-poussone mit seinen Frauen, welche ihn der Aufwartung wegen begleiten, begiebt, er dieselbigen gar nicht fahren läßt, welches ohne Zweifel von der Ehrfurcht dieser sclavischen Weiber gegen ihre Gebieter herkommt.

Er hat nichts desto weniger immer zwey bis dreyhundert Mann, sowohl zu Pferd, als zu Fuß in seinem Gefolge. Aber wie wenig ist dieses in Vergleichung mit der Begleitung von funfzehn bis zwanzig tausend Mann, welche ihn, nach den Erzählungen, an feyerlichen Ceremonientagen, gegeben werden? Vor ihm her gehen einige Leute zu Fuß, mit Stecken oder mit Blasrohren, aus welchen sie Erbsen blasen, um jedermann von dem Wege des Königes zu entfernen, und besonders wenn Weiber in seinem Gefolge sind. Ja man läßt, wenn er ausgeht, den Europäern, die unlängst angekommen sind, davon Nachricht geben, um ihm nicht auf dem Wege zu begegnen; denn was die Asiaten anbetrift, so kennen diese schon diese an allen asiatischen Höfen herrschende Sitte. Barras sagt, daß in dem eigentlichen Indien, wenn ein Adelicher auf den Strassen geht, er immer einen von seinen Bedienten vor sich hergehen läßt, der pò, pò! das ist, aufgeschaut, aufgeschaut! ausruft, damit sich alle Unadelichen entfernen. Osorius sagt, daß der Unadeliche verbunden wäre zu schreyen, und setzt hinzu, es geschehe dieses aus Furcht, es möchte irgend ein Adelicher aus Verachtung ihn berühren, und, um diese Schande zu rächen, ihn dafür tödten. Diese Adelichen heissen Nairen, welche allein Soldaten sind, und sich zu besudeln

glauben, wenn sie einen Unadelichen berühren. In Siam und in China haben die vornehmen Magistratspersonen Leute, welche vor ihnen hergehen, um das Volk aus dem Wege zu schaffen, und welche denjenigen Stockschläge geben, welche nicht aus dem Wege gehen wollen, oder ihrem Herrn den ihm schuldigen Respekt nicht bezeugen, welches wir in unsrem Lande für unerträglich halten würden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn der Kaiser von China, der Großmogul, der König von Persien und andere asiatische Despoten geglaubt haben, daß es zu ihrer Würde gehöre, dem Volke von ihren Reisen Nachricht zu geben. Diejenigen, welche in dieser Absicht vor dem König von Siam hergehen, heissen Konlaben und Kông. Jene gehen auf der rechten und diese auf der linken Seite, und wir sehen in der Liste gewisser Beamten, daß Koeng so viel als Profoß heißt. Aus eben dieser Absicht, nemlich um das Volk auf dem Wege von der Person des Königs zu entfernen, reiten zwey Officiere von seiner Leibwache zu Pferd, Meû und Láos, auf seinen beyden Seiten, ungefähr funfzig bis sechzig Schritte vor ihm her. Seine Hofleute befinden sich zuerst auf dem Versammlungsplatz, oder sie folgen ihm wohl manchmal zu Fuß, indem sie die Hände kreuzweis auf die Brust legen. Manchmal folgen sie ihm zu Pferde, zuweilen auf Elephanten; aber in diesem Fall haben ihre Elephanten keine Sitze. Die Garden zu Fuß und zu Pferde folgen auch, aber verwirrt durch einander und in keiner Ordnung. Wenn der König hält, so werfen sich alle, die ihm folgen, auf die Knie und auf die Arme nieder, und die auf Pferden oder auf Elephanten reiten, legen sich ganz auf diese Thiere nieder. Auch die

Schá-ru-mou folgen zu Fuße nach; dieses sind Diener des Königes, welche keine Sklaven sind. Die einen tragen seine Waffen, und die andern seine Büchsen mit Betel und Arek.

Da dieser Prinz den französischen Gesandten das Divertissement von einem Elephantenfang gab, so kamen zwölf roth gekleidete und mit rothen Mützen versehene Herrn vor ihm auf dem Sammelplatz an, und setzten sich mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen vor demjenigen Ort auf die Erde, wo sich der König ihr Herr hinsetzen sollte. Sie richteten ihr Gesicht gegen den Ort des Schauspiels hin; so bald sie aber das Geräusche von der Ankunft des Königes hörten, so warfen sie sich auf die Erde gegen den Ort hin, wo der Lerm herkam, und blieben immer auf der Erde liegend, so daß der König sie bey seiner Ankunft vor sich liegend fand. So lange das Schauspiel währte, machten sie keine Bewegung, und machten niemals das geringste Zeichen der Neugierde.

Allein nun führt mich meine Erzählung unvermerkt auf die Schauspiele und andern Vergnügungen der Siamesen.

Sechstes Kapitel.

Von den Schauspielen und andern Vergnügungen der Siamesen.

Der Ort, wo sich der Elephant, den man fangen will, befindet, ist wie ein sehr breiter und langer Laufgraben; wie ein Laufgraben sage ich, weil man bey dessen Verfertigung die Erde nicht ausgräbt, sondern sie auf beyden

Seiten fast senkrecht aufwirft, und auf diesen Terassen halten sich die Zuschauer auf. In der Tiefe zwischen diesen Erhöhungen ist eine doppelte Reihe von Baumstämmen, die über zehn Schuh hoch und in die Erde gepflanzt sind, stark genug, um der Stärke der Elephanten widerstehen zu können. Sie stehen so weit von einander, daß zwar ein Mensch, aber kein Elephant darzwischen durchkommen kann. Zwischen diesen zwey Reihen von Baumstämmen befinden sich zahme Elephantenweibchen, welche man in die Wälder geführt hatte, um einen wilden männlichen Elephant an sich zu locken. Die Führer bedecken sich mit Blättern, um die Elephanten in dem Walde nicht scheu zu machen; die weiblichen Elephanten aber sind so schlau, daß sie durch ein eigenes Geschrey die männlichen herbeylocken. Wenn sich nun diese in die zweyfache Reihe der Pallissaden durch die Verfolgung der Weibchen hineinbegeben haben, so können sie nicht mehr in die Wälder zurücke kehren. Aber nun kommt es darauf an, sie zu fangen, um sie einschliessen und zahm machen zu können. Der Ausgang des Raums, wo sich der Elephant befindet, ist ein schmaler Gang, der auch von starken Pallissaden gemacht ist. Wenn der Elephant in denselbigen hineingekommen ist, so fällt die Thüre, durch welche er hineingeht, indem er sie mit seinem Rüssel aufstößt, durch ihre eigene Schwere wieder zu. Die andere Thüre, durch welche er wieder hinaus will, ist verschlossen, und übrigens ist der Raum so schmal, daß er sich nicht völlig umwenden kann. Die größte Schwierigkeit ist, den wilden Elephanten allein in diesem schmalen Gang zu bringen, denn in dem Laufgraben sind noch die Weibchen bey ihm, und er trennt sich von ihnen nicht. Meh-

rere Siamesen, die sich hinter den Baumstämmen unten an den Terrassen aufhalten, wo ihnen der Elephant nicht beykommen kann, laufen von allen Seiten zwischen den Bäumen auf den Platz, wo sich der Elephant befindet, hin, um ihn zu reizen; und wenn der Elephant dann einen von ihnen verfolgt, so läuft derselbe sehr geschwind hinter die Bäume, zwischen welche der gereitzte Elephant vergeblich seinen Rüssel hineinstößt, und an denen er oft die Spitze eines Zahns abbricht. Während er nun diesen, die ihn hetzten, nachläuft, werfen andere Schlingen auf ihn, und zwar so geschickt, daß der Elephant im Laufen fast immer einen seiner Hinterfüsse in dieselben hineinsetzt, worauf sie schnell das in Händen habende Ende der Schlinge zuziehen. Der Elephant hat oft drey bis vier an einem jeden Hinterfuß; denn wenn eine Schlinge einmal zugezogen ist, so läßt man das in der Hand habende Ende derselben fahren, um von dem Elephanten nicht fortgeschleppt zu werden. Je mehr man ihn reitzt, desto weniger kommt er zu dem Weibchen zurück, und unterdessen, um ihn aus diesen Platz zu bringen, kommt ein Mann, auf einen andern Weibchen sitzend, dort hinein, und indem es zu verschiedenenmalen aus den Gang herauskommt, reitzt das Weibchen durch einen Schlag mit dem Rüssel auf die Erde die andern. Sie schlägt gerade abwärts, und vermeidet nichts destoweniger die Spitze des Rüssels auf die Erde zu bringen, welche es etwas zurückgebogen in die Höhe hält. Nachdem sie diese Einladung zwey oder dreymal gemacht hat, so führt man es wieder in den Gang zurück. Wenn endlich diese Kunstgriffe mit dem Weibchen fünf bis sechsmal gemacht worden sind, so folgen die andern Weibchen

demselbigen nach, und bald darauf kommt der Elephant wieder zu sich, weil man aufhört, ihn zu reizen, und entschließt sich, dem Weibchen nachzugehen. Er stößt die Thüre des Gangs vor sich mit seinem Rüssel auf, und wenn er hineingekommen ist, so gießt man mehrere Eimer Wasser über ihn aus, um ihn abzukühlen, und bindet ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit mit den Schlingen, die er an seinen Füssen hat, an die Pallisaden des Gangs. Hierauf läßt man rückwärts einen zahmgemachten Elephanten in den Gang hinein gehen, an dessen Hals man den wilden auch mit dem Hals anbindet, und zu gleicher Zeit macht man ihn von den Baumstämmen los, und zwey andere zahme Elephanten, die ihm auf beyden Seiten gehen, führen ihn unter eine in der Nähe befindliche Schupfe, wo man ihm mit dem Hals an einem Drehbalken, der sich mit ihm umwendet, befestiget. Man sagt, daß er an diesem Drehbalken nur vier und zwanzig Stunden befestiget bleibt, und daß man zu ihm während dieser Zeit einigemal zahme Elephanten hinführt, um ihm Gesellschaft zu leisten, und ihn zu trösten, und daß man ihn schon nach vier und zwanzig Stunden in den ihm bestimmten Stall führt, wo er in acht Tagen sich in seine Gefangenschaft findet.

Die Siamesen reden von einem Elephanten, wie von einem Menschen; sie halten ihn für ganz vernünftig, und erzählen von ihm so vernünftige Sachen, daß ihm nach ihrer Meinung nichts als die Sprache fehlt. Hier ist eine solche Erzählung, von der man glauben kann, was man will; uns erzählte man sie wenigstens als eine gewisse Wahrheit. Ein Mensch hatte auf dem Kopf

eines Elephanten, auf welchem er saß, eine Kokosnuß zerschlagen, und sich dazu der Spitze der Lanze bedient, womit man, wie ich schon sagte, die Elephanten regiert. Dieses Thier dachte nun auf Rache. Er hob, sagte man, mit seinem Rüssel eine Schaale von der Kokosnuß auf, bewahrte sie mehrere Tage, und hielt sie sorgfältig zwischen seinen Vorderfüssen. Endlich kam der Mann, der ihn beleidiget hatte, und näherte sich ihm, um ihn das Futter vorzugeben. Nun ergrief ihn der Elephant, trat ihn unter seine Füsse, tödete ihn und legte zu seiner Rechtfertigung die Kokosschaale auf den Leichnam. So hat man es uns wenigstens erzählt. Daher glauben auch die Siamesen, daß die Elephanten ein Gefühl für die Gerechtigkeit hätten. Sie sagen, daß z. B. im Kriege, wenn diese Thiere aufrührerisch werden, man nur einen auf der Stelle zu tödten braucht, um die andern durch dieses Beyspiel auf bessere Gedanken zu bringen. Allein diese Erzählungen und mehrere andere, welche ich vergessen habe, riechen zu sehr nach der Fabel. Um mich nicht zu weit von dem erzählten Beyspiel zu entfernen, so ist es mir wahrscheinlich, daß, wenn der Elephant beleidiget worden wäre, er nicht erst auf eine Gelegenheit zur Rache gewartet hätte, sondern sich auf der Stelle würde gerochen haben, da ein jeder Elephant den Menschen, der ihm auf dem Rücken sitzt, mit seinem Rüssel ergreifen, auf die Erde werfen und zertreten kann.

Was mich anbetrift, so habe ich während der Zeit, die ich in Siam zubrachte, nichts wunderbares von diesen Thieren gesehen, ob ich gleich überzeugt bin, daß sie weit gelehriger, als andere Thiere sind. Man schiffte drey

Junge ein, welche der König von Siam den drey kleinen französischen Prinzen zum Geschenk machte. Die Siamesen, welche sie an den Bord unserer Schiffe gebracht hatten, nahmen von ihnen so zärtlich Abschied, als sie es nur von drey ihrer Kammeraden hätten thun können, sie sagten einem jeden ins Ohr: gehet hin, gehet freudig hin, ihr werdet zwar Sklaven seyn, aber ihr werdet drey der größten Prinzen in der Welt dienen, deren Dienst eben so leicht, als rühmlich ist! Man wand sie darauf in die Schiffe, und weil sie sich bückten, um unter dem Verdecke durchzukommen, so schrie man vor Verwunderung, als wenn nicht alle Thiere eben dieses thäten, um an niedrigen Orten durchzukommen.

Einstens tödete ein Elephant auf einer Strasse zu Louvò den Bruder eines jungen Mandarins, welcher bey der französischen Gesandtschaft war, wie Herr Torpf es bey den siamesischen Gesandten gewesen war. Man sagte freylich, daß der Elephant in der Geilheit war, aber dieses zeigt nicht an, daß das Thier vernünftiger, sondern wütender, als andere ist. Um die Elephanten also im Kriege zahmer zu machen, begleitet man sie mit weibchen, selbst wenn man sie zum Saufen und Baden an das Wasser führt, und ich weiß nicht, ob man ohne diese Begleitung immer zum Zweck kommen könnte. Die Siamesen sagen, daß die Elephanten für die Grösse eingenommen sind, daß sie große Ställe und viele Aufwärter lieben, und daß sie sich im Gegentheil über die wenige Achtung, die man gegen sie bezeugt, betrüben; und daß, wenn sie einen grossen Fehler begehen, die größte Züchtigung, welche man ihnen anthun kann, diese ist, wenn

man ihnen die Weibchen nimmt, sie aus dem königlichen Pallaste hinaus jagt, und sie in die äussern Ställe zurück schickt. Man erzählte mir, daß es einem auf diese Art gestraften Elephanten geglückt habe, sich in Freyheit zu setzen, und daß er alsdann in seinen Stall im Pallaste zurückgekehrt wäre, und den an seine Stelle gesetzten Elephanten getödet habe, welches mir weder unglaublich, noch wunderbar zu seyn scheint, weil der Weg frey und offen steht; denn ein jedes Thier liebt seinen gewöhnlichen Stand, und wird, je nachdem es mehr oder weniger muthig ist, seine Kräften anwenden, um ein anderes Thier wieder von da zu vertreiben.

Um auf die Lustbarkeiten des siamesischen Hofes wieder zurück zu kommen, so sahen wir ein Gefecht zwischen zwey Kriegs-Elephanten. Sie waren an den Hinterfüssen mit Seilen angebunden, welche mehrere Siamesen hielten, und noch ausserdem an Drehbäumen befestiget. Die Elephanten konnten aber bey dem Angriff ihre Rüssel übereinander legen. Allein nach fünf oder sechs Angriffen hatte das Gefecht ein Ende; man ließ Weibchen kommen, welche die Kämpfer trennten. Bey dem Großmogul läßt man die Elephanten einander näher kommen, und diese suchen denn die auf ihnen sitzenden Leiter herabzuschlagen, welche dadurch oft das Leben verlieren. In Siam setzt man aber, weder zum Vergnügen, noch zur Uebung das Leben der Menschen, oder dieser Thiere selbst aufs Spiel.

Man liebt dort die Hahnengefechte. Nicht immer sind die größten auch die tapfersten, sondern diejenigen,

welchen die Natur die besten Waffen, das ist, die besten Sporen gegeben hat. Wenn ein Hahn fällt, so geben sie ihm zu saufen, weil sie aus der Erfahrung wissen, daß die Ermattung oft nichts anders, als eine Würkung des Durstes ist, und wirklich fangen sie, wenn sie gesoffen haben, gewöhnlich den Kampf wieder von neuen an. Allein weil diese Gefechte fast immer einen von den Hahnen das Leben kosten, so hat der König von Siam diese Art von Zweykämpfen verbotten, weil die Talapoinen glaubten und sagten, daß die Herren dieser Hähne in der andern Welt sich zur Strafe mit eisernen Stangen schlagen müßten. Einem Kampfe zwischen einem Elephanten und Tiger mochte ich nicht beywohnen, weil ich wußte, daß man diesen Thieren die Freyheit ließ, sich ganz ihrer Wuth zu überlassen. Man erzählte mir aber, daß der Tiger sehr feige war, und daß das Schauspiel daher schlecht ausfiel. Die Elephantenjagd durch mehrere im Umkreise angezündete Feuer in den Wäldern ist schon von andern beschrieben worden. Ich will nun von andern Lustbarkeiten reden, welche man den Gesandten in einem grossen Hofe gab.

Die eine war ein chinesisches Lustspiel, welche ich gerne bis zum Ende gesehen hätte; aber man hörte nach einigen Scenen auf, um zur Tafel zu gehen. Die chinesischen Schauspieler, welche die Siamesen lieben, ohne sie zu verstehen, schreien sich heischer, wenn sie reden. Aber ihre Worte sind einsylbigt; ich habe ihnen keines derselbigen ohne eine neue Anstrengung der Brust hersagen hören, fast möchte ich sagen, ohne es zu erwürgen. Ihre Kleidung war so beschaffen, wie sie die Beschreibungen

von China angeben, beynahe wie die der Kartheuser Mönche. Einer von den Schauspielern, welcher eine Magistratsperson vorstellte, hatte einen so gravitätischen Gang, daß er zuerst den Fuß auf die Ferse und dann erst langsam und nach und nach auf die Sohle und Zehen setzte, und wenn er sich auf die Fußsohle niederließ, so erhob er bereits die Ferse, und wenn er sich auf die Zehen stützte, so berührte die Fußsohle nicht mehr die Erde. Im Gegentheil ein anderer Schauspieler, der wie ein Tollhäußler herum gieng, warf seine Füsse und Arme in mehrerem Verstande ausser aller Mensur, oder vielmehr auf eine drohende Art, aber noch übertriebener herum, als unsere Malamores (Bramarbas). Er stellte einen General vor, und wenn das, was man von China erzählt, wahr ist, so stellte dieser Schauspieler die der chinesischen Kriegsleuten gewöhnlichen Uebertreibungen ganz natürlich vor. Das Theater hatte im Hintergrunde ein vorgespanntes Tuch, aber nichts auf den Seiten, wie die Theater unserer Marktschreyer sind.

Die Marionetten in Siam reden nicht, und man schätzt diejenigen, welche aus Laos kommen, höher, als die siamesischen. Weder die einen, noch die andern, haben nichts Eigenthümliches.

Aber die siamesischen Gauckler sind vortreflich. Der Hof giebt dem Könige, wenn er zu Louvo ist, diese Lustbarkeit. Elien erzählt, daß Alexander bey seinem Vermählungsfeste indianische Gauckler gehabt habe, und daß sie für weit geschickter, als die der andern Nationen gehalten worden sind. Hier sind einige von ihren Künsten, die ich aber, ich muß es gestehen, nicht so nahe und ge-

nau betrachtet habe, weil ich auf das chinesische Lustspiel, das man uns zu gleicher Zeit gab, aufmerksamer, als auf die übrigen Schauspiele gewesen bin. Sie setzen ein Bambusrohr auf die Erde, auf das Ende desselbigen ein zweites, und auf das zweyte ein drittes, und auf das dritte einen Reif. Ein Mensch, der seine zwey Hände an die zwey Seiten des Reifes legt, setzt seinen Kopf auf den untern und innern Theil des Reifs, schwingt seinen Körper und seine Füsse in die Höhe, und bleibt in dieser Stellung eine, manchmal auch anderthalb Stunden; hernach setzt er einen Fuß dahin, wo sein Kopf stand, und ohne sich anzuhalten, oder ohne den andern Fuß herunter zu setzen, macht er mit seinem Körper die sonderbarsten Verdrehungen. Und was dieß alles gefährlicher und schwerer macht, ist das beständige Gleichgewicht, in dem die Bambusrohre gehalten werden müssen. Einen solchen Gauckler nennen sie Lot-Bouang, welches so viel heißt, als Reifspringer.

Vor einigen Jahren ist einer gestorben, welcher sich aus dem Reif herab schwang, blos durch zwey Sonnenschirme getragen, die an seinem Gürtel befestiget waren; der Wind hob ihn zufälliger Weise bald auf die Erde, bald auf die Bäume, bald auf die Häußer und bald auf den Fluß. Er machte den König von Siam so viel Vergnügen, daß er ihn zu einem grossen Herrn machte. Er hatte ihn auch in seinem Pallast einlogirt und ihm einen grossen Titel, oder, wie sie sich ausdrücken, einen grossen Namen gegeben. — Andere dieser Gauckler gehen und tanzen nach der Mode des Landes, ohne sich zu erheben auf einem dünnen Messingdrat, der eben so, wie bey un-

sern Seiltänzern das Seil, ausgespannt ist, und sie sagen, daß, je mehr der Drat ausgespannt ist, es desto schwerer sey, sich darauf zu halten, weil er alsdann mehr Elasticität bekommt, und unsicherer wird. Für das schwerste Stück aber halten sie dieses, auf diesen Messingdrat von demjenigen Ende desselbigen, welches an der Erde befestiget ist, zu steigen, und über eines der zur Unterstützung des Drats kreutzweis errichteten Bambusrohre wieder herab zu gehen; wie auch auf diesen Drat mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, darauf zu essen und sich wieder auf die Füsse zu stellen. Sie gehen und tanzen auch auf einem ausgespannten Seil, aber ohne Balancirstange, mit Babouchen, mit Säbeln und Wassereimern an ihren Füssen. Einer setzt eine hohe Leiter auf die Erde, deren beyde Seitenstangen Bambusrohre, die Stuffen aber Säbel mit aufwärts gekehrter Schärfe, sind. Er steigt bis auf die Spitze dieser Leiter, bleibt ohne eine Unterstützung auf der Schneide des letzten Säbels stehen und tanzt, indem sich unterdessen die Leiter stärker hin und her schwingt, als ein vom Winde bewegter Baum. Hierauf steigt er so herunter, daß er in der Geschwindigkeit zwischen allen den Säbeln durchschlüpft. Ich sah ihn herab steigen, aber ich gab nicht Acht, da er auf dem höchsten Säbel war, und gieng auch nicht hin, um zu sehen, ob diese Stuffen wirkliche Säbel waren; davon nichts zu sagen, daß vielleicht diese Säbel, die untersten ausgenommen, die den Augen mehr ausgesetzt sind, nicht scharf sind.

Da der Kaiser Galba noch Prätor war, so gab er dem römischen Volk das Schauspiel von einigen auf dem

Seile tanzenden Elephanten. Die Elephanten in Siam sind nicht so künstlich; die einzigen Thiere, welche die Siamesen abrichten, sind große, und wie man sagt, sehr gefährliche Schlangen. Diese Thiere bewegen sich nach dem Schall musikalischer Instrumente, als wenn sie tanzen wollten. Aber dieß hält man für eine Zauberey, weil man in diesem Lande, wie auch oft bey uns, ausserordentliche Kunststücke dafür ausgiebt, wenigstens für die Wirkung geheimnißvoller Worte.

Die Siamesen haben auch religiöse Schauspiele. Wenn die Gewässer wieder zu fallen anfangen, so bringt das Volk mehrere Nächte hintereinander durch eine grosse Illumination seinen Dank dar, nicht allein dafür, daß sie sich wieder zurückgezogen, sondern auch für die Fruchtbarkeit, welche sie der Erde gegeben haben. Man sieht alsdann den ganzen Fluß mit schwimmenden Laternen bedeckt, welche auf demselbigen herumfahren. Sie sind von verschiedener Grösse nach der Devotion eines jeden Privatmanns; und das vielfarbigte Papier, woraus sie gemacht sind, vermehrt die schöne Wirkung so vieler Lichter. Da wir das erstemal zu Louvo ankamen, so war es Nacht, und gerade zu der Zeit dieser Illumination. Wir sahen auch die Mauern dieser Stadt mit Laternen, die in gewissen Zwischenräumen angezündet waren, geschmückt; aber das Innere des Pallastes war noch schöner anzusehen. In den Mauern, welche die Höfe einschliessen, hatte man ringsherum dreyfach übereinander kleine Nischen angebracht, in ren jeder eine Lampe brannte. Die Fenster und die Thore waren ebenfalls alle mit verschiedenen Feuern ausgeziert, und mehrere grosse und

kleine Laternen von verschiedener Gestalt, aus Papier oder Gaze verfertigt, und verschieden gemacht, hiengen in einer angenehmen Symmetrie an den Zweigen der Bäume, oder an Säulen.

Ich habe kein Kunstfeuerwerk gesehen, in welchen nichts destoweniger die Chinesen zu Siam sich auszeichnen, und sie machten während unsers Aufenthaltes zu Siam und Louvo sehr schöne. In China macht man auch zu Anfang eines jeden Jahrs eine feyerliche Illumination, und zu einer andern Zeit hält man ein anderes grosses Fest auf dem Wasser, aber ohne einige Illumination. Die Chinesen stimmen in den Ursachen, welche sie davon angeben, nicht überein; aber sie schweigen dabey von der Religion; und was sie davon sagen ist kindisch und riecht nach der Fabel.

Ich darf hier nicht die papiernen fliegenden Drachen mit Stillschweigen übergehen, welche während des Winters ein Zeitvertreib an allen indianischen Höfen sind; die Siamesen nennen sie Váo. Ich weiß nicht, ob es zur Religion gehört oder nicht; aber der Großmogul, der ein Mahomedaner und kein Götzendiener ist, macht sich auch ein Vergnügen damit. Manchmal befestiget man ein Feuer daran, welches in der Luft einem Sterne gleicht, und manchmal hängt ein Stückchen Gold daran, das demjenigen gehört, welcher den fliegenden Drachen findet, im Falle der Faden abreißt, oder der fliegende Drache in einer solchen Entfernung niederfällt, daß man ihn nicht mehr zurücke ziehen kann. Der des Königs von Siam ist während der zwey Wintermonate alle Nacht in der

Luft, und es sind die Mandarien dazu ernannt, um beym Halten des Fadens einander abzulösen.

Die Siamesen haben drey Arten von theatralischen Schauspielen. Was sie Cône nennen, ist ein Tanz in mehrern Auftritten, unter dem Schalle der Violin und einiger andern musikalischen Instrumente. Die Tänzer sind maskirt und bewafnet, und stellen mehr einen Kampf, als einen Tanz vor, und obgleich fast alles in stolzen Bewegungen und ausschweifenden Stellungen besteht, so lassen sie doch von Zeit zu Zeit einige Worte darzwischen fallen. Der größte Theil ihrer Masken sind gräßlich anzusehen, und stellen entweder Thierungeheuer oder Arten von Teufeln vor. Das Schauspiel, welches sie Lacône nennen ist ein episch-dramatisches Gedicht, das drey Tage von acht Uhr des Morgens bis sieben Uhr des Abends fortdauert. Es besteht aus ernsthaften Geschichten in Versen, welche von mehrern Akteurs abgesungen werden, die abwechslend singen. Einer von ihnen spielt die Rolle eines Geschichtschreibers, und die andern die Rollen der Personen, welche die Geschichte reden läßt; aber das sind lauter Mannspersonen und keine Weiber. Der Rabam ist ein Doppeltanz zwischen Männern und Weibern, der nicht kriegerisch, sondern galant ist. Die Tänzer und die Tänzerinnen haben alle falsche und sehr lange Nägel von Messing; sie singen unter dem Tanzen, und sie ermüden sich dabey gar nicht, weil ihre Art zu tanzen weiter nichts, als ein einfacher, sehr langsamer und von keinen starken Bewegungen begleiteter Gang in die Runde, ist; sie machen aber dabey viele langsame Verdrehungen des Körpers und der Arme, ohne einander zu berühren.

Unterdessen unterhalten zwey Personen die Zuschauer durch viele Sottisen, welche die eine im Namen aller Tänzer, und die andere im Namen aller Tänzerinnen sagt. Alle diese Akteurs haben nichts besonders in ihren Kleidungen; bloß diejenigen, welche den Rabam und Cône tanzen, haben hohe Mützen von Goldpapier, welche spitzig und ungefähr wie die Ceremonienhüte der Mandarine sind, aber auf den Seiten unter die Ohren herab gehen, und mit schlecht gemachten falschen Steinen besetzt sind. Der Cône und Rabam werden immer bey Leichenbegängnissen angewendet, und manchmal auch bey andern Gelegenheiten. Wahrscheinlich haben diese Spiele nichts religiöses, da es den Talapoinen verbotten ist, ihnen beyzuwohnen. Der Lacône dient hauptsächlich dazu, um das Einweihungsfest eines neuen Tempels zu verherrlichen, wenn man darinnen eine neue Statue ihres Sommona Codoms errichtet.

Dieses Fest ist auch von Stierrennen und mehrern andern Lustbarkeiten, z. B. von Ringern und Leuten, welche einen Faustkampf gegen einander anstellen, begleitet. Bey diesem Faustkampf wickeln sie drey- bis viermal um die Hände kupfernen Ringe, deren man sich im Lande Laos bey dergleichen Gefechten bedient.

Das Stierrennen wird auf folgende Art angestellt. Man bezeichnet einen Platz von fünf hundert Klaftern in die Länge und ungefähr zwey Klafter in die Breite mit vier Pfählen an den vier Ecken besetzt, um zu Gränzen zu dienen; und innerhalb dieser Gränzen geht das Rennen vor. In der Mitte dieses Umfangs errichtet man eine Bühne für die Kampfrichter, und um die Mitte, wel-

ches der Ort ist, wo die Stiere heraus kommen, setzen sie gerade gegen der Bühne über eine hohe Säule. Manchmal rennen nur zwey Stiere mit einander, von denen jeder von einem laufenden Fußgänger begleitet wird, welche die Zügel oder vielmehr den durch die Nasenlöcher gezogenen Strick halten, der eine auf dieser, der andere auf der andern Seite, und in verschiedenen Zwischenräumen sind andere Leute aufgestellt, um die laufenden Fußgänger abzulösen. Aber sehr oft sind ein paar Ochsen an eine Art von Pflug gespannt, welche gegen ein anderes an den Pflug gespanntes paar Ochsen rennt; es begleiten sie rechts und links Leute, so wie die einzelnen Ochsen. Ausserdem wird aber der Pflug von einem hinter ihm her laufenden Mann so in die Höhe gehalten, daß er niemals die Erde berührt, aus Furcht, es möchte das angespannte Thier dadurch aufgehalten werden, und auch diese Leute, welche die Pflüge halten, werden öfters durch andere abgelöset.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Schauspiele auch die Lustbarkeit rechnen soll, welche man uns mit einem Wettrennen der Balons auf dem Wasser gab; denn in Ansehung der Siamesen ist dieses mehr ein Spiel als ein Schauspiel. Sie wählen zwey Balons, die einander in allen Stücken so gleich sind, als es möglich ist, und theilen sich in zwey Rotten, um zu wetten. Hierauf geben die stehenden Befehlshaber einen schnellen Takt, nicht allein mit einem langen Bambusrohr, das sie in der Hand halten, sondern auch mit einem Geschrey und einer Bewegung ihres ganzen Körpers. Die sämtlichen Ruderer wiederholen dieses Geschrey, und die wettenden Zuschauer

erheben gleichfalls ihre Stimmen. Oft überläßt man nicht einmal den Befehlshabern das Geschäfte, die Ruderer aufzumuntern, sondern die Wettenden übernehmen es selbst.

Die Siamesen lieben das Spiel so sehr, daß sie sich dadurch zu Grunde richten, und ihre oder ihrer Kinder Freyheit dadurch verlieren; denn in diesem Lande verkauft derjenige, der seinem Gläubiger nicht befriedigen kann, seine Kinder, um ihn zu bezahlen, und, wenn dieses nicht hinreicht, so macht er sich selbst zu Sklaven. Das Spiel, welches sie vorzüglich lieben, ist das Tric-trac, das bey ihnen Sacà heißt, und welches sie vielleicht von den Portugiesen gelernt haben; denn sie spielen es, wie dieselbigen und wie wir. Von keinem Kartenspiel wissen sie nichts; ich kenne auch ihre andere Hazardspiele nicht; aber sie spielen Schach nach unserer, und chinesischer Art.

Rauchtoback, denn Schnupftoback nehmen sie selten, ist auch ein grosses Vergnügen für sie, und die Weibspersonen, selbst die wichtigsten, sind ihm sehr ergeben. Sie haben Toback aus Manille, China und Siam, und obgleich diese Arten von Toback sehr stark sind, so rauchen ihn doch die Siamesen ohne einige Mittel, welche diese Stärke mässigen; allein die Chinesen und Mauren lessen den Rauch durchs Wasser gehen, um dessen Stärke zu vermindern. Die Art der Chinesen ist diese: sie nehmen ein wenig Wasser in den Mund, und hierauf füllen sie den Mund mit Tobackrauch an, und geben das Wasser und den Rauch zu gleicher Zeit von sich. Die Mohren bedienen sich zum Rauchen eines besondern Instruments.

Dieses sind die Vergnügungen der Siamesen, zu welchen man noch die häuslichen Ergötzlichkeiten hinzu setzen kann. Ihre Weiber und Kinder lieben sie sehr, und sie scheinen auch von denselbigen sehr geliebt zu werden. Während sie sechs Monate des Jahrs Hof- oder Frohndienste thun, welche sie alle Jahre dem Könige schuldig sind, müssen sie auch ihre Weiber, Mütter und Kinder ernähren. Und selbst, wenn sie mit ihren Hofdiensten zu Ende und nach Hause zurück gekehrt sind, so wissen die wenigsten nicht, mit was für einer Arbeit sie sich beschäftigen sollen, weil sie an kein besonders Handwerk gewöhnt sind, und der König zu allen sie, ohne Unterschied, wie es ihm gefällt, zu gebrauchen pflegt. Daraus kann man schliessen, daß die gewöhnliche Lebensart der Siamesen sehr müssig ist. Er arbeitet fast gar nicht, wenn er nicht für seinen König arbeitet. Er geht nicht spazieren, er geht nicht auf die Jagd; er thut fast nichts, als dasitzen oder liegen, spielen, essen, Toback rauchen und schlafen. Das Weib weckt ihn um sieben Uhr des Morgens auf, und setzt ihm Reiß und Fische vor; dann legt er sich wieder nieder, und zu Mittage ißt er wieder, welches er Abends noch einmal wiederholt. Zwischen diesen zwey letzten Mahlzeitern hält er seine Mittagsruhe; Gesellschaft oder Spiel nehmen die übrige Zeit des Tages hinweg. Die Weiber bearbeiten das Feld, und kaufen und verkaufen in den Städten. Es ist aber Zeit jetzt von den ernsthaften Beschäftigungen der Siamesen zu reden, das ist, von ihren Heyrathen, der Erziehung, welche sie ihren Kindern geben, ihren Studien und Professionen, auf welche sie sich legen.

Siebentes Kapitel.

Von den Heyrathen und Ehescheidungen der Siamesen.

Es ist in diesem Lande nicht gebräuchlich, den Mädchen den Umgang mit jungen Leuten zu erlauben. Die Mütter züchtigen sie, wenn sie dieselbigen in einer solchen Gesellschaft antreffen; aber die Mädchen unterlassen nicht, zu entwischen, wenn sie können, und das ist ihnen Abends gar leicht möglich.

Sie sind schon im zwölften Jahre oder noch eher im Stande, Kinder zu gebähren. Es ist also gewöhnlich, sie sehr jung zu verheyrathen, und verhältnißmässig auch die Jünglinge. Es gibt aber doch einige Siamesen, welche durch ihr ganzes Leben sich nicht verheyrathen mögen; es bekennt sich aber keiner davon zu dem Orden der Talapoinen, das ist, es weiht sich keiner dem religiösen Leben, der nicht schon alt wäre.

Wenn von einer Heyrath die Rede ist, so lassen die Eltern des jungen Menschens um die Tochter bey ihren Eltern anhalten, und zwar durch bejahrte und in gutem Ansehen stehende Weiber. Wenn die Eltern des Mädchens dazu geneigt sind, so geben sie eine günstige Antwort. Sie behalten sich nichts destoweniger die Freyheit bevor, die Neigung ihrer Tochter vorher auszuforschen; und zu gleicher Zeit fragen sie nach der Geburtsstunde des Jünglings, und geben die von ihrer Tochter an. Dann geht man von beyden Seiten zu den Wahrsagern, um hauptsächlich zu erfahren, ob die vorgeschlagene Parthey reich sey, und ob die Heyrath bis an den Tod ohne Ehe-

scheidung fortdauern werde. Weil jedermann sorgfältig sein Vermögen verbirgt, um es wegen der Erpressungen der Magistratspersonen und der Habsucht der Fürsten in Sicherheit zu setzen, so gehen sie zu den Wahrsagern, um zu erfahren, ob eine Familie reich sey, und auf die von denselben eingezogene Nachrichten nehmen sie ihren Entschluß. Wenn die Heyrath geschlossen werden soll, so macht der junge Mensch bey dem Mädchen dreymal Besuche, bringt ihr Geschenke von Betel und Früchten, aber nichts kostbares. Bey dem dritten Besuch befinden sich auch die beyderseitigen Eltern, und man giebt das Heyrathsgut der Braut an, welches man dem Bräutigam auf der Stelle und in Gegenwart der Eltern ausliefert, aber ohne etwas schriftliches aufzusetzen. Die Neuverheyratheten erhalten auch gewöhnlich bey dieser Gelegenheit Geschenke von ihren Verwandten, und alsdann hat der Bräutigam ohne irgend eine Religionsceremonie das Recht, die Ehe zu vollziehen. Es ist sogar den Talapoinen verbotten, einer Verheyrathung beyzuwohnen. Erst nach einigen Tagen gehen sie zu den neuen Eheleuten, bespritzen sie mit Weihwasser, und sagen einige Gebete in balischer Sprache her.

Die Hochzeit ist, wie überall, mit Festen und Schauspielen begleitet. Sie bestellen dazu Tänzer von Profession; aber weder der Bräutigam, noch die Braut, noch eine der eingeladenen Personen tanzen. Das Fest wird bey den Eltern der Braut gehalten, wo der Bräutigam einen abgesonderten Saal dazu bauen läßt, und von da führt man die Neuverheyratheten in ein anderes abgesondertes Gebäude, das ebenfalls auf Kosten und

Besorgung des Bräutigams ausdrücklich erbaut worden ist, und zwar in einem Umfang von Bambusröhren, der die Wohnung der Brauteltern absondert. Die neuen Eheleute bleiben daselbst einige Monate, und hierauf können sie wohnen, wo es ihnen beliebt, ein Haus zu bauen. Ein besonderer Schmuck für die Töchter der Mandarine, welche verheyrathet werden, ist dieser, daß man ihnen einen goldenen Ring auf das Haupt setzt, welchen die Mandarine an ihre Ceremonienmütze befestigen. Ausserdem besteht der Putz in schönern Ohrgehängen als gewöhnlich, und aus vielen und schönen Fingerringen. Einige sagen, daß der Schwiegervater, ehe er die Heyrath seiner Tochter mit dem Schwiegersohn abschließt, ihn ein halbes Jahr bey sich behält, um ihn besser kennen zu lernen. Man hat mir aber wieder versichert, daß dieses falsch sey. Und das, was vielleicht nach meiner Meinung zu diesem Vorgeben kann Gelegenheit gegeben haben, ist dieses, daß der Schwiegersohn den Saal zum Hochzeitmahl und die Wohnung, welche er bey seinen Schwiegereltern hat, bauen läßt, während welcher Zeit, welche aber nicht länger als einige Tage dauert, ihm seine künftige Frau zu essen bringt, ohne daß man daraus Folgen zieht, weil die Heyrath schon geschlossen, ob gleich das Hochzeitfest noch verschoben wird.

Das größte Heyrathsgut zu Siam besteht aus hundert Calis, welche funfzehnhundert Livres ausmachen, und da gewöhnlich das Vermögen der Braut und des Bräutigams gleich ist, so folgt daraus, daß das größte Vermögen zweyer unverheyratheter Personen nicht über drey tausend Livres hinauf steigt.

Die Siamesen können mehrere Weiber zugleich haben, ob sie es gleich für besser halten, nicht mehr als eine einzige zu haben. Nur einige reiche Leute glauben einen Vortheil davon zu haben, und das mehr aus Stolz und vermeinter Grösse, als aus Unenthaltsamkeit. Wenn sie auch mehrere Weiber zugleich haben, so ist immer eine darunter die vornehmste, welche daher auch die Großfrau (le grande femme) heißt. Die andern, welche man die Unterfrauen (les petits femmes) nennt, sind zwar wirklich legitim, das heißt, nach dem Gesetzen erlaubt, aber der vornehmsten unterworfen. Das sind aber nur gekaufte Weiber, und folglich Sklavinnen, so daß auch die Kinder dieser Unterfrauen ihren Vater Pô Tchâou, das ist, Herr Vater, nennen, anstatt daß die Kinder der Hauptfrau ihn schlechtweg Pô, das ist, Vater heissen.

Die Ehe in den ersten Graden der Verwandschaft ist bey ihnen verboten; doch können sie nichts destoweniger ihre leiblichen Geschwisterkinder heyrathen. Es kann auch ein Mann zwey Schwestern nach einander zur Ehe nehmen; nur nicht zu gleicher Zeit. Hingegen die Könige von Siam dispensiren sich von diesen Regeln, und sie glauben, daß sie keine Weiber finden können, die ihrer würdig sind, als in Personen, welche ihre nächsten Anverwandten sind. Der gegenwärtige König hat seine Schwester geheyrathet, und aus dieser Ehe ist eine Prinzessin, seine einzige Tochter, gebohren worden, welche er wieder geheyrathet haben soll. Ich habe nicht erfahren können, ob dieses wahr sey; es ist dieses aber die allgemeine Sage. Ich finde in dem Umstande eine Wahrscheinlichkeit, daß sie einen Hof, wie eine Königin hat.

Man erzählt, daß auch sonst in Siam die Heyrathen zwischen Brüdern und Schwestern statt gefunden haben. So viel ist gewiß, daß sonst unter heidnischen Nationen dergleichen Heyrathen gebräuchlich sind, wenigstens in königlichen Familien; es sey entweder, daß die Tochter mit dem Sohn die Krone erbt; oder sey es aus Furcht, daß diese Könige eine Messaliance treffen möchten, wenn sie sich nicht mit ihren eigenen Schwestern verheyratheten. Denn was dasjenige anbetrift, was andere hinzu setzen, daß es deswegen geschehe, damit die Nationen nicht zweifeln können, daß ihr König, wenigstens von der Mutter her, von königlichen Geblüte sey, so finde ich darinnen keine Wahrscheinlichkeit in Rücksicht auf die Morgenländer, wo die Völker so wenig an das Blut ihrer Könige attachirt sind, und wo sich die Könige dadurch von der Treue ihrer Weiber zu versichern glauben, wenn sie dieselbigen auf das engste einsperren.

Die Succession in den Privatfamilien in Siam ist ganz für die Hauptfrau und hernach für ihre Kinder bestimmt, welche ihre Väter in gleichen Portionen erben. Die Unterweiber und ihre Kinder können von den Erben verkauft werden; und sie haben nichts, als was ihnen der Erbe schenket, oder was ihnen der Vater vor seinem Tod von Hand zu Hand gegeben hat, den bey den Siamesen weiß man nichts von Testamenten. Die Töchter der Unterweiber werden verkauft, um wieder Unterweiber zu werden, und die angesehensten Männer kaufen die schönsten, ohne auf die Eltern, von denen sie abstammen, Rücksicht zu nehmen, und daher machen sie auf diese Art sehr ungleiche Heyrathen, und diejenigen, mit denen sie sich ver-

Heyrathen, erhalten dadurch weder mehr Ehre, noch Schutz.

Das Vermögen der Siamesen besteht hauptsächlich in Meublen. Wenn sie auch Ländereyen haben, so sind es wenige, weil sie nicht das volle Eigenthumsrecht darüber erlangen können. Sie gehören immer dem Könige, welcher die Ländereyen, die er an Privatpersonen verkauft hat, zurück nimmt, wenn es ihm gefällt, ohne oft den Preiß wieder zurück zu zahlen. Es ist nichts destoweniger ein Landesgesetz vorhanden, daß die Ländereyen in den Familien erblich sind, und daß man sie von einem an den andern verkaufen kann. Allein der König hat keine Achtung gegen dieses Gesetz, als wenn es ihm vortheilhaft ist, weil dasselbige seinen Domainenrechte keinen Nachtheil bringen kann, welches sich überhaupts über das ganze Eigenthum aller seiner Unterthanen erstreckt. Daher kommt es, daß sie sich wenigstens so viele Geräthschaften, als möglich, anschaffen, und daß sie wenigstens ihre Meublen den Augen ihres Königes zu entziehen suchen. Da aber die Diamanten diejenigen Geräthschaften sind, welche man am leichtesten verbergen und transportiren kann, so sind sie daher in Siam und in ganz Indien sehr gesucht, und sie werden daselbst theuer verkauft. Manchmal verschaffen Indianische Grosse auf ihrem Todbette einen Theil ihres Vermögens dem Könige ihrem Herrn, um dadurch den Ueberrest für ihre Familie zu sichern, und dieß hat gewöhnlich einen glücklichen Erfolg.

Die Ehen sind in Siam fast alle glücklich, wie man aus der Treue der Weiber schließen kann, mit der sie ihre Männer ernähren, so lange sie in den Diensten des Kö-

niges sind, — Dienste, welche durch eine Art von Pressung nicht nur jährlich sechs Monate dauern, sondern auch oft wohl ein Jahr, und zwey bis drey Jahre hintereinander. Wenn aber ein Mann und ein Weib einander nicht mehr leiden können, so bedienen sie sich der Ehescheidung, als eines Hülfsmittels. Es ist wahr, daß sie nicht leicht unter dieser Nation gebräuchlich ist; die Reichen, welche mehrere Weiber haben, behalten diejenigen, welche sie nicht lieben, eben so gut, als diejenigen, welche sie lieben.

Der Mann ist natürlich bey der Ehescheidung der Gebieter; er schlägt der Frau aber dieselbige nicht leicht ab, wenn sie es durchaus verlangt. Er giebt ihr dann das Heyrathsgut zurücke, und die Kinder theilen sie miteinander auf folgende Art. Die Mutter bekommt das erste, das dritte und alle, die in ungleichen Zahlen sind; der Vater aber hat das zweyte, vierte und alle andere in gleichen Zahlen. Daher kommt es, daß, wenn nur ein einziges Kind vorhanden ist, dasselbige der Mutter gehört, und wenn die Anzahl der Kinder ungleich ist, so bekommt die Mutter eins mehr; sey es deswegen, weil man glaubt, daß die Mutter mehr Sorge für das Kind trage, als der Vater, oder sey es, daß sie glauben, daß die Mutter einen größern Anspruch auf das Kind habe, als der Vater, weil sie es unter ihren Herzen getragen, und mit ihrer Milch ernährt habe, oder sey es endlich, daß die Mutter, als schwächer, mehr Unterstützung von ihren Kindern nöthig habe, als der Vater.

Nach der Ehescheidung ist es dem Manne und dem Weibe erlaubt, sich wieder zu verheyrathen an wem sie wollen, und es steht der Frau frey, dieses in den ersten

Tagen nach der Ehescheidung zu thun, ohne daß sie sich von einem Zweifel darüber beunruhigen lassen, wer denn eigentlich der Vater desjenigen Kindes seyn möchte, das nach der zweyten Verheyrathung gebohren wird. Sie beruhigen sich mit dem, was die Frau aussagt; ein großer Beweiß, wie wenig Eifersucht unter diesem Volke herrsche. Ob ihnen aber gleich die Ehescheidung erlaubt ist, so sehen sie dieselbige doch nicht, als ein grosses Unglück an, und kümmern sich auch nicht über den fast gewissen Verlust ihrer Kinder, welche gewöhnlich bey den zweyten Ehen ihrer Eltern sehr übel behandelt werden. Man giebt dieses als eine Ursache mit an, warum dieses Land nicht sehr bevölkert ist, obgleich die Siamesinen fruchtbar sind, und oft Zwillinge zur Welt bringen.

Die Gewalt des Ehemanns ist despotisch in seiner Familie, sie erstreckt sich bis dahin, daß er Weiber und Kinder verkaufen kann, ausgenommen seine Hauptfrau, welche er bloß verstossen kann. Die Wittwen erben die Rechte des verstorbenen Mannes mit dieser Einschränkung, daß sie die Kinder in der gleichen Zahl nicht verkaufen können, wenn sich die Anverwandten des Vaters dargegen setzen; denn die Kinder dürften dieses letztere nicht wagen. Nach der Ehescheidung kann der Vater und die Mutter jedes die Kinder, welche auf seinem Theil kommen, verkaufen. Allein es können weder die Eltern ihre Kinder, noch die Männer ihre Weiber tödten, weil überhaupt in Siam jeder Mord verboten ist.

Liebe gegen freye Personen ist keine Schande, wenigstens nicht unter dem gemeinen Volke; sie wird wie eine Ehe betrachtet, und Unbeständigkeit wie eine Ehe-

scheidung. Die Eltern geben jedoch auf ihre Töchter genau acht, wie ich schon gesagt habe, und es ist in keinem Stücke den Kindern erlaubt, nach ihrem Selbstbelieben zu handeln, und zwar zum Nachtheil der väterlichen Gewalt, welches das natürlichste Recht unter allen ist. Uebrigens sind die Siamesen von Natur zu stolz, um sich leicht an Ausländer zu überlassen. Die Peguanerinnen zu Siam, da sie daselbst fremde sind, halten auf die Ausländer mehr, und werden in den Augen derjenigen, welche nicht wissen, daß sie einen Mann suchen, für liederliche Weibspersonen angesehen. Sie sind auch getreu, bis man sie verläßt, und wenn sie schwanger werden, so sind sie unter ihren Landsleuten nicht weniger geschätzt, und sie selbst machen sich eine Ehre daraus, einen weissen Mann zu haben. Es ist auch möglich, daß sie von Natur verliebter, als die Siameserinnen sind, wenigstens sind sie von einer grössern Lebhaftigkeit. Es ist in Indien eine gemeine Meinung, daß die Völkerschaften mehr oder weniger Geist haben, je nachdem sie näher an Pegu wohnen, oder weiter davon entfernt sind.

Achtes Kapitel.

Von der Erziehung der Kinder der Siamesen, und zuerst von ihrer Politesse.

Die Kinder der Siamesen sind willfährig und sanft, wenn man ihnen nur nicht verächtlich begegnet. Gegen ihre Eltern haben sie viele Liebe und Respekt, und diese wissen ihnen eine grosse Artigkeit einzuflössen. Ihre Lehren sind durch die despotische Gewalt sehr unterstützt, welche, wie ich schon gesagt habe, in ihren Familien herrscht; aber

die Eltern müssen auch dem Könige von den Fehlern ihrer Kinder Rechenschaft geben. Sie nehmen Theil an ihren Strafen, und sie sind verpflichtet sie auszuliefern, wenn sie etwas verbrochen haben. Und wenn auch gleich die Kinder sich sollten geflüchtet haben, so unterlassen sie doch nicht, wieder zurück zu kommen, und sich selbst auszuliefern, wenn der König sich an den Vater, die Mutter oder auch an andere Seitenverwandte hält, die älter als sie sind, und gegen welche sie Respekt haben müssen. Und dieß ist eine grosse Probe von der kindlichen Liebe der Siamesen gegen ihre Eltern.

Was die Politesse anbetrift, so ist sie im ganzen Morgenlande so groß, selbst in Ansehung der Fremden, daß ein Europäer, der sich lange Zeit daselbst aufgehalten hat, sich mit genauer Noth wieder an die Vertraulichkeit und die wenigen Umstände der europäischen Länder gewöhnen kann. Da die indianischen Prinzen der Handlung sehr ergeben sind, so suchen sie die Fremden an sich zu ziehen, und geben ihnen Schutz, selbst gegen ihre eigenen Unterthanen. Und daher kommt es, das die Siamesen z. E. wild scheinen, und daß sie den Umgang mit den Fremden vermeiden. Sie wissen, daß man glaubt, daß sie immer unrecht haben, und daß sie in den Streithändeln, welche sie mit den Fremden haben, immer gestraft werden. Die Siamesen erziehen daher ihre Kinder in der äussersten Bescheidenheit, weil es bey dem Handeln nöthig ist, und noch nothwendiger bey den Hofdiensten, welche sie sechs Monate des Jahrs dem Könige, oder auf dessen Befehl den Mandarinen leisten müssen.

Keine grössere Stille herrscht in einen Karthäuser-kloster, als in dem Pallaste des Königs von Siam. Die Vornehmen beobachten es eben so strenge, als die andern Personen. Die Siamesen geben sich Mühe, nichts zu sagen, was mißfallen könnte. Sie müssen recht überzeugt seyn, daß man die Wahrheit von einer Sache wissen will, um es zu wagen, der vorgebrachten Meinung zu widersprechen. Sie wollen in keinem Stücke besser unterrichtet seyn, auch selbst nicht in solchen Sachen, welche ihr Land anbetreffen, wenn man auch gleich ein Fremder ist.

Sie schienen mir von aller Art der Scherze entfernt zu seyn, weil sie keinen vielleicht durch die Schuld der Dollmetscher verstehen. Wenn ein solcher die witzigsten Reden übersetzt, so wird dadurch oft die reinste Quelle unrein und trübe. Sehr sicher ist es, daß sie mit Fremden wenig scherzen, selbst mit denjenigen nicht, welche die Sprache verstehen. Scherze sind immer das letzte, was sie verstehen, und sie können dann leicht dadurch beleidiget werden. Ich zweifle aber nicht daran, daß die Siamesen miteinander witzig scherzen können. Man hat mir versichert, daß sie dergleichen oft zwischen Personen von gleichen Stande, und selbst in Versen machen, und daß sowohl die Weiber, als die Männer in Impromtu's sehr geübt sind, deren Innhalt gewöhnlich ein fortgesetzter Scherz ist, worinnen eine Lebhaftigkeit der Antworten und Gegenantworten sich auszeichnet. Ich habe das nemliche unter dem spanischen Volke beobachtet.

Wenn sie ernsthaft reden, so ist ihre Sprache besser, als die unsrige, im Stande, Respeckt und Auszeichnun-

gen auszudrücken. Sie geben zum Beyspiel gewissen Beamten gewisse Titel, wie bey uns die Titel von Excellenz u. s. w. sind. Uebrigens drücken sie die in unserer Sprache gleichgültigen Wörter je und moi durch mehrere Wörter in ihrer Sprache aus, wovon das eine der Herr gegen seine Sklaven, und das andere der Sklave gegen seinen Herrn gebraucht. Wieder ein anderes gebraucht der gemeine Mann gegen einen Vornehmen, und wieder ein anderes wird von Personen gleichen Standes angewendet; endlich giebt es einige, welche nur aus dem Munde des Talapoinen kommen. Die Wörter vous und luy drücken sie auf eine eben so verschiedene Art aus. Und wenn sie von Weibern reden, so setzen sie, (weil in ihrer Sprache kein Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Geschlecht ist) zu dem Maskulinum das Wort Nang hinzu, welches in der balischen Sprache jung heißt, als wenn wir z. B. jeune Prince statt Princesse sagten. Es scheint, ihre Politesse könne nicht begreifen, daß die Weiber jemals alt werden können.

Durch eben diese Art von Galanterie geben sie ihnen Namen von den kostbarsten oder schönsten Sachen in der Natur, z. E. junger Diamant, junges Gold, junger Krystall, junge Blume. Die Princessin Tochter des Königs nennt man Nang fâ, junger Himmel; und wenn er einen Sohn hätte, so würde er den Namen Tchâoufa, Herr des Himmels heissen. Es ist sicher, daß der weisse Elephant, den der Herr von Chaumont zu Siam sahe, und der bey unserer Ankunft sein Leben endigte, in einem hohen Alter war; jedoch weil er ein Weibchen war, und weil sie übrigens glauben,

daß in dem Körper eines weissen Elephanten immer eine königliche Seele wohne, so nannten sie ihn: Mang Payà Tchang peuac, jeune Prince Elephant blanc.

Die Worte, deren sie sich zum Grüssen bedienen sind ca váï Thaou, ich grüße sie, Herr. Und wenn es ein würklicher Herr ist, der von einem Niedrigern gegrüsset wird, so wird er schlechtweg antworten: Rávu vái, ich grüsse, oder ca vái, welches das nemliche sagt, ob gleich das Wort ca, welches ich bedeutet, nur natürlich von einem Sklaven gebraucht wird, wenn er mit seinem Herrn redet, und daß das Wort Ráou, welches ebenfalls ich bedeutet, eine gewisse Würde des Redenden bezeichnet. Statt zu sagen; wie befinden sie sich? sagen sie Tgiou di?

Es ist das eine sonderbare Bemerkung, daß es keinem Siamesen erlaubt ist, einen andern, der geringer ist, als er, um die Gesundheit des Königs zu fragen, gleichsam als wenn es ein Verbrechen wäre, wenn derjenige, welche der Person des Königes näher ist, weniger davon wissen sollte, als ein anderer, der sich in einer grösserer Entfernung von dem Könige halten muß.

Ihre höfliche Art sich nieder zu setzen, ist diese, daß sie die Füsse unterschlagen, und sie sind daran so gewöhnt, daß sie selbst, wenn man ihnen einen Sessel giebt, sich nicht anderst darauf setzen.

Wann sie in Gesellschaft sind, so stehen sie niemals; sondern, wenn sie sich nicht mit untergeschlagenen Beinen niedersetzen, so hocken sie sich einer an den andern. Die Sklaven und die Diener knien vor ihren Herren, und die Leute aus dem gemeinen Stande vor den Vornehmen,

indem sie den Körper auf die Fersen lehnen, den Kopf etwas niedergebeugt und Hände an der Stirn übereinander gelegt. Wenn ein Siamese vor einem andern vorbeygeht, dem er Achtung erweisen will, so wird er gebückt vorüber gehen, die Hände mehr oder weniger hoch übereinander halten, und ihn nicht anderst grüssen.

Wenn ein Mensch von niedrigerem Stande einen Besuch macht, so geht er gebückt in das Zimmer, wirft sich auf die Erde nieder, und bleibt auf den Knien, auf die Fersen gestützt, liegen, ohne daß er zuerst zu reden wagt. Er muß warten bis derjenige, dem er den Besuch abstattet, ihn anredet. So warteten auch die Mandarinen, welche uns im Namen des Königs von Siam Besuche abstatteten, immer, bis ich sie zuerst anredete. Wenn es ein Besuch bey Personen von gleichem Stande ist, oder wenn der Vornehmere zu dem Geringeren kommt, so empfängt ihn der Herr des Hauses an der Thüre des Zimmers, und am Ende des Besuches begleitet er ihn wieder bis dorthin. Uebrigens geht er aufrecht, oder bückt sich nur nach dem Grade der Achtung, welche er demjenigen, den er besucht, schuldig ist. Er spricht auch entweder zuerst oder zuletzt, je nachdem er kann oder muß; aber er weißt immer seinen Platz demjenigen an, den er empfängt, und bittet ihn, denselbigen einzunehmen. Er läßt ihm hierauf Früchte und Konfecturen aufsetzen; manchmal auch Reiß und Fische, und vor allem reicht er ihm mit eigner Hand Arek, Betel und Thee. Auch das gemeine Volk vergißt den Arek nicht. Zu Ende des Besuchs sagt der Fremde, daß er sich nun empfehlen wolle, wie bey uns, und der Hauswirth macht ihm dar-

über ein Kompliment, und derjenige müßte sehr viel vornehmer seyn, als der, welcher den Besuch macht, wenn er ihn selbst fortschaffen sollte.

Der höchste Ort ist bey ihnen der ehrenvollste, so daß sie sich nicht unterstehen andern in das obere Stockwerk, selbst in häuslichen Verrichtungen, hinauf zu gehen, wenn die Gesandten in dem Saal auf der Erde waren. In den Häußern, welche die Fremden von Ziegelsteinen höher, als ein Stockwerk, bauen, sehen sie immer darauf, daß kein Weg unter der Treppe hinweg gehe, damit niemand unter die Füsse des andern, der über ihn weg geht, komme; die Siamesen aber bauen nur ein Stockwerk hoch, weil ein unterer Stock ihnen unnütz wäre, da bey ihnen niemand unter den Füssen eines andern würde weder weggehen, noch wohnen wollen. Wenn also gleich die Häußer der Siamesen auf Säulen stehen, so bedienen sie sich doch des untern Platzes niemals, selbst bey dem König nicht, dessen Pallast doch Abtheilungen hat, von denen eine immer höher ist, als die andere, und die also auch unten bewohnt werden könnten. Ich erinnere mich, daß, da die Siamesischen Gesandten in einem Gasthofe zu Picote bey Vincennes ankamen, und man den ersten in das erste Stockwerk, und die andern in das zweyte einlogirt hatte, der zweyte Ambassadeur, wie er merkte, daß er über dem Brief des Königs, seines Herrn, den der erste Gesandte bey sich hatte, wäre, sogleich aus dem Zimmer hinauslief, über seinen Fehler wehklagte und sich aus Verzweiflung die Haare ausrieß.

Die rechte Hand ist in Siam ehrenvoller als die linke; der Platz des Zimmers, welcher der Thüre gegen

über liegt, ist auch ehrenvoller, als die Seiten des Zimmers, und die Seiten sind es mehr, als die Wand, in welcher sich die Thüre befindet, und die Wand zur Rechten desjenigen, welcher der Thüre gegenüber sitzt, ist auch vorzüglicher, als die Wand zu seiner linken. Es sitzt also in den Gerichtshöfen auf den erhöhten Platz gegen der Thüre über niemand, als der Präsident, der allein eine entscheidende Stimme hat. Die Räthe, deren Stimmen nur consultativ sind, sitzen auf andern niedrigern erhöhten Plätzen an den Seitenwänden hin, und die andern Beamten längst der Wand an der Thüre. Selbst wenn jemand einen wichtigen Besuch erhält, so setzt er den, von dem er besucht wird, allein an die Wand gegen die Thüre über, er selbst aber wendet seinen Rücken gegen die Thüre, oder gegen eine der Seitenwände des Zimmers.

Diese und viele andere Ceremonien sind in China so bestimmt, daß die Thüren der Häußer, die Zimmer, wo Privatpersonen die Besuche annehmen, und diejenigen, wo sie ihre Freunde traktiren, immer nach Einem Modell gebaut seyn müssen, um immer eine und eben dieselbe Ceremonie beobachten zu können. Aber diese Einförmigkeit im Bauen, und selbst dieses, daß die Gebäude alle gegen Mittag gerichtet sind, so daß man beym Eintritt das Gesicht gegen Mitternacht richtet, muß vorzüglich bey allen öffentlichen Gebäuden beobachtet werden, so daß man, wenn man in diesem grossen Reiche eine einzige Stadt sieht, man alle gesehen hat.

Auch die Ceremonien sind eben so wesentlich und beynahe eben so zahlreich in Siam, als in China. Ein Mandarin beträgt sich anders gegen Geringere, und anders

gegen Höhere. Wenn mehrere Siamesen beysammen sind, und es kommt ein anderer dazu, so geschieht es oft, daß alle ihre Stellungen ändern. Sie wissen vor wem und auf welche Art sie sich bücken oder wieder aufrichten müssen, ob sie die Hände kreuzweise übereinander legen und ob sie dieselbigen hoch oder niedrig halten müssen; ob sie, wenn sie sitzen bleiben, den einen Fuß oder alle beyde hervor ziehen, oder sie beyde verborgen halten, und auf ihren Fersen sitzen bleiben sollen. Und die Fehler in dieser Art der Pflichten können von demjenigen, gegen den sie begangen worden sind, mit dem Stocke bestraft werden, oder er kann Befehl dazu geben, und das auf der Stelle; so daß bey ihnen diejenige Art von Vertraulichkeit nicht eingeführt ist, welche bey gemeinschaftlichen Ergötzlichkeiten Grobheiten, Beleidigungen, Schläge und Klagen, und manchmal auch Frevelthaten nach sich zieht, denn sie sind beständig durch eine gegenseitige Achtung zurück gehalten. Man erzählt von dem Hute der Chineser, daß er weder vorn noch hinten einen Rand habe, sondern nur auf den Seiten, daß er aber so schlecht an den Hut befestiget sey, daß er herunter fällt, und den Menschen, der ihn auf dem Kopfe hat, bey der ersten irregulairen Bewegung, lächerlich macht.

Doch alle diese Formalitäten, die wir für sehr beschwerlich halten, sind es ihnen nicht, weil man sie von Jugend an dazu gewöhnt. Die Gewohnheit macht ihnen also die Beobachtungen des Unterschieds weniger hart, als sie es für uns seyn würden, und noch mehr der Gedanke, daß man auch vielleicht auf seiner Seite diese ehrenvolle Distinktionen genießen könne. Denn der Stand des Hö-

hern und des Geringern kann sich täglich verändern, je nachdem es der Klugheit oder dem Eigensinn des Despoten einfällt. Der erbliche Unterschied der Stände, welchen bey uns die Geburt so vielen Menschen, die oft nicht die geringsten Verdienste haben, giebt, würden demjenigen nicht weniger hart zu ertragen zu seyn scheinen, der nicht daran gewöhnt wäre, oder der nicht begreifen könnte, daß dieses die kostbarste Belohnung der Tugend ist, welche man auf seine Nachkommen fortzupflanzen hoft.

Es ist daher in Siam und in China gebräuchlich, daß der Höhere, wenn er den Niedrigern schonen und ihm Achtung bezeugen will (so wie es manchmal bey Hofintriguen geschieht) sich stellt, als wolle er vermeiden, ihm auf der öffentlichen Straße zu begegnen, um ihm die öffentlichen Erniedrigungen zu ersparen, denen er sich nicht entziehen könnte, wenn er jenen begegnete. Uebrigens wird es in Indien für eine Schwachheit gehalten, wenn man gegen Niedrigere gesprächig ist, oder ihnen den Zutritt leicht verstattet.

Die Siamesen zwingen sich nicht, im Umgange das Rülpsen zurück zu halten, sie wenden weder ihr Gesicht beyseite, noch halten sie die Hand vor dem Mund, eben so wie die Spanier. Es ist bey ihnen auch nicht unanständig, den Schweiß von der Stirne mit den Fingern abzuwischen, und sie hernach an der Erde abzutrocknen. Wir bedienen uns dazu der Sacktücher; aber wenige Siamesen haben dergleichen. Dieß ist die Ursache, daß sie in allen diesen Stücken unrein sind, wozu man Sacktücher nöthig hat. Sie würden sich nicht unterstehen, weder auf die Binsenmatten, noch auf die Fußteppiche

auszuspeyen; und weil die meisten Häuser damit versehen sind, so bedienen sie sich dazu der Spucktöpfchen, welche sie in den Händen tragen. Vor ihrem Könige husten sie nicht, spucken nicht aus und schneutzen sich auch nicht. Der Betel, den sie immer kauen, und dessen Saft sie verschlucken, wenn es ihnen beliebt, verhindert sie daran; nichts destoweniger können sie in Gegenwart des Prinzen Betel kauen, aber keinen neuen in den Mund nehmen. Sie schlagen nichts aus, was man ihnen anbietet, und sie würden sich nicht unterstehen zu sagen: ich brauch' es nicht!

So wie in ihren Augen der höchste Ort immer der ehrenvollste ist, so hat man auch gegen den Kopf, als den höchsten Theil des menschlichen Körpers, den größten Respekt. Einen bey dem Kopf oder bey den Haaren anfassen, oder ihm mit der Hand über den Kopf zu fahren, heißt ihm den größten Schimpf anthun. Wenn sich einer einen Theil seiner Mütze anrühren läßt, so duldet er eine große Grobheit. Die in diesem Lande sich aufhaltenden Europäer lassen auch niemals ihren Huth an einem niedrigen Orte liegen, sondern geben ihn einem Bedienten, welcher ihn am Ende eines Stabs höher über den Kopf, und ohne ihn zu berühren, trägt; und dieser Stab hat einen Fuß, damit ihn derjenige, der ihn trägt, in der Höhe lassen kann, wenn er ihn verlassen muß.

Die respektvollste, oder, um es besser zu sagen, die demüthigste Stellung ist diese, in der sie alle und beständig vor ihrem Könige erscheinen, und in diesem Stücke treiben sie es noch weiter, als die Chineser. Sie bleiben niedergeworfen auf die Knie und Elnbogen, die Hände

über der Stirne zusammen geschlagen, und den Körper auf die Fersen zurück gezogen, so daß man sich weniger auf die Elnbogen stützt, und man sich (ohne die Hände dazu zu gebrauchen, die man immer geschlossen über die Stirne empor halten muß) sich auf die Knie aufrichten und dann wieder auf die Elnbogen zurück fallen kann. Dieses geschieht dreymal hintereinander, und zwar allemal, wenn sie den König anreden wollen. Ich habe selbst bemerkt, daß, wenn sie so auf der Erde liegen, sie den Hintern von einer Seite zur andern drehen, so viel es ihnen, ohne die Knie zu verrücken, möglich ist, gleichsam als wenn sie sich noch mehr demüthigen wollten.

Aus eben diesem Grundsatz ist es bey ihnen nicht nur ehrenvoller, auf einem höhern Platz zu sitzen, als auf einem niedern, sondern sie halten das für eine noch grössere Ehre, zu stehen, als zu sitzen. Als der Herr von Chaumont seine erste Audienz hatte, so mußten die französischen Edelleute, welche ihn begleiteten, zuerst in den Saal hineingehen, und sich mit untergeschlagenen Füssen niedersetzen, damit sie der König nicht einen Augenblick möchte stehend sehen. Man verbot es sogar aufzustehen, um ihn zu grüssen, wenn er erscheinen würde. Dieser Prinz hat niemals weder den Bischöffen, noch den Jesuiten erlaubt, bey den Audienzen stehend vor ihm zu erscheinen. Es ist nicht einmal erlaubt, an irgend einem Orte des Pallastes, sich ausser im Gehen, stehend erblicken zu lassen. Und wenn bey dieser letzten Reise von 1687 bey der Audienz der königlichen Gesandten die französischen Edelleute die Ehre hatten, in den Saal zu treten, da der König von Siam bereits sichtbar war, so

geschahe es deswegen, weil die Mandarinen, welche die siamesischen Gesandten nach Frankreich begleiteten, in die Gallerie von Versailles eingetreten waren, als der König bereits auf dem Throne saß, den man daselbst errichtet hatte.

Der König von Siam hatte so viel Achtung gegen den König von Frankreich, daß er ihm durch den Herrn von Chaumont sagen ließ, daß, wenn an seinem Hofe ein Gebrauch wäre, der an dem französischen Hofe nicht Statt fände, er denselbigen abändern wolle; und als die Gesandten des Königs in diesem Lande ankamen, so stellte sich der König von Siam wirklich, als wenn er sie in vielen Stücken anderst aufnehmen wollte, als er den Herrn von Chaumont aufgenommen hatte, um sie mehr derjenigen Begegnung gleich zu machen, welche seine Abgesandten, wie er vernommen hatte, in Frankreich erhalten hatten. Es trug sich etwas zu, daß ihn der Herr von Farges, grüßte, wovon man niemals ein Beyspiel hatte; denn er befahl, daß die Officiere seines Hofes in seiner Gegenwart stehen sollten, so wie der Herr von Farges und die andern französischen Officiere, die in seiner Begleitung waren, standen.

Da er sich erinnerte, daß der Herr von Chaumont verlangt hatte, ihn sitzend zu complimentiren, und wußte, daß seine Gesandten stehend mit dem Könige geredet hätten, (eine Ehre, daraus sie ein grosses Wesen machten) so ließ er mir sagen, daß er mir die Freyheit lasse, sitzend oder stehend mit ihm zu reden; und ich wählte, alle meine Komplimente stehend her zu sagen, und wenn ich mich hätte eher aufrichten können, so würde ich noch

mehr Ehre erhalten haben. Es war dieses auch, wie man mir sagte, ein Beweiß der Hochachtung des Königes von Siam gegen die Schreiben meines Königes, daß er sie nicht stehend, sondern sitzend annahm.

Eine Sache, welche man einem andern giebt, oder empfängt, über den Kopf zu halten, ist zu Siam und in vielen andern Ländern ein grosses Zeichen der Hochachtung. Die Spanier, zum Beyspiel, sind durch ein Gesetz verbunden, diese Achtung den Cedulen, das ist, den schriftlichen Befehlen, die sie von ihrem König erhalten, zu erweisen. Der König von Siam hatte das Vergnügen zu sehen, daß ich den Brief des Königs, als ich ihn überreichte, über meinen Kopf empor hielt; er schrie laut auf, und fragte, woher ich diese Höflichkeit seines Landes gelernt hätte. Er hatte auch das Schreiben, welches ihm Herr von Chaumont übergab, bis an seine Stirne empor gehoben; da er aber durch die Erzählungen seiner Gesandten wußte, daß diese Höflichkeit an dem französischen Hofe unbekannt wäre, so unterließ er dieses in Absicht desjenigen Briefes, welchen ich die Ehre hatte, ihm zu übergeben.

Wenn ein Siameser grüßt, so hebt er entweder seine beyden zusammengelegte Hände, oder wenigstens seine rechte Hand bis an die Stirn empor. So oft sie von ihrem Könige reden wollen, so fangen sie allezeit mit diesen Worten an: Prá pouti Thâou-ca, co rap pra ouncan sái cláousái cramôm, das ist: „hoher und erhabner Herr von mir deinem Sklaven, ich verlange deinen königlichen Namen auszusprechen, und ihn auf mein Haupt und meinen Scheitel zu legen." — Wenn man einen Sia-

mesen die Hand darreicht, so legt er seine beyden Hände in die ihm angebottene, und zwar unterwärts, gleichsam als wollte er sich ganz unterwerfen. Sie halten es für eine Grobheit, nicht mehr als eine einzige Hand zu geben, so wie auch, dasjenige, was sie darreichen, nicht mit beyden Händen anzufassen, oder das nicht mit beyden Händen zu halten, was man ihnen giebt.

Neuntes Kapitel.

Von dem Studieren der Siamesen.

Wenn sie ihre Kinder bis in das Alter von sieben oder acht Jahren erzogen haben, so schicken sie dieselbigen in ein Kloster der Talapoinen, und lassen sie auch die Talapoinenkleidung anziehen, denn das ist ein Stand, der nicht bindet, und den man ohne Schande verläßt, wenn man will. Man nennt diese kleinen Talapoinen Nen; sie sind keine Kostgänger; denn ihre Eltern müssen ihnen täglich zu essen schicken. Es giebt sogar solche Nens von guten Häusern, welche einen oder mehrere Sklaven zur Aufwartung bey sich haben.

Man lehrt sie hauptsächlich lesen, schreiben und rechnen, weil Kaufleuten nichts nothwendiger ist, als dieses, und weil alle Siamesen eine Art von Handlung treiben. Man lehrt sie auch die Grundsätze der Moral und Fabeln von ihrem Sommona-Codom, aber weder Gesetze, noch Geschichte, noch eine andere Wissenschaft. Man unterrichtet sie aber auch in der balischen Sprache, welche, wie ich schon öfter gesagt habe, die Sprache ihrer Religion und ihrer Gesetze ist. Aber wenige bringen es weit in derselbigen, wenn sie nicht lange Zeit in einem

Talapoinenkloster sind, oder zu einer Würde gelangen; denn in diesen beyden Fällen ist ihnen diese Sprache unumgänglich nothwendig.

Sie schreiben das Siamesische und das Balische von der linken zur rechten Hand, eben so wie wir die europäischen Sprachen schreiben, worinnen sie von den meisten andern Asiaten verschieden sind, welche immer von der rechten zur linken Hand geschrieben haben, und selbst von den Chinesen, welche in einer Linie von oben bis nach unten schreiben und welche diese Linien auf einer Seite so stellen, daß die erste gegen die rechte und die andern gegen die linke Seite stehen. Auch darinnen unterscheiden sie sich von den Chinesen, daß sie nicht, wie dieselbigen, einen Charakter für ein jedes Wort, oder selbst für eine jede Bedeutung eines einzelnen Wortes haben, damit die Schrift nicht so zweydeutig sey, wie die Sprache. Die siamesische und die balische Sprache haben, gleichwie die unsrigen ein Alphabet von wenigen Buchstaben, woraus sie Sylben und Buchstaben zusammen setzen. Uebrigens hat die siamesische Sprache viel Aehnlichkeit mit der chinesischen, und zwar darinnen, daß sie sehr viel Accente hat (denn sie erheben ihre Stimme oft über ein Quart) und darinnen, daß sie fast aus lauter einsylbigen Worten besteht, so daß man wenige Worte, welche mehrere Sylben haben, darinnen findet, und daß die mehrsylbigten Wörter entweder fremd, oder aus mehreren einsylbigten Wörtern zusammen gesetzt sind, von welchen letztern einige nicht mehr, als in der Zusammensetzung, im Gebrauch sind.

Allein die merkwürdigste Aehnlichkeit, welche zwischen diesen zwey Sprachen zu seyn scheint, und die sich in der balischen Sprache nicht findet, ist diese, daß sich weder in der einen, noch in der andern keine Declinationen und Konjungationen befinden; die balische Sprache aber hat dergleichen. Bloß die Stellung bezeichnet die Kasus der Nennwörter, und in diesem Stück ist diese Einrichtung nicht viel von der unsrigen verschieden. Was die Konjugationen der Siamesen anbetrift, so haben sie bloß vier oder fünf kleine Partikeln, welche sie bald vor und bald hinter das Zeitwort setzen, um den Numerus, die Tempora und die Modos zu bezeichnen.

Ihr Wörterbuch ist nicht weniger einfach; ich will sagen, daß ihre Sprache nicht reich ist, aber ihre Redensarten sind sehr verschieden und sehr schwer. In den kalten Ländern, wo auch die Einbildungskraft kalt ist, nennt man jede Sache bey ihren Namen, und man hat dort einen eben so grossen Ueberfluß an Worten, als an Sachen. Nicht so ist es in den heissen Ländern; mit wenigen Worten kann man dort viel sagen, weil die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sie auf unzählich verschiedene Arten anwendet, welche alle in Figuren bestehen. Hier sind ein paar Beyspiele, wie sich die Siamesen ausdrücken. Sii heißt Licht und durch eine Metapher Schönheit, und durch eine zweyte Figur wird dieses Wort Sii mit dem Worte Pak, welches Mund bedeutet, verbunden, und Sii Pak heißt die Lippen, als wenn man sagen wollte das Licht oder die Schönheit des Mundes. Der Ruhm der Wälder heißt eine Blume, und ein Kind der Gewässer alles das, was sich in dem

Wasser aufhält, ohne ein Fisch zu seyn, wie z. B. die Krokodile und andere Wasserthiere. Und in andern Gegenden bezeichnet das Wort Kind eine Kleinheit, wie z. B. Kindersummen eine kleine Summe; hingegen bedient man sich des Wortes Mutter, um in gewissen Sachen eine Grösse anzuzeigen. Uebrigens habe ich in dieser Sprache keine Wörter angetroffen, die eine Aehnlichkeit mit Wörtern der Unsrigen hätten, als pô und mê, welche Vater und Mutter bedeuten, auf chinesisch Fû, Mú.

Nun gehe ich zur Arithemetik über, welche nach dem Lesen und Schreiben, die hauptsächlichste Wissenschaft der Siamesen ist. Die Arithmetik hat, wie die unsrige, zehn Charaktere, von denen sie das Null eben so schreiben, wie wir. Sie lassen diese Zeichen der Zahlen eben so viel gelten als wir, geben ihnen eben die Stellung und setzen sie, wie wir, von der rechten zur linken, Einheiten, Zehner, Hunderte, Tausende. Die Indianischen Kaufleute sind im Rechnen so geübt, daß man sagt, sie wären im Stande, auf der Stelle die schwersten arithmetischen Aufgaben aufzulösen; ich glaube aber, daß sie auch niemals eine Aufgabe auflösen, als solche, die sie auf der Stelle auflösen können. Sie geben sich deswegen nicht viel Mühe, und von der Algeber wissen sie nichts.

Die Siamesen rechnen selten anderst, als mit der Feder; aber die Chinesen bedienen sich dazu eines Instrumentes, das auf eine Art von Rechenpfeminge herauskommt, und von dem die Geschichte von China des P. Martini sagt, daß es zwey tausend und sechs bis sieben hundert Jahre vor Christi Geburt erfunden worden seyn

soll. Dem sey nun, wie es wolle, Pignorius in seinem Werke: de servis, sagt: daß dieses Instrument auch den alten römischen Sklaven, welche zu Rechnungen bestimmt waren, bekannt gewesen sey.

Die Wissenschaften, zu welchen man uns in unsern Collegien anweißt, sind den Siamesen fast ganz unbekannt, und man kann zweifeln, ob sie für dieselben auch brauchbar wären. Der wesentliche Charakter des Volkes, eines sehr heissen oder sehr kalten Landes, ist Trägheit des Geistes und des Körpers, nur mit dem Unterschiede, daß sie in allzu kalten Ländern in Stupidité ausartet, und daß sie in sehr warmen Ländern doch noch mit etwas Geist und Einbildungskraft verbunden ist; aber es ist eine solche Art von Geist und Einbildungskraft, welche durch die geringste Applikation bald ermüdet.

Die Siamesen begreifen leicht und deutlich, ihre Antworten sind lebhaft und schnell, und ihre Einwürfe treffend. Sie ahmen alles gleich nach, und in wenigen Tagen sind sie gute Handwerksleute, so daß sie bey einem mässigen Studieren sehr geschickt werden würden, sowohl in den höhern Wissenschaften, als auch in den schwersten Künsten; allein ihre unüberwindliche Trägheit zerstört alle guten Hofnungen. Man darf sich daher nicht verwundern, wenn sie in den Wissenschaften, welche sie doch besonders lieben, z. B. in der Chemie und Sternkunde, keine Erfindungen machen.

Ich habe schon oben gesagt, daß sie von Natur Dichter sind. Ihre Poesie besteht, so wie die unsrige, und so wie sie gegenwärtig fast überall ist, in einer An-

zahl Sylben und in Reimen. Einige schreiben diese Erfindung den Arabern zu, weil man sie für dasjenige Volk hält, das den Reim überall hingebracht haben soll. Die Beschreibungen von China sagen wohl, daß die chinesischen Gedichte heut zu Tage gereimt sind; wenn sie aber von ihrer alten Dichtkunst reden, von der sie noch mehrere Werke haben, so sagen sie nicht, wie sie beschaffen sind, so daß es, nach meiner Meinung, schwer ist, davon zu urtheilen; denn obgleich die Chinesen noch einige Kenntniß von ihrer alten Schriftart erhalten haben, so haben sie doch keine von ihrer alten Sprache. Dem sey nun, wie es wolle, so kann ich kaum begreifen, wie eine Sprache, die aus lauter einsylbigten Wörtern besteht, und die voll von stark accentuirten Vokalen und sehr zusammengesetzten Diphtongen ist, eine reimlose Poesie haben kann, die nur, wie die lateinische und griechische, bloß auf der Quantität beruhe.

Ich habe kein gut übersetztes siamesisches Gedicht erhalten können, da ihre Art zu denken von der unsrigen so entfernt ist. Unterdessen habe ich einige Gemälde gesehen, z. B. einen angenehmen Garten, in welchen ein Liebhaber seine Geliebte einladet. Ich habe auch Ausdrücke wahrgenommen, welche mir unbescheiden und grob dünkten, ob dieß gleich in ihrer Sprache nicht die nemliche Wirkung hervor bringt. Allein ausser verliebten Gesängen haben sie auch historische und moralische Gedichte. Ich habe selbst Ruderknechte dergleichen singen hören, die man mir ungefähr erklärte. Der Lacône, von dem ich schon redete, ist nichts anders, als ein historisch-moralisches Gedicht, und man sagte mir: daß einer von den

Brüdern des Königs von Siam sehr schöne moralische Gedichte verfertige, die er selbst in Musik setzt.

Wenn aber die Siamesen gebohrne Dichter sind, so sind sie keine gebohrne Redner, und können auch keine werden. Ihre Schriften sind entweder Erzählungen in einem sehr einfachen Styl, oder Sentenzen in einer kurzen und bilderreichen Schreibart. Keine Advokaten haben sie nicht. Jede Parthey erzählt ihre Sache dem Gerichtschreiber, der die Thatsachen und die Gründe, die man ihm vorsagt, ohne rednerische Künste aufsetzt. Wenn sie nach ihrer Art predigen, so lesen sie den balischen Text aus ihren Büchern vor, und übersetzen ihn schlechtweg ins Siamesische und erklären ihn auch in dieser Sprache, ohne einige rednerische Aktion; wie unsere Professoren, und nicht wie unsere Prediger.

Sie wissen einen Vortrag zu machen und zwar sehr einnehmend; was aber ihre Complimente anbetrift, so sind sie alle nach einem Modell, welches zwar der Wahrheit vortheilhaft ist, aber verursacht, daß sie bey einerley Ceremonien immer fast einerley sagen. Der König von Siam selbst hat seine beynahe bestimmten Worte bey seinen feierlichen Audienzen, und er sagte unserer französischen Gesandtschaft nichts, als was er dem Herrn von Chaumont, und vor demselbigen dem Herrn Bischoff von Heliopolis gesagt hatte.

Ich habe die vortrefliche Harangue nicht vergessen, welche der siamesische Botschafter an unserm König bey der Abschiedsvisite machte, und welche allein glaublich machen könnte, daß die Siamesen grosse Redner wären,

wenn wir das Verdienst des Originals nach der Uebersetzung beurtheilen könnten; aber das ist schwer, vornemlich in zwey Sprachen, welche einander so unähnlich sind. Alles was man davon glauben kann, ist, daß das Grosse des Desseins und der Gedankens von dem siamesischen Ambassadeur ist, und ich wundere mich nicht, daß er die freundliche Miene, das majestätische Ansehen, die Gesprächigkeit und alle ausserordentliche Eigenschaften des Königs bewunderte. Diese mußten einen desto stärkern Eindruck machen, weil dergleichen Tugenden im Morgenlande völlig unbekannt sind. Als die Mandarinen an dem Bord unsers Schiffes kamen, um den Gesandten das erste Kompliment des Königs von Siams zu bringen, und Abschied nahmen, so versicherten sie, daß sie es bedauerten; es wäre aber unumgänglich nöthig, um die Ungedult des Königes ihres Herrn wegen der Sachen, die sie ihm erzählen müßten, zu befriedigen.

Sie wissen von keinem Theile der Philosophie etwas, ausser von einigen moralischen Grundsätzen der Sittenlehre, in welche sie aber, wie wir sehen werden, wenn wir von den Talapoinen reden, sehr viele falsche Grundsätze eingemischt haben. Man wird doch auch zugleich sehen, daß sie keine Art von Theologie haben, und daß man sie dadurch vielleicht wegen der Anbetung falscher Gottheiten rechtfertigen könnte; man klagt sie deswegen falsch an; denn sie kennen weder eine wahre, noch eine falsche Gottheit.

Keine Rechtswissenschaft haben sie nicht; sie lernen ihre Landesgesetze nur durch die Anwendung. Sie sind nicht zu jedermanns Gebrauch, wie ich schon gesagt habe,

aus Mangel der Buchdruckerey. Wenn man aber ein Amt erhält, so bekommt man eine Abschrift der Gesetze, welche dasselbige betreffen, in die Hand, und das nehmliche geschieht auch in Spanien, ungeachtet daselbst die Gesetze in jedermanns Händen sind, und man öffentliche Schulen hat, wo man sie studirt. Es werden, zum Beyspiel, in die Bestallung eines Korregidors alle Pflichten eines Korregidors hineingesetzt, die sich in der Sammlung ihrer Befehle befinden.

Zehntes Kapitel.

Von dem, was die Siamesen in der Arzneykunde und in der Chemie wissen.

Die Arzneykunde kann bey den Siamesen nicht den Namen einer Wissenschaft verdienen. Die vornehmsten Aerzte des Königs von Siam sind Chineser; er hat aber auch Siameser und Peguaner, und seit zwey oder drey Jahren hat er in dieser Würde den Herrn Paumart, einen von den französischen weltgeistlichen Missionairs, dem er sich mehr als andern Aerzten anvertraut, angenommen. Die andern sind verbunden, alle Tage diesem den Gesundheitszustand dieses Prinzen zu berichten, und aus seiner Hand die von ihm bereiteten Arzneymittel zu nehmen.

Ihre Unwissenheit versteht von der Wundarzneykunst gar nichts. In dieser müssen sie die Europäer gebrauchen, nicht allein zum Trepaniren, und zu allen andern schweren chirurgischen Operationen, sondern auch zum blossen Aderlassen. Von der Anatomie wissen sie gar nichts, und weit davon entfernt, ihre Neugierde jemals

darauf gerichtet zu haben, wissen sie von keinem Umlauf des Blutes, noch von andern neuen Entdeckungen, welche wir in Ansehung des Baues der thierischen Körper kennen. Sie öfnen keine Leichname, als wenn sie dieselbigen bey den Leichenbegängnissen gebraten haben, unter dem Vorwand, sie zu verbrennen. Sie öffnen sie aber nur deswegen, um den leichtgläubigen Aberglauben des Volkes zu mißbrauchen. Sie sagen z. B. daß sie manchmal in dem Magen des Todten große Stücken Schweinefleisch, oder von einem andern Thiere finden, acht bis zehn Pfund schwer, und geben vor, daß dieses durch irgend eine Zauberey bewirkt worden wäre, und daß man damit andere Zaubereyen treiben könne.

Sie suchen weiter keinen Grundsatz in der Medicin, sondern sie suchen nur eine Anzahl von Recepten, welche sie von ihren Vorfahren gelernt haben, und an welchen sie niemals etwas ändern. Sie nehmen keine Rücksicht auf die besondern Symptome der Krankheiten, und doch brauchen sie nicht viele Arzneyen, weil die natürliche Mässigkeit der Siamesen sie vor Krankheiten bewahrt, die sehr schwer zu heilen sind. Wenn aber endlich eine Krankheit kommt, welche durch keine Arzneymittel geheilt werden kann, dann unterlassen sie nicht, die Ursache einer Zauberey zuzuschreiben.

Der König von Siam erfuhr einstens, daß ich etwas unpäßlich war, aber es war von so geringer Bedeutung, daß ich nicht einmal das Zimmer hütete: und doch hatte er die Gütigkeit, mir alle seine Leibärzte zu schicken. Die Chinesen erwiesen anfangs den Siamesen und Peguanern einige Höflichkeiten, und als sie mich niedersetzen

hiessen, so setzten sie sich auch nieder, und hierauf befühlte mir diese zahlreiche Gesellschaft einer nach dem andern sehr lange Zeit den Puls, welches ich für nichts, als für eine Grimasse hielt. Ich habe gelesen, daß es in China keine Schulen für die Arzneykunde giebt, und daß man daselbst diese Kunst sogleich treiben darf, wenn man von einer gerichtlichen Magistratsperson, aber nicht von Doktoren der Arzneykunde, ein leichtes Examen ausgestanden hat. Ich wußte auch übrigens, daß die Indianer, und vornemlich die Chinesen, Erzschelme sind, so daß ich sehr wünschte, mir diese Aerzte von dem Halse zu schaffen, ohne daß mir die Erfahrung von ihren Arzneymitteln etwas kostete. Nachdem sie mir den Puls berührt hatten, so sagten sie, daß ich ein kleines Fieber hätte, ob ich gleich nicht das geringste davon fühlte; sie setzten auch hinzu, daß ich auf der Brust litte; aber ich fühlte nichts davon, ausser daß meine Stimme etwas schwach war. Am folgenden Morgen kamen die Chinesen allein wieder, und gaben mir in einer bedeckten und sehr netten porcellainen Tasse einen lauen Trank. Der Geruch dieses Arzneymittels war mir angenehm und machte, daß ich es verschluckte; aber ich befand mich darauf weder besser noch schlimmer.

Es ist bekannt, daß es überall Charletane gibt, und daß jeder Mensch, welcher Gesundheit, Vergnügungen, Reichthümer, Ehrenstellen und Kenntniß der Zukunft verspricht, immer blinde Anhänger finden wird. Allein der Unterschied zwischen den chinesischen und europäischen Charletans in der Medicin ist dieser, daß die Chinesen die Kranken durch angenehme und reizende Hülfsmittel

täuschen, und daß die Europäischen uns Arzneymittel geben, von denen sich der menschliche Körper durch alle Arten von Anstrengungen zu entledigen sucht, so daß ich geneigt bin zu glauben, daß man einen Kranken nicht so quälen würde, wenn es nicht sehr nothwendig wäre.

Wenn jemand zu Siam krank ist, so fängt er damit an, daß er seinen ganzen Körper von einer Person, die sich darauf versteht, zertretten läßt, welcher auf den Körper des Kranken hinauf steigt, und ihn mit Füssen tritt. Man sagt, daß selbst schwangere Weiber sich auf diese Art von einem Kinde mit Füssen tretten lassen, damit sie leichter niederkommen; denn in den warmen Ländern scheinen die Niederkünfte wegen der natürlichen Einrichtung der Weiber leichter zu seyn, und sind mit keinen grossen Schmerzen verbunden, vielleicht weil weniger Ausleerungen vorher gehen.

Uebrigens gebrauchen die Indianer gegen Ueberladung kein anderes Hülfsmittel, als eine ausserordentliche Diät, und es ist dieses auch der Hauptkunstgriff der Chinesen in der Arzneykunde. Heutzutage bedienen sich die Siamesen der Aderlässe, wenn sie einen europäischen Wundarzt haben, und manchmal gebrauchen sie statt der Aderlässe Schröpfköpfe oder Blutigel.

Sie haben solche Abführungsmittel, deren wir uns bedienen; sie haben aber auch einige, die ihnen eigenthümlich sind; sie kennen aber den Helleborus, der den alten griechischen Aerzten so bekannt war, nicht. Uebrigens beobachten sie keine gewisse Zeit beym Laxiren, und wissen nicht die Krisis einer Krankheit. Doch ist ihnen die

Nützlichkeit der Schweiße in den Krankheiten nicht unbekannt, daher halten sie sehr viel auf den Gebrauch schweißtreibender Mittel.

Bey ihren Arzneyen wenden sie einfache Mittel aus dem Mineralreiche an, und die Europäer haben ihnen die Fiberrinde kennen lernen. Ueberhaupt sind ihre Heilmittel sehr hitzig, und sie bedienen sich keines innerlichen Abkühlungsmittels; sie baden sich aber im Fieber und in allen Arten von Krankheiten. Es scheint, daß alles, was die natürliche Hitze konzentrirt oder vermehrt, ihnen gut ist.

Ihren Kranken geben sie nichts als Reißbrühen, die sehr dünne sind. Die Fleischbrühen sind in Siam gefährlich, weil sie den Magen zu sehr schwächen, und wenn ihre Kranken im Stande sind, etwas festes zu essen, so geben sie ihnen Schweinenfleisch, das sie allen andern vorziehen.

In der Chemie sind sie unwissend, ob sie gleich grosse Liebhaber davon sind. Es rühmen sich auch viele unter ihnen, daß sie in dem Besitze der ausgesuchtesten Geheimniße sind. Siam, so wie alle die übrigen Morgenländer, ist voll von zwey Arten von Personen, davon die einen Betrüger und die andern Betrogene in diesem vorgeblichen Geheimnissen sind. Der verstorbene König von Siam, der Vater des gegenwärtigen, verschwendete zwey Millionen, eine ungeheure Summe für sein Land, durch das vergebliche Suchen nach dem Stein der Weisen. Die Chinesen, die man für so einsichtsvoll hält, sind so thöricht, daß sie schon seit drey bis vier tausend Jahre

ein gewisses Universalmittel suchen, durch welches sie sich von der Nothwendigkeit zu sterben befreyen wollen. Und es giebt, wie bey uns, dort unbestimmte Sagen von einigen seltenen Personen, welche Gold gemacht, und einige Jahrhunderte gelebt haben sollen. Man erzählt bey den Chinesen, Siamesen und andern morgenländischen Völkern von Leuten, welche sich entweder durchaus unsterblich haben machen können, oder doch wenigstens auf diese Art, daß sie nur eines gewaltsamen Todes haben sterben können. Daher setzt man bey den einen wie bey den andern voraus, daß sie sich nur den Augen der Menschen entzogen haben, entweder um eine freye und ruhige Unsterblichkeit zu geniessen, oder um sich gegen alle äusserliche Gewalt, welche ihnen hätte das Leben kosten können, das durch keine Krankheit zerstört werden konnte, in Sicherheit zu setzen. Sie erzählen Wunderdinge von diesen vorgeblichen Unsterblichen, und man muß sich nicht darüber wundern, daß sie in manchen Stücken im Stande zu seyn glauben, der Natur Gewalt anzuthun, da sie sich einbilden, die Kunst zu besitzen, sich dem Tode zu entziehen.

Eilftes Kapitel.

Von den mathematischen Kenntnissen der Siamesen.

Die lebhafte und deutliche Vorstellungskraft der Siamesen würde zu mathematischen Kenntnissen tauglicher zu seyn scheinen, als zu andern Wissenschaften, wenn sie nicht zu bald ermüdete; allein sie können keiner langen Reihe von Begriffen, deren Ende und Nutzen sie nicht voraussehen, nachfolgen. Und man muß zu ihrer Entschuldi-

gung eingestehen, daß in einem so heissen Klima, als das ihre ist, alle Anstrengung des Geistes so beschwerlich wird, daß auch selbst die Europäer, wenn sie auch noch so grosse Lust zum Studieren haben, in diesem Lande mit einer solchen Beschäftigung nicht leicht fortkommen können.

Die Siamesen kennen weder Geometrie, noch Mechanik, weil sie dieselbigen entbehren können, auch um die Astronomie kümmern sie sich nur in so ferne etwas, als sie glauben, daß sie etwas zur Wahrsagerkunst beytrage. Sie wissen nur einige praktische Regeln, deren Gründe einzusehen sie verschmähen; sie bedienen sich derselbigen bey der Nativitätstellung und bey der Verfertigung ihres Kalenders, welcher ein allgemeines Horoskop ist.

Es scheint, daß sie zweymal ihren Kalender, und zwar durch geschickte Astronomen haben verbessern lassen, welche, um die astronomischen Tafeln zu suppliren, zwey willkührliche Epochen angenommen haben, die aber durch eine seltene Konjunktion der Planeten merkwürdig sind. Auf diese Beobachtungen haben sie einmal gewisse Zahlen gegründet, und dann vermittelst mehrerer Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen und Divisionen für die folgenden Jahre das Geheimniß des Orts der Planeten gefunden, ungefähr so wie wir die Epakte eines jeden Jahrs finden, indem wir eilf zu der Epakte des vorhergehenden Jahres setzen.

Die neuere von den zwey siamesischen Epochen ist dem Jahr sechs hundert acht und dreyßig nach christlicher Zeitrechnung ähnlich. Ich habe dem Herrn Cassini, dem

Aufseher der Sternwarte zu Paris, die siamesische Art, den Ort der Sonne und des Mondes durch einen Kalkul zu finden, der auf diese Epoche gegründet ist, eröffnet. Das besondere Verdienst, welches Herr Cassini hat, eine so schwere Sache zu enthüllen, und den Grund davon zu erforschen, verdient von allen Gelehrten bewundert zu werden. Nun ist aber diese Epoche offenbar auf einen astronomischen Kalkul gegründet, und gewählter, als eine andere, blos deswegen, weil sie bequemer geschienen hat, als ein anderer Kalkul. Aber es ist augenscheinlich, daß man daraus nicht auf die siamesische Geschichte schliessen kann, und man darf sich auch nicht einbilden, daß das Jahr sechs hundert acht und dreyßig bey ihnen durch irgend eine Begebenheit merkwürdiger ist, als ein anderes, daß sie deswegen von ihm angefangen.

Aus eben der Ursache bin ich überzeugt, daß ihre älteste Epoche, nach welcher sie in diesem Jahr 1689 schon 2233 zählen, sich in Siam durch keine merkwürdige Sache auszeichnet, und sie beweiset auch nicht, daß das Königreich Siam von diesem Alter sey. Sie ist blos astronomisch, und dient einer andern Art, die Stellungen der Planeten zu zählen, zum Grunde. Diese alte Methode wird aber aus dem Gebrauche kommen, so wie wir mit der Zeit die Fehler in dem Julianischen Kalender eingesehen haben.

Die historischen Nachrichten der Siamesen gehen nicht weiter zurück, wie ich schon anfangs gesagt habe, als bis auf ungefähr 900 Jahre, und daher muß man die Gründung ihres Reichs nicht in dem Jahr 545 vor der Geburt Christi suchen, noch dabey zu Grunde setzen,

daß sie von dieser Zeit an eine Reihe der Könige hätten, wovon sie selbst nicht das geringste wissen. Und obgleich die Siamesen insgemein sagen, daß diese erste Epoche, nach welcher sie, wie ich gesagt habe, 2233 Jahre zählen, die Zeit des Todes ihres Sommona-Codoms wäre, und ob sie sich gleich mit der Zeit, in welcher Pythagoras lebte, ungefähr in Verbindung steht, welcher die Lehre von der Seelenwanderung in den Abendländern verbreitet hat, die er von den Egyptern angenommen hatte, so ist es nichts desto weniger gewiß, daß die Siamesen keine Zeitbestimmung haben, wann ihr Sommona-Codom gelebt habe, und ich kann mich nicht überzeugen, daß ihr Sommona-Codom Pythagoras sey, welcher nicht im Morgenlande gewesen ist, noch auch, daß ihre alte und neuere Epoche eine andere, als eine astronomische und willkührliche sey.

Daß die Siamesen sich derselbigen noch bey ihren Daten bedienen, nachdem sie dieselbige in ihren astronomischen Rechnungen aufgegeben haben, kommt daher, daß man im Schreiben nicht leicht die Gebräuche, woran man sich einmal gewöhnt hat, verändert; und dennoch datiren sie bisweilen nach dieser neueren Methode, welche, wie ich gesagt habe, mit dem Jahr 638 nach Christi Geburt anfängt. Ihr erstes Monat ist aber immer der November und December, wobey sie von ihrem alten Styl nicht abgehen, selbst wenn sie etwas nach ihrem neuen Styl datiren.

So weit gehen die Siamesen in ihren astronomischen Kenntnissen. Uebrigens verstehen sie nichts von dem wahren Weltensystem. Sie glauben daher, wie das ganze

Morgenland, daß die Sonnen- und Mondsfinsternisse durch einen Drachen entstehen, der die Sonne und den Mond verschlingen will, und sie machen daher ein grosses Geräusch mit messingen Becken, um das gefährliche Thier zu erschrecken und davon zu jagen, und diese schönen Gestirne zu befreyen. Sie glauben, daß die Erde ein sehr grosses Viereck sey, über welches das Gewölbe des Himmels hänge, wie eine Glasglocke, womit wir in unsern Gärten einige der Pflanzen bedecken. Sie behaupten, daß die Erde in vier bewohnbare Theile abgetheilt sey, die von einander durch Meere unterschieden sind, so daß sie gleichsam vier verschiedene Erden sind. In die Mitte dieser vier Erden setzen sie einen sehr hohen pyramidalförmigen Berg von vier gleichen Seiten, der Caou pra soumene heißt. Von der Oberfläche der Erde und des Meeres bis an den Gipfel dieses Berges, der nach ihrer Meinung die Sterne berührt, zählen sie achtzig tausend Jods, und ein jeder Jod beträgt ungefähr acht tausend Klafter. Sie zählen eben so viele Jods von der Oberfläche des Meers bis an den Fuß des Berges, und auch achtzig tausend Jods Meeresumfang von einer jeden Seite dieses Berges bis an eine jede der vier Erden, von welchen ich geredet habe. Unsere Erde, welche sie Tchiampion nennen, liegt nach ihrer Sage auf der Mittagsseite dieses Berges, und die Sonne, der Mond und die Sterne drehen sich unaufhörlich um dieselbige herum, welches nach ihrer Meinung den Tag und die Nacht ausmacht. Ueber diesem Berge ist ein Himmel, den sie Intra tiracha nennen, über welchen hinaus sich der Himmel der Engel befindet. Diese Probe, welche alles ist, was ich davon weiß, wird genug seyn, um ihre groben Ideen

kennen zu lernen; und wenn dieses nicht in allen Stücken mit dem übereinstimmt, was andere vor mir von diesem Gegenstande erzählt haben, so muß man sich über die Verschiedenheit der Meinungen der Siamesen über eine Sache, welche sie nicht verstehen, eben so wenig verwundern, als über die Verschiedenheit unserer astronomischen Systeme, welche wir zu verstehen glauben.

Der große Aberglaube der Indianer ist also eine sehr natürliche Folge ihrer grossen Unwissenheit; es kann aber zu ihrer Entschuldigung dienen, daß viel aufgeklärtere Völker, als sie, nicht weniger abergläubisch sind. Haben nicht die Griechen, und nach ihnen die Römer an die Sterndeuterey, an Wahrsager und an alle Arten der Künste geglaubt, welche erfunden worden sind, um die Zukunft voraus zu sagen? Sie glaubten, daß es eine Gnade der Götter wäre, die sie ihnen gegeben hätten, um durch Hülfe derselbigen, in die Zukunft einzudringen, und die Worte Devin und divin sind im Ursprung einerley, weil nach dem Begriffen der alten Völker die Art wahrzusagen deviner weiter nichts war, als eine Art, die Gottheit (Divinité) um Rath zu fragen. Die Siamesen glauben daher auch, daß sie eine Art zu prophezeyen haben, so wie sie auch die Kunst besitzen wollen, den Kranken die Gesundheit zu verschaffen, und wenn die Wahrsager des Königs von Siam sich irren, so läßt er ihnen Stockprügel geben, nicht als Betrügern, sondern weil sie nachlässig gewesen sind; so wie er auch seine Aerzte tüchtig durchprügeln läßt, wenn die ihm gegebene Arzneymittel nicht die versprochene Wirkung thun.

Dieser Prinz unternimmt eben so wenig, als seine Unterthanen, kein Geschäft und keine Reise, wenn nicht seine Wahrsager, welche alle Braminen oder Peguaner sind, ihm eine glückliche Stunde zur Unternehmung derselbigen vorgezeichnet haben. Er reißt nicht ab, oder wenn er abgereißt ist, so kehrt er nicht wieder zurück, wenn es ihm seine Wahrsager verbieten. Der Sonntag scheint ihnen glücklicher zu seyn, als die andern Tage, daher behält er auch in ihrer Sprache den Namen des Tags der Sonne. Den zunehmenden Mond hält man auch für glücklicher als den abnehmenden, und über dieses bezeichnet der Kalender, der jährlich von einem astrologischen Braminen gemacht wird, dem König und seinen Unterthanen alle glücklichen oder unglücklichen Tage für die meisten Dinge, welche sie zu thun pflegen. Eine Thorheit, welche auch unter den Christen vielleicht noch gar zu sehr geduldet ist! Ein Beweis davon ist der Mayläindische Kalender, an welchen so viele Leute gegenwärtig einen so blinden Glauben haben.

Die Siamesen halten das Geheule wilder Thiere, und das Geschrey der Hirschen und der Affen für ein böses Anzeigen, so wie es auch unter uns Personen gibt, die sich vor dem nächtlichen Geheule der Hunde fürchten. Eine Schlange, welche über den Weg kriecht, der Bliz, welcher in ein Haus schlägt, etwas, das ohne einige scheinbare Ursache von sich selbst herabfällt, sind für die Siamesen Gegenstände der Furcht, und Ursachen genug, eine Sache aufzugeben oder zu unterlassen, so wichtig und dringend sie auch übrigens seyn möge. Eine Art, deren sie sich bedienen, um die Zukunft voraus zu sehen, und

die im ganzen Morgenlande gemein ist, ist diese, einige abergläubische Ceremonien zu machen, hierauf in die Stadt zu gehen, und über das, was sie wissen möchten, die ersten Worte, welche sie von ungefähr in den Strassen oder in den Häusern hören, für ein Orakel anzunehmen. Ich habe nicht mehr davon erfahren können, weil die christlichen Dollmetscher, deren ich mich bedienen konnte, diese Sachen mit Abscheu, als eine Zauberey und als ein Bündniß mit dem Teufel betrachten, ob sie gleich weiter nichts sind, als leichtgläubige und unwissende Thorheiten. Die alten Franzosen fragten aus einem ähnlichen Aberglauben in ihren Kriegen die ersten Worte um Rathe, welche sie in den Kirchen absingen hörten, wenn sie hineingiengen. Noch gegenwärtig haben mehrere Personen einen Aberglauben an gewisse Kräuter, welche sie in der Johannisnacht lesen, daher die sprüchwörtliche Redensart entstanden ist: employer toutes les herbes de la St. Jean, „alle Kräuter einer Johannisnacht anwenden".

Was aber hauptsächlich die Indianer in den Ruff setzt, große Hexenmeister zu seyn, sind vornemlich die beständigen Beschwörungen, deren sie sich bedienen, um die bösen Geister zu entfernen, und die guten herbeyzulocken. Sie behaupten, Talismanne, oder Charaktere, welche sie Catà nennen, zu besitzen, um ihre Wünsche zu erreichen, um z. B. sich unverwundbar zu machen, oder die Menschen und die Hunde zum Schweigen zu bringen, wenn sie eine schlechte Handlung begehen wollen, um nicht entdeckt zu werden. Wenn sie ein Arzneymittel zubereiten, so befestigen sie an den Rand eines Gefässes mehrere mit verschiedenen geheimnißvollen Worten be-

schriebene Papier, um zu verhindern, damit nicht die Petpayatons die Kraft des Hülfsmittels in der Ausdünstung hinweg nehmen. Diese Petpayatons sind nach ihrer Meinung in der Luft verbreitete Geister, von denen sie unter andern glauben, daß sie die erstgebornen unter allen Töchtern geniessen, und daß sie ihnen diese vermeintliche Schande, welche sich alle Monate erneuert, beybringen. Während eines Sturms auf dem Meere hängen sie dergleichen beschriebene Papiere an alle Seegel und Tauwerke, weil sie damit die Winde zu beruhigen glauben.

Die abergläubischen Gebräuche, deren sie sich bey der Niederkunst der Weiber bedienen, scheinen nicht weniger lächerlich zu seyn, wenn sie auch gleich auf einige Vortheile zum Besten der Gesundheit gegründet sind. Sie glauben, daß die niedergekommenen Weiber eine Reinigung nöthig haben, es mögen entweder die Juden, welche sich über die ganze Erde verbreiteten, diese Tradition unter mehrere Nationen ausgestreut haben, oder es mögen die Einwohner der warmen Länder leichter, als die Einwohner der kalten, von der natürlichen Unreinigkeit der Weiber angesteckt werden. Die Siamesen halten ihre niedergekommenen Weiber ein Monat lang beständig an einem ziemlich grossen Feuer, wo sie dieselbigen bald auf diese, bald auf jene Seite herum drehen. Unterdessen werden sie von dem Rauch sehr belästiget, und er verziehet sich nur langsam durch eine Oeffnung, welche in der Mitte des Daches ihrer Häuser angebracht ist. Die Peguaner setzen ihre Weiber auf einen ziemlich hohen Rost von Bambus, worunter sich ein Feuer befindet; aber sie lassen dieselbigen nur vier oder fünf Tage darauf sitzen. Wenn

sie aus dem Kindbette gehen, so danken die einen, so wie die andern dem Feuer, weil es ihre Weiber gereiniget hat, und bey der Mahlzeit, welche sie deswegen ihren Anverwandten geben, essen sie nichts, das sie nicht vorher dem Feuer gewidmet haben, indem sie es einige Zeit vor demselbigen stehen lassen. Selbst so lange die Weiber im Kindbette liegen, essen und trinken sie nichts, das nicht gewärmt sey; und ich habe gehört, daß auch unsere Weiber den Kindbetterinen verbieten, kalt zu trinken.

Allein die gewissesten und bemerkbarsten Wirkungen der vorgeblichen Zaubereyen der Indianer bestehen in dem Gebrauch gewisser Liebestränke, welches bloß natürliche Getränke sind. Die Indianer haben gemeine, deren Arten, Kräfte und Gebrauch wir nicht kennen. Die Liebestränke sind diejenigen, welche die Einbildungskraft schwächen, und den Menschen in die Kindheit zurück fallen lassen, so daß er sich leicht regieren läßt. Meine Bedienten haben mich versichert, daß sie zu Batavia einen Menschen gesehen haben, von dem man öffentlich sagte, daß seine Frau ihm den Verstand auf diese Art abgestumpft hätte. Man liest viel von den Wirkungen dieser Liebestränke in den Reisebeschreibungen, welche die Weiber von Goa ihren Männern beybringen, wodurch sie auf vier und zwanzig Stunden so dumm werden, daß sie unter diesen Umständen in ihrer Gegenwart ihnen ungetreu seyn können. Das Opium oder der Mohnsaft macht so verschiedene Wirkungen, daß er einschläfern oder wachsam machen kann, je nachdem er verschieden zubereitet ist. Die Indianer nehmen ihn, wenn sie in ein Treffen gehen, um sich dadurch herzhafter, oder vielmehr wütender zu

machen. Sie gehen alsdann mit unerschrocknem Muthe, wie wütend, auf den Feind zu, und es ist gefährlich, sie zu erwarten; aber man kann sie vermeiden, wenn man vor ihnen eine Wendung macht; denn dann rasen sie weiter. Die größte Wirkung des Opiums dauert nur einige Stunden; nachher fallen sie nicht nur wieder in ihre natürliche Trägheit zurück, sondern auch in eine Ermattung, welche ihnen nur eine geringe Kraft zu ihrer Vertheidigung übrig läßt. Und so waren diejenigen Makassaren beschaffen, welche wenige Monate vorher, ehe die königlichen Gesandten ankamen, gegen den König von Siam eine Verschwörung gemacht hatten.

Die Siamesen haben auch Krankheiten, deren Symptome zuweilen so ausserordentlich sind, daß sie die Ursachen derselbigen nur einer Art von Zauberey glauben zuschreiben zu müssen. Allein ausser diesen ausserordentlichen Fällen klagen ihre Aerzte fast immer die grössere Macht der Geister wegen der Unwirksamkeit ihrer Hülfsmittel an, und sie spielen dabey solche Hokus Pokusstreiche, oder haben mit solchen leichtglaubigen Leuten zu thun, daß sie während unsers Aufenthaltes in Siam einem Kranken weiß machten, daß er durch eine Arzney ein Stück Hirschhaut wieder von sich gegeben habe, welche er durch die Wirkung einer Zauberey, ohne es zu bemerken, müßte verschluckt haben. So viel glaubte ich von dem Aberglauben der Siamesen, wovon ein jeder glauben kann, was ihm beliebt, sagen zu müssen; denn wenn ich auf der einen Seite nichts gesehen habe, welches mich nöthigte, sie der Zauberey anzuklagen, so habe ich auf der andern Seite kein Interesse, sie gänzlich davon loszusprechen.

Ehe ich aber diesen Gegenstand verlasse, muß ich noch etwas hinzusetzen, das man, wie man will, dem Aberglauben oder der Eitelkeit zuschreiben kann. Da einstens bey den königlichen Gesandten die wirklichen oder untergeschobenen Abgesandten von Patana, Camboya und einiger andern benachbarten Höfe ihre Aufwartung machten, so waren auch die Deputirten einiger andern verschiedener Nationen, welche zu Siam sich befinden, auch bey dieser Visite; und darunter befanden sich zwey, welche sagten, daß die Stadt, aus der sie gebürtig wären, deren Namen ich aber vergessen habe, nicht mehr vorhanden sey, daß sie aber so beträchtlich gewesen sey, daß man nicht eher, als in drey Monaten um sie hätte herum kommen können. Ich lachte bey mir selbst, als über eine ungegründete Thorheit, darüber, und wenige Tage darauf sagte mir Herr Maire, ein Ingenier, welchen Herr von Chaumont zu Siam gelassen hatte, daß, da er auf Befehl des Königes von Siam zu Ligor war, um den Plan davon aufzunehmen, der Gouverneur ihm nicht erlauben wollte, in weniger als zwey Tagen, um dieselbige herum zu gehen, ob er gleich in weniger, als in einer Stunde, hätte herumkommen können.

Zwölftes Kapitel.

Von der Musik und den Leibesübungen.

Die Musik hat zu Siam eben so enge Gränzen, als die Geometrie und Astronomie. Sie machen Gesänge von Natur, verstehen aber die Kunst nicht, sie in Noten zu setzen. Sie haben dabey eben so wenig Cadenzen und Triller, als die Kastillianer; aber sie singen manchmal,

so wie wir, ohne Worte, welches die Kastillianer sehr sonderbar finden; statt der Worte sagen sie nói, nói, wie wir lan-la-lari sagen. Ich habe keinen einzigen Gesang bemerkt, dessen Mensur drey Viertel gewesen wäre, anstatt daß diese ohne Vergleichung bey den Spaniern die gemeinsten sind. Der König von Siam hörte, ohne sich zu zeigen, mehrere Violonarien unserer Opern an, und man sagte uns, daß sie keinen wichtigen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Nichts destoweniger hat das siamesische Volk nichts ernsthaftes in ihren Gesängen, und alles, was sie auf ihren Instrumenten spielen, selbst der Marsch ihres Königes, ist sehr lebhaft.

Sie kennen eben so wenig, als die Chinesen, die verschiedenen Gesänge bey einem Musikcorps; sie kennen selbst keine verschiedenen Parthien, sondern singen alle in gleicher Stimmung. Ihre musikalischen Instrumente sind übrigens von schlechter Beschaffenheit, und man muß fast glauben, daß diejenigen, welche einige Kenntniß der Musik voraus setzen, anders woher ihnen zugekommen sind.

Sie haben schlechte, kleine Geigen mit drey Saiten, welche sie Trô heissen, und sehr herbe Schallmeyen, welche sie Pi und die Spanier Chirimias nennen. Sie spielen nicht schlecht darauf, und begleiten den Ton mit gewissen kupfernen Becken, auf welche jemand mit einem kurzen Stab zu gewissen Zeiten nach dem Takt einen Schlag thut. Diese Becken hängen an einem Strick, und zwar an einem Stecken, der zwischen zwey Gabeln gelegt ist. Die einen nennen sie Schoung schang, und diese sind kleiner und haben einen stärkern Ton, als das andere, welches bey ihnen Cong heißt.

Ueber dieses haben sie zwey Arten von Trommeln, den Tlounpounpan und den Tapôn. Jenes hat die Grösse eines mit Schellen behangenen Tambourets, ist aber auf beyden Seiten, wie eine wirkliche Trommel, mit einer Haut überzogen, und auf jeder Seite hängt eine Bleykugel an einem Strick. Ausserdem geht durch das Holz des Tlounpounpan von einer Seite auf die andere ein Stecken, der ihm zur Handhabe dient, und an welchen man denselbigen hält. Man dreht ihn in den Händen herum, wie man einen Schokoladequirl in den Händen herum dreht, ausser daß man diesen abwärts, jenen aber aufwärts empor hält, und durch diese Bewegung schlagen die Bleykugeln, welche auf beyden Seiten des Tloupounpan hängen, auf die darüber gespannten Häute.

Der Tapon hat die Gestalt eines Fäßchens; man trägt es vor sich mit einer Schnur an dem Halse hängend, und schlägt mit den Fäusten auf die darüber gespannten zwey Felle.

Sie haben ein anderes musikalisches Instrument, das aus Glocken zusammen gesetzt ist, und den Namen Pat-cong hat. Die Glocken sind nebeneinander auf ein Holz gestellt, das halb cirkelförmig ist und einem kleinen Wagenrade gleicht. Derjenige, welcher es spielt, sitzt in der Mitte desselbigen mit untergeschlagenen Beinen, und schlägt mit zwey Stecken an die Glocken, von denen er den einen in der rechten, und den andern in der linken Hand hält.

Diese elende Musik aller dieser Instrumente zugleich ertönte bey dem Einzuge der Gesandten des Königs, und

ste ertönte eben so in dem Gefolge des Königs; aber dieses Geräusch, so sonderbar es auch ist, lautet doch nicht unangenehm, besonders auf dem Flusse.

Sie begleiten manchmal ihren Gesang mit zwey kurzen Stäben, die sie crab nennen, und welche sie gegen einander schlagen, und der Sänger heißt Tchang-cap. In den Hochzeitnächten lassen sie viel von dieser Musik, von welcher ich geredet habe, ertönen. Das Volk begleitet auch zu Abend die Gesänge in den Höfen der Häuser mit dem Instrumente, das Tong heißt. Man hält es in der linken Hand, und schlägt von Zeit zu Zeit mit der Faust der rechten Hand darauf. Es ist dieses ein irdenes Gefäß ohne Boden, über welches statt des Bodens ein Fell gezogen ist.

Die Siamesen sind große Liebhaber von unsern Trompeten; die ihrigen sind klein und heischer, sie haben den Namen trê, und ausser diesen haben sie auch wirkliche Trommeln, welche sie clong heissen. Allein, ob gleich ihre Trommeln kleiner sind, als die unsrigen, so hängen sie dieselbigen doch nicht über die Schultern, sondern sie stellen dieselbigen auf das eine Fell, und schlagen auf das andere, indem sie mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen vor den Trommeln sitzen. Sie bedienen sich auch dieser Trommeln, um damit ihren Gesang zu begleiten; aber sie singen nicht leicht mit dieser Begleitung, als beym Tanz.

Am Tage der ersten Audienz der königlichen Gesandten lagen in dem innersten Hofe des Pallastes hundert Männer auf der Erde; die einen hielten zur Schau schlechte kleine Trompeten, die keinen Schall von sich geben,

und die, wie ich vermuthe, nur von Holz sind; die andern aber hatten ein jeder eine kleine Trommel vor sich, aber ohne sie zu schlagen.

Leibesübungen haben aber bey den Siamesen eben so wenig Empfehlung, als Uebungen des Geistes. Sie wissen von der Reitekunst nichts; sie haben keine Waffen, wenn ihnen der König keine giebt; und erst in dieser Fall können sie dergleichen kaufen. Sie schiessen niemals eine Flinte stehend los, selbst nicht im Kriege; wenn sie losschiessen, so setzen sie das eine Knie auf die Erde, lassen sich auf die Ferse nieder, und setzen den einen Fuß, ohne ihn zu biegen, vorwärts. Kaum können sie marschiren, oder ihre Füsse mit Anstand setzen. Sie strecken ihre Kniee niemals recht aus, weil sie gewohnt sind, dieselbigen immer eingebogen zu halten. Die Franzosen zeigten ihnen, wie sie sich stehend unter den Waffen halten sollten, und bis auf die Ankunft der königlichen französischen Schiffe zu Siam saßen ihre Schiffswachen selbst auf der Erde. Weit davon entfernt, sich im Laufen zu üben, gehen sie niemals, als bloß um zu spazieren. Die Hitze des Klima macht ihnen eine zu grosse Anstrengung unerträglich. Das Ringen und der Faustkampf sind Gaucklerkünste. Das Rudern ist in diesem Lande eine allgemeine Kunst; man kann drey Tage und drey Nächte ohne Aufhören fortrudern, ob sie gleich eine andere Arbeit nicht leicht ertragen können.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Künsten, welche die Siamesen treiben.

Sie haben unter sich keine geschlossenen Zünfte und es blühen auch keine Künste unter ihnen; nicht allein wegen der ihnen natürlichen Trägheit, sondern noch mehr wegen der Regierung, unter der sie leben. Weil es daselbst keine Sicherheit für das Privatvermögen gibt, wenn man es nicht recht gut zu verwahren weiß, so lebt jedermann daselbst so einfach, daß der größte Theil der Künste ihnen nicht nöthig sind, und daß die Künstler daselbst keinen gerechten Preiß für ihre Arbeiten würden erhalten können, wenn sie darauf viele Kosten und Arbeit verwenden wollten. Da überdieses ein jeder Privatmann jährlich sechs Monate dem Könige Frohndienste leisten muß, und er oft nicht einmal in sechs Monaten entlassen wird, so untersteht sich in diesem Lande niemand, sich durch irgend eine Kunst auszuzeichnen, aus Furcht, er möchte sein ganzes Leben hindurch genöthiget werden, im Dienste des Königs umsonst zu arbeiten. Und weil sie bey diesen Frohndiensten ohne Unterschied gebraucht werden, so bemüht sich ein jeder ein wenig von allem zu wissen, um Stockschläge zu vermeiden; allein keiner will es recht gut machen, weil Geschicklichkeit durch Knechtschaft belohnt wird. Sie wissen nichts, und wollen auch nichts zu machen lernen, als was sie beständig brauchen. Es liegt ihnen nichts daran, einen Monat lang unzählige Arbeiten zu etwas zu gebrauchen, was wenige Europäer in wenigen Tagen würden vollenden können. Wenn ein Ausländer sie eine Fertigkeit lehrt, oder ihnen eine Maschine gibt, so vergessen sie es sogleich, als es ihr König vergessen hat.

Daher bietet sich kein Europäer zum Dienste eines indianischen Königs an, der nicht, so zu sagen, mit offenen Armen aufgenommen würde. So klein auch das Verdienst seyn mag, das er hat, so hat er doch immer mehr, als die Indianer, nicht allein in den mechanischen Künsten, sondern auch in der Seefahrerkunst und in der Handlung, für die sie vorzüglich sehr eingenommen sind. Die Hauptschwierigkeit aber ist diese, daß die Könige von Indien die Kunst verstehen, entweder einen Fremden mit nichts, als mit guten Hofnungen zu bereichern, oder ihn bey sich zu behalten, wenn er wirklich reich geworden ist. Nichts lautet herrlicher, als die Gehalte, die der Großmogul gibt; hat man aber wohl einen Europäer gesehen, der aus diesen Diensten grosse Reichthümer zurückgebracht hat?

Um auf die Industrie der Siamesen zurück zu kommen, so will ich hier etwas von den Künsten sagen, welche sie verstehen. Sie sind noch erträglich gute Tischler, und weil sie keine Nägel haben, so wissen sie alles sehr gut in einander zu fügen. Sie geben sich auch mit einer Art von Bildhauerarbeit ab, aber sehr ins Grobe; die Statuen in ihren Tempeln sind sehr schlecht gemacht. Sie wissen Ziegel zu brennen, einen guten Mörtel anzumachen, und verstehen sich nicht übel auf die Maurerey. Nichts destoweniger dauern ihre Gebäude von Ziegelsteinen keine lange Zeit, da es ihnen am Grunde fehlt; eben so sind auch ihre Festungswerke beschaffen. Sie haben weder geschmolzenen Krystall, noch Glas; und sie sind doch von diesen Dingen grosse Liebhaber. Der König von Siam fand sehr viel Vergnügen an den facettenartig

geschliffenen Gläsern, welche die Gegenstände vervielfachen, und er verlangte grosse Gläser von der nemlichen Eigenschaft.

Die Siamesen verstehen die Kunst, die Metalle zu schmelzen, und Kunststücke daraus zu giessen. Sie überziehen ihre Götzenbilder, die oft ungeheure Massen von Ziegelsteinen und Kalk sind mit einem sehr dünnen Blech von Gold, Silber oder Kupfer. Ich besitze einen kleinen Sommona-Codom, welcher mit einem vergoldeten Kupferblech überzogen, und noch voll von Ciment hängt, der zum Modell diente. Auch gewisse Geräthschaften des Königs überziehen sie mit ähnlichen Gold- oder Silberblechen, so wie auch die Stichblätter der Schwerdte und der Dolche, womit er einigen seiner Officiere Geschenke macht. Sie verstehen die Goldschmiedskunst, aber sie verstehen weder die Kunst, Edelgesteine zu poliren, noch sie einzusetzen.

Sie sind gute Vergolder, und verstehen auch das Goldschlagen. So oft ein König an einen andern König schreibt, so thut er es auf ein Blätchen von diesem Metall, das so dünn ist, als ein Blätchen Papier. Man siegelt dadurch die Briefe, indem man sie mit einem stumpfen Pfriemen darauf drückt.

Sie bedienen sich nicht leicht des Eisens, als bey dem ersten Guß, weil sie schlechte Schmiede sind; ihre Pferde sind nicht mit Eisen beschlagen, und haben auch keine Steigbügel und sehr schlechte Zäume. Sie haben auch keine guten Sättel; die Kunst, das Leder zuzubereiten ist bey ihnen ganz unbekannt.

Man webt daselbst nicht viel Cottontücher, und zwar nur sehr grobe, mit einer schlechten Malerey, blos allein in der Stadt Siam. Es wird auch daselbst kein Stoff, weder von Seide, noch von Wolle, noch irgend eine Art von Tapeten verfertiget; selbst die Wolle ist sehr rar. Sie verstehen die Kunst zu sticken, und ihre Dessein gefallen.

Ich habe in einem ihrer Tempel eine angenehme Freskomalerey gesehen, deren Farben sehr lebhaft waren. Sie hatte aber keine richtige Stellung der Bilder, und erinnerte mich an unsere alten Tapeten; es war wahrscheinlich von siamesischer Hand verfertigt.

Die Siamesen und Chinesen sind mit der Oelmalerey unbekannt, und sind übrigens schlechte Maler. Nach ihrem Geschmack machen sie aus dem nicht viel, was nach der Natur ist. Sie glauben, daß eine ächte Nachahmung sehr leicht ist; daher kommt es, daß sie in der Ausführung alles übertreiben. Sie lieben daher in der Malerey das Unnatürliche, so wie wir in der Dichtkunst das Wunderbare lieben. Sie bilden solche Bäume, Blumen, Vögel und andere Thiere ab, welche niemals in der Natur gewesen sind. Sie geben auch manchmal den Menschen unmögliche Stellungen, und ihr Geheimniß besteht darin, über alle Sachen eine Leichtigkeit zu verbreiten, welche ihnen den Schein des Natürlichen gibt.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Handlung der Siamesen.

Die gemeinsten Gewerbe zu Siam sind der Fischfang für das gemeine Volk und die Handlung für alle diejenigen, welche Mittel dazu haben; ich sage für alle; ohne selbst

den König davon auszunehmen. Allein die Handlung ins Ausland war bisher fast ganz dem König vorbehalten, und die innere Handlung ist von einer so geringen Bedeutung, daß man dabey kein grosses Glück machen kann. Die einfachen Sitten, welche machen, daß die Siamesen sich mit den meisten Künsten nicht abgeben, sind auch die Ursache, daß sie sich um die meisten Handlungsartickel nicht bekümmern, welche den europäischen Völkern nöthig sind. Die Handlung der Siamesen ist ungefähr von folgender Eigenschaft.

Sie siegeln keine Handschriften. Nur obrigkeitliche Personen haben ein Siegel, welches ihnen eigentlich der König, als einen Beweis ihres Amtes, giebt. Privatpersonen setzen statt eines Siegels nur ein blosses Kreuz hin; und obgleich diese Art von Siegelung von einem jeden ausgeübt wird, so kennt doch ein jeder das Kreuz, welches von seiner Hand ist; und es soll ein sehr seltener Fall seyn, daß einer so treulos seyn sollte, es vor der Justitz abzuläugnen. Uebrigens muß ich hier nur im Vorbeygehen bemerken, daß man darinnen nichts besonderes suchen darf, daß sie statt des Siegels ein Kreuz brauchen; es ist das bey ihnen nichts als eine Art von Schriftzug, den sie allen andern vorgezogen haben, und das wahrscheinlich aus der Ursache, weil er einfacher ist, als alle andere.

Ich habe gesagt, daß sie ihren Töchtern bey der Verheirathung eine Mitgabe mitgeben, und daß das Heirathsgut in Gegenwart der Eltern ohne einige Unterschrift hingezählt wird. Ich habe auch gesagt, daß sie kein Testament machen, und wenn sie sterben wollen, so

geben sie das, was ihnen gefällig, an wem es ihnen gefällig ist, und nach dieser Gewohnheit disponiren sie über ihre Verlassenschaft.

Sie geben sich wenig mit dem Handel unbeweglicher Güter ab. Fast keiner unter ihnen sinnt darauf, von einem andern ein Stück Landes zu kaufen; der König allein schenkt und verkauft genug, an wem er will. Weil aber das wahre Eigenthum davon immer bleibt, so macht dieses, daß keine Person in diesem Lande weder daran denkt, sich viele Ländereyen zu erwecken, noch auch die erworbenen bis auf einem gewissen Grad zu verbessern, um nicht einen Mächtigern, als er ist, dazu Lust zu machen. Und da sie also keine Urkunden von langer Dauer nöthig haben, so brauchen sie auch keine Notarien.

Was den kleinen Handel anbetrift, so hat er fast durchaus nicht viel zu bedeuten, und die Ehrlichkeit ist so groß, daß in den Bazars oder auf den Märkten der Verkäufer das Geld, welches er einnimmt, nicht zählt, noch der Käufer die Waare, welche er kauft, durchzählt.

Die Marktzeit ist von fünf Uhr Abends bis acht oder neun Uhr. Sie haben keine Elle, weil sie die Mousseline oder andere Tücher in ganzen Stücken kaufen. Man ist in diesem Lande unglücklich daran, wenn man das Tuch Kanweise kauft; denn man mißt es da nicht nach einer Art von Elle, sondern wirklich mit den Armen.

Nichts destoweniger haben sie ihre Klafter, welche ungefähr unsern Toisen gleich kommen. Sie bedienen sich derselbigen bey Gebäuden, beym Feldmessen und vielleicht auch bey andern Gegenständen, und besonders messen

sie die Wege oder die Kanäle damit aus, auf welchen der König gewöhnlich reiset. So ist von Siam nach Louvo eine jede Meile durch eine Säule bezeichnet, auf welcher geschrieben steht, die wie vielste Meile es sey. Eben dieses ist bey dem Großmogul im Gebrauch, wo nach Breniers Bericht die Kosses oder halben Lieuven durch kleine Pyramiden bezeichnet sind, und jedermann weiß, daß die Römer ihre Meilen durch steinerne Säulen bezeichneten.

Die Kokosnüsse dienen zu einem Maas für das Getraide und für flüssige Dinge auf folgende Art. So wie die Kokosnüsse von Natur ungleich sind, so mißt man ihren Umfang mit den kleinen Muscheln aus, die Koris heissen, und in Siam statt einer kleinen Münze dienen, und von denen die einen nur unmerklich grösser sind, als die andern. Es giebt dort Kokosnüsse, welche bis gegen tausend Koris, wie man mir sagte, aber auch solche, welche nur fünf hundert und noch weniger enthalten. Sie haben aber auch, um die Getraidearten zu messen, eine Art von Scheffel, der auf siamesisch Sat heißt, und nur aus geflochtenem Bambusrohr gemacht ist; und um flüssige Dinge zu messen, haben sie einen Krug, auf siamesisch Canan, und auf portugiesisch Chrup genannt; und das sind die Arten der Maaße, deren sie sich im Handel und Wandel bedienen. Aber aus Mangel an Policey und eines Eichmaases, nach welchen die Maaße gesetzmässig regulirt sind, läßt sie der Käufer nicht gelten, als wenn er sie mit seiner Kokosnuß gemessen hat, deren Umfang er nach den Coris beurtheilt. Uebrigens heißt der vierte Theil des Canan Leeng, und vier Sat machen einen Seste,

und vier Seste einen Cohi aus. Man kann nicht sagen, in was für einem Verhältniß diese so unbestimmten Maaße mit den unsrigen stehen. Ich habe schon an einem andern Orte gesagt, daß ein Pfund Reiß täglich hinreichend ist, einen Menschen zu ernähren, und daß dieses nicht leicht mehr, als einen Liard kostet. Herr Gervaise sagt, daß das Seste von Reiß ungefähr hundert Catis, das ist, zwey hundert und funfzig unserer Pfunde wiegt.

Sie sind nicht genauer in Ansehung ihres Gold= und Silbergewichtes. Sie nennen es überhaupt Ding, aber ihre Münzsorten sind sehr genau, und fast die einzigen, deren sie sich bedienen, ob sie gleich oft falsch oder zu leicht sind. Man sagte mir, als eine sehr merkwürdige Sache, daß die Siamesen die geringsten Kleinigkeiten nach einem Silbergewichte verkaufen, weil man auf dem Markte diese Waaren in der einen, und eine Silbermünze, deren man sich als eines Gewichtes bediente, in der andern Wagschale liegen sah. Die nemlichen Namen bezeichnen also Gewichte und Münzen zugleich.

Ihre Silbermünzen haben alle einerley Gestalt, so wie einerley Gepräge; nur die einen sind kleiner, als die andern. Sie haben die Gestalt kleiner Cylinder oder kleiner walzenförmiger Stücke, welche in der Mitte zusammengerollt sind. Ihre Stempel, deren zwey auf jedem Stücke sind, stellen nichts vor, das uns kenntlich wäre, und das man mir auch nicht hat erklären können. Das Verhältniß dieser Münze zu der unsrigen ist, daß ihr Tical, welcher einem halben Thaler gleich ist, sieben und dreyßig und einen halben Sols gilt. Sie haben weder goldene, noch kupferne Münzen. Das Gold ist in

diesem Lande eine Handelswaare, und es gilt zwölfmal so viel, als Silber. Man setzt zum Grunde, daß die Feinheit beyder Metalle gleich groß ist.

In China gibt es weder gemünztes Gold, noch Silber. Sie zerschneiden diese Metalle in unförmliche Stückchen, womit sie die andern Waaren auszahlen, und daher müssen sie immer eine Goldwage und einen Probierstein bey der Hand haben. Ihre Goldwage ist eine kleine Schnellwage; aber es ist bey ihnen wohlfeil zu leben, so daß zum gewöhnlichen Einkauf ihre kupferne Münze hinreichend ist. Sie hängen eine gewisse Anzahl derselbigen an einen Faden, denn sie hat ein Loch in der Mitte, und man zählt sie dann nicht stückweise, sondern nach den Fäden.

Die Japaner haben eine platte goldene Münze, die etwas länger, als breit, und ovalförmig ist. Sie haben verschiedene Gepräge, und sind wenigstens drey und zwanzig Carate schwer, so viel man, ohne sie zu wägen, davon urtheilen kann. Man nennt sie Coupans, und ihren Werth schätzt man gemeiniglich zehn Thaler für das Stück.

Die Scheidemünze besteht in Siam aus kleinen Muscheln, wovon ich schon geredet habe. Die in Siam befindlichen Europäer nennen sie Covis, und die Siamesen Bia. Man findet sie im Ueberfluß auf den maldivischen Inseln, und manchmal auch auf den philippinischen, aber, wie man mir versicherte, in sehr kleiner Anzahl. Doch sagt Navarette in seiner Beschreibung von China von diesen Coris, die er Siguries nennt; „Man bringt sie von der Küste von Indien und Manilla; man hat sie in unzählbarer Menge auf der Insel Lucon" welche zu

den philippinischen gehört. Und darauf sagt er: „Man bringt die Siguries von den baldivischen Inseln", welches die Maldiven sind.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie weit sich der Gebrauch dieser natürlichen Münze erstreckt. Sie coursirt in ganz Indien, und auch fast auf allen afrikanischen Küsten. Man sagte mir auch, daß sie an einigen Orten in Ungarn gebräuchlich wäre, welches ich aber kaum glauben kann, da ich nicht einsehe, wie ihr geringer Werth den weiten Transport ersetzen soll. Beym Gebrauch zerbrechen viele, und, je nachdem diese Muschelmünzen weniger werden, desto höher steigt ihr Preiß gegen Silbergeld; so wie sie auch fällt, wenn eine grosse Menge mit einem Schiff ankommt; denn es wird damit eine Art von Handel getrieben. Der gewöhnliche Preis zu Siam ist, daß ein Fônan, oder der achte Theil eines Tical acht hundert Coris gilt, das heißt, sieben bis acht Coris gelten kaum einen Denier. Der geringe Werth dieser Münze ist das gewisse Zeichen eines guten Marktes, oder vielmehr des geringen Preißes der Waare.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Charakter der Siamesen überhaupt.

Da der gute Einkauf der nöthigsten Lebensmittel keine Schwierigkeit macht, und da sich gute Sitten weit leichter bey solchen Umständen erhalten, als bey einer mühseeligen Armuth, oder bey einem vom Ueberfluß herrührenden Müssiggang, so kann man sagen, daß die Siamesen gute Leute sind. Die Laster machen bey ihnen Schande,

und sie finden dort weder als eine Galanterie, noch als eine Superiorität des Geistes, eine Entschuldigung. Ein Siamese, wenn er sich nur ein wenig über die Hefe des Volkes erhebt, ist weit davon entfernt, sich zu berauschen und hält es für Schande, Arrak zu trinken.

Der Ehebruch ist zu Siam selten, nicht nur, weil der Mann das Recht hat, seiner Frau das Recht anzuthun (das heißt, sie zu tödten, wenn er sie auf frischer That antrift, oder sie zu verkaufen, wenn er sie von ihrer Untreue überweisen kann), sondern auch, weil die Weiber daselbst weder durch den Müssiggang (denn sie müssen die Männer durch ihre Arbeitsamkeit ernähren), noch durch die Ueppigkeit der Tafel und der Kleidung, noch durch das Spiel und die Schauspiele verführt werden. Die siamesischen Weiber genießen keine solche Ergötzlichkeiten; sie empfangen keine Besuche von Mannspersonen, und die Schauspiele sind zu Siam selten, es sind keine gewisse Tage dazu bestimmt und es gibt auch daselbst kein öffentliches Theater. Man darf deswegen aber nicht glauben, daß alle Ehen keusch sind; aber wenigstens ist dort jede andere regellosere Liebe ohne Beyspiel.

Die Eifersucht ist bey ihnen ein bloßes Ehrgefühl, welches bey denjenigen sehr groß ist, die in angesehener Würde stehen. Die Weiber aus dem gemeinen Stande geniessen in diesem Lande eine vollkommene Freyheit im Umgange. Die Weiber der Vornehmen aber leben sehr eingezogen, und gehen nur selten aus, um entweder in ihrer Familie oder in den Pagoden Besuche zu machen. Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleyert, selbst wenn sie zu Fusse gehen, und da kann man sie leicht

von den Sklavinnen, welche sie begleiten, unterscheiden. Uebrigens finden sie den Zwang, worinnen sie leben, nicht hart, sondern rechnen sich denselbigen zur Ehre an. Eine allzugrosse Freyheit halten sie für eine Schande, und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidiget und verachtet halten; sie sind eifersüchtig, sogar auf sich selbst.

Es gibt in Asien kein Weib vom Stande, welche bey Gelegenheit eines Kriegs nicht lieber wünschte, daß ihr Mann sie tödte, als daß er sie in die Hände der Feinde fallen lasse. Tacitus gibt davon ein Beyspiel im zwölften Buche seiner Annalen an der Zenobia, der Gemahlin des Rhadamistus. Selbst die Männer halten dieses für die allergrößte Schande, wenn ihre Weiber in die Gewalt der Feinde fallen; und wenn dieses geschieht, so ist dieses die äusserste Beschimpfung, welche man ihnen anthun kann, wenn man ihnen ihre Weiber nicht mehr zurück giebt. Ob aber gleich die Weiber in Asien fähig sind, das Leben ihrem Ruhm aufzuopfern, so giebt es doch auch einige unter ihnen, welche heimliche Vergnügungen geniessen, wenn sie können, und die deswegen ihre Ehre und ihr Leben auf das Spiel setzen. Man sagt, daß es unter den Weibern des Königs von Siam selbst Beyspiele davon soll gegeben haben. Wenn sie auch noch so eng eingeschlossen waren, so fanden sie doch manchmal Gelegenheit, Liebhaber zu haben. Man versicherte mir, daß die gewöhnliche Art, wie sie der König bestraft, diese sey, daß er sie zuerst einem Pferde, das an Weiberliebe, ich weiß nicht wie, gewöhnt worden ist, unterwirft, und sie hierauf tödten läßt. Vor einigen Jahren warf er eine

den Tigern vor, und weil diese Thiere anfänglich schonend zu Werke giengen, so wollte er ihr Pardon geben. Allein dieses Weib war zu sehr aufgebracht, als daß sie ihn annahm. Der König betrachtete sie also als eine Rasende, und gab sogleich Befehl, daß sie sterben sollte. Man reizte also die Tiger, und sie zerrissen dieselbe in seiner Gegenwart. Ob auch die Liebhaber mit dem Tode bestraft werden, ist so sicher nicht, wenigstens werden sie sehr hart gezüchtiget. In Siam ist es eine gemeine Meinung, daß es ein Verbrechen von dieser Art gewesen ist, welches die Ungnade des Barcalon, des ältesten Bruder des ersten Ambassadeur des Königs von Siam bey dem Könige veranlaßte. Der König, sein Herr, ließ ihn sehr derb abprügeln, und ihn nicht mehr vor seine Augen, ohne ihm unterdessen seine Chargen zu nehmen. Im Gegentheil blieb er in dessen Diensten sechs Monate lang, nachdem er die Prügel bekommen hatte, und der König bereitete die Arzneymittel mit eigenen Händen, welche Barcalon in seiner letzten Krankheit zu sich nahm; weil niemand es wagte, ihm dieselbigen zu geben, aus Furcht, er möchte wegen des Todes einer Person, welche von ihrem Herrn so geliebt zu seyn schien, angeklagt zu werden. Bernier erzählt einige Beyspiele, aus welchen scheinen sollte, daß der Großmogul weder die Weiber seines Serails, welche wider ihre Pflicht handeln, noch die Mannspersonen, die mit ihnen unter einer Decke stecken, jederzeit mit dem Tode bestraft. Diese Fürsten betrachten diese Arten von Verbrechen, wie andere, welche man gegen ihre Majestät begeht, ausser daß noch einiges Gefühl der Liebe sie zur Eifersucht geneigter macht.

Die vornehmen Siamesen sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbige an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldiget und verkauft werden.

Der Mangel an Ehrerbietung gegen das Alter ist in Siam nicht weniger selten, als in China. Von den zwey Mandarinen, welche an den Bord der königlichen Gesandten kamen, um im Namen des Königes von Siam das erste Kompliment zu machen, hat der jüngere, ob er gleich von vornehmerer Würde war, dem andern, der blos drey bis vier Jahre älter, als er war, nicht nur den erstern Platz eingeräumt, sondern ihm auch zuerst das Wort führen lassen.

Wenn man sich gegen Höhere Lügen erlaubt, so bestraft sie der Höhere selbst; und der König von Siam bestraft sie strenger, als jeder andere. Und doch lügt man in Siam eben so sehr, oder noch mehr, als in Europa.

Der Familienverein ist daselbst so heilig, daß ein Sohn, der gegen seine Eltern eine Klage anbringen wollte, für ein Ungeheuer gehalten würde. Es fürchtet sich auch in diesem Lande niemand weder vor dem Heyrathen, noch vor der Kinderzahl. Dort sind die Familien durch kein Interesse getheilt, und die Armuth macht keine Heyrath lästig.

Unsere Bedienten bemerkten dort nur dreyerley Arten von Bettlern, alte, schwache und elternlose Personen. Anverwandte erlauben es daselbst nicht, daß ihre Anverwandten Allmosen suchen; sie nähren liebreich die zu ihrer Familie gehörigen Personen, welche sich weder von ihrer Arbeit, noch von ihrem Vermögen ernähren können. Das Betteln ist daselbst nicht nur demjenigen, welcher bettelt, sondern auch seiner ganzen Familie eine Schande.

Aber der Diebstahl ist noch weit schimpflicher, als das Betteln, und zwar nicht sowohl für den Dieb selbst, als für seine Anverwandte. Die nächsten Verwandten unterstehen sich nicht, sich für einen des Diebstahls bezüchtigten Menschen zu interessiren; und es ist nicht befremdend, daß der Diebstahl in einem Lande, wo man so wohlfeil leben kann, für eine so große Schande gehalten wird. Es sind auch daselbst die Häuser schlechter verwahrt, als unsere schlechtesten Koffer. Nichts destoweniger schlagen die Siamesen nicht leicht einen Diebstahl aus, der sich ihnen, so zu sagen, selbst anbietet. Bey dieser Nation kann man im eigentlichen Verstande sagen: Gelegenheit macht Diebe. Sie halten in ihrer Idee das für eine vollkommene Gerechtigkeit, verlohrne Sachen nicht aufzuheben, d. h. eine so leichte Gelegenheit zum Erwerb nicht zu benutzen. Selbst die Chinesen, um die gute Regierung einiger ihrer Prinzen übertreiben zu loben, sagen, daß unter ihrer Regierung die Gerechtigkeit bey dem Volke so empfohlen gewesen wäre, daß niemand das anrührte, was er auf der Strasse als verloren fand; und diese Idee war auch bey den Griechen nicht unbekannt. Es war in dem alten Griechenland ein Gesetz vorhanden: das, woran du keinen Theil hast, das rühre nicht an;

und es hatte dieses auch Plato unter seine Gesetze aufgenommen. Allein die Siamesen sind von einer so ausnehmenden Rechtschaffenheit weit entfernt.

Der Pater d'Espagnac, einer von den frommen und gelehrten Jesuiten, welchen wir mit nach Siam führten, war eines Tags in dem Versammlungszimmer ihres Hauses ganz allein, da ein Siamese plötzlich hereinkam, und eine schöne persische Tapete von einer Tafel vor ihm hinweg nahm; und der Pater d'Espagnac hinderte ihn nicht daran, weil er überzeugt war, daß dieses ein Diebstahl wäre. Auf der Reise, welche der König den siamesischen Abgesandten durch Flandern machen ließ, hat ein dieselbigen begleitende Mandarin in dem Hause, wo die Abgesandten zu einem Mittagsessen waren eingeladen worden, ohngefähr zwanzig Stück Rechenpfenninge entwendet. Am folgenden Morgen gab der Mandarin, weil er glaubte, daß diese Rechenpfenninge ächte Münze wären, einige davon einem Bedienten zum Trankgeld, und dadurch wurde sein Diebstahl bekannt; man ließ sich aber nichts davon merken.

Auch folgender Zug beweiset, daß die Gelegenheit zum Stehlen große Gewalt über sie hat, daß sie sich auch manchmal dadurch in Gefahren hinreissen lassen. Einer von den Officieren der Magazine des Königs von Siam hatte ihm einiges Geld gestohlen; der Prinz befahl ihn hinzurichten, indem er ihn drey bis vier Unzen geschmolzenes Silber in den Hals giessen ließ. Derjenige aber, welcher den Befehl hatte, diese drey bis vier Unzen Silber dem Unglücklichen einzugiessen, konnte sich nicht enthalten, einen Theil davon zu entwenden. Sogleich gab der König den Befehl, ihn auf die nemliche Art hin-

zurichten; und doch setzte sich ein dritter eben dieser Gefahr aus, indem er einen Theil des Silbers stahl, den er aus dem Halse des zuletzt Hingerichteten entwendet hatte. Der König von Siam soll bey dieser Gelegenheit, indem er ihm das Leben schenkte, gesagt haben: das ist Strafe genug; ich würde alle meine Unterthanen müssen hinrichten lassen, wenn ich mich nicht entschliessen wollte, einmal Gnade für Recht ergehen zu lassen.

Nach dem bisher Gesagten darf man nicht zweifeln, daß die Siamesen, welche sich in den Wäldern aufhalten, um sich der Herrschaft zu entziehen, gar oft die Reisenden berauben, ohne irgend eine Person zu ermorden. Die Waldungen von China sind immer eben so voll von ähnlichen Räubern, und es giebt darunter einige, welche eine so grosse Menge Kammeraden an sich zogen und dadurch ganze Armeen formirten, und sich dadurch endlich zu Meistern dieses grossen Reiches gemacht haben.

Uebrigens ist Treu und Glauben in allen Arten von Gewerben in Siam sehr groß, wie ich schon an einem andern Ort bemerkt habe; aber der Wucher hat daselbst keine Gränzen. Ihre Gesetze haben nichts dagegen verordnet, ob gleich ihre Sittenlehre denselbigen verbietet. Der Geitz ist ihr wesentliches Laster; und was das wunderbarste dabey ist, ist dieses, daß sie Reichthümer nicht deswegen zusammenscharren, um dieselbige zu geniessen, sondern um sie zu vergraben.

Da sie mit unbeweglichen Sachen fast keinen Handel treiben, weder Testamente, noch öffentliche Kontrakte machen, und da es auch bey ihnen keine Notarien gibt, so scheint es auch, daß sie von keinem Proceße etwas wissen. Sie haben auch wenige Civilprocesse, aber viel kri-

minelle. Ihren geheimen Haß und ihre Rache üben sie vornemlich durch falsche Beschuldigungen aus, und sie finden dabey gar leicht bey den Richtern, welche in diesem Lande, wie in Europa, von ihrer Profession leben, Gehör. Die Siamesen haben von Natur einen Abscheu vor dem Blute; wenn ihr Haß aber bis auf den Tod geht, welches aber selten ist, so meuchelmorden oder vergiften sie; allein die ungewisse Rache eines Zweykampfes kennen sie nicht. Den größten Theil ihrer Klagen endigen sie nichts destoweniger mit Faustschlägen, oder gegenseitigen Beleidigungen.

Die Alten haben schon bemerkt, daß die Feuchtigkeit der Nahrungsmittel die Indianer gegen die Wirkung der Sonnenstralen schützt, welche die Farbe der Negern verbrennt, und die Haare baumwollenartig macht. Die Nahrungsmittel der Siamesen sind noch wässerigter, als irgend eines andern indianischen Volkes, und man kann ihnen sicher alle die guten und schlimmen Eigenschaften, welche aus dem Phlegma und der Feuchtigkeit entstehen, zuschreiben, weil diese die nothwendigen Folgen ihrer Nahrungsmittel sind. Sie sind daher sanft, höflich, kaltblütig und wenig kümmerhaft. Sie können sich lange ruhig halten, wenn aber einmal ihr Zorn in Feuer geräth, alsdann kann er vielleicht weniger gelöscht werden, als der unsrige. Ihre Furchtsamkeit, ihr Geiz, ihre Verstellung, ihre Verschwiegenheit und ihre Neigung zum Lügen wachsen mit ihnen auf. Sie sind steife Anhänger an ihre Gewohnheiten, sowohl aus Trägheit, als aus Achtung gegen ihre Vorfahren, welche ihnen dieselbigen hinterlassen haben. Sie sind nicht neugierig und bewundern nichts. Sie sind stolz gegen diejenigen, welche mit

ihnen schonend umgehen, und zurückhaltend gegen die, welche auf sie mit Stolz herabsehen. Sie sind listig und veränderlich, wie alle diejenigen, welche ihre eigene Schwachheit fühlen.

Die Art, wie sie einander eine ewige Freundschaft versprechen, ist diese, daß sie aus einerley Tasse von einem und eben demselbigen Brantewein trinken; und wenn sie sich noch feierlicher verschwören wollen, so kosten sie gegenseitig von einander Blut, welches schon Lucian als eine Gewohnheit der Scythen angibt, und welches auch bey den Chinesen und bey andern Nationen gebräuchlich ist; aber die Siamesen lassen sich zuweilen auch nach diesen Ceremonien zur Treulosigkeit verführen.

Ueberhaupt haben sie mehr Müssiggang als wir; ihre Feuchtigkeiten sind so ruhig, als ihr Himmel, welcher das Jahr zweymal unmerklich sich verändert, wenn er sich nach und nach vom Regen zum schönen Wetter, und vom schönen Wetter zum Regen umändert. Sie arbeiten nichts, ausser wenn sie durch Noth dazu gezwungen werden, und suchen nicht, wie wir, in der Thätigkeit ein Verdienst. Es scheint ihnen nicht vernünftig zu seyn, daß Arbeit und Sorgen die Frucht oder die Belohnung der Tugend seyn sollen. Sie sind so glücklich, als Philosophen gebohren zu seyn, und wenn sie das nicht wären, so würden sie es eben so wenig werden, als wir. Ich würde daher gerne glauben, das, was die Alten gesagt haben, daß die Philosophie aus Indien nach Europa gezogen ist. Unsere Unruhe hat freilich in der Erfindung verschiedener Künste vieles gethan; allein wir dürfen darauf nicht zu stolz seyn, da die Nothwendigkeit die Mutter davon war.

Dritte Abtheilung.

Die Sitten der Siamesen nach ihren verschiedenen Ständen.

Erstes Kapitel.

Die verschiedenen Stände bey den Siamesen.

In Siam sind die Personen entweder frey oder Sklaven. Der Herr hat daselbst alle Gewalt über seinen Sklaven, ausgenommen diese, ihn zu tödten; ob man gleich sagt, daß daselbst die Sklaven sehr hart geschlagen werden (worüber sich in einem Lande nicht zu wundern ist, wo auch freygebohrne Personen derbe Schläge bekommen); übrigens ist aber die Sklaverey daselbst so leicht, oder, wenn man lieber will, die Freyheit so gering geachtet, daß es in ein Sprüchwort übergegangen ist, indem man sagt: die Siamesen verkaufen ihre Freyheit, um eine Art von Frucht essen zu können, welche sie Durions nennen. Ich habe schon gesagt, daß sie das Betteln mehr, als die Sklaverey fürchten, woraus men fast schließen muß, daß das Betteln daselbst eben so hart, als schimpflich ist, und daß die Siamesen, welche sehr viel Liebe gegen ihr Vieh haben, so daß sie demselbigen, wenn sie es krank auf dem Felde finden, zu Hülfe kommen, sehr wenige gegen die Menschen zeigen.

Sie brauchen ihre Sklaven zum Acker- und Gartenbau, und zu verschiedenen häuslichen Verrichtungen, wo

sie es ihnen gar wohl erlauben, für sich etwas zu verdienen, aber unter einem davon zu ziehenden Tribut, von vier bis acht Ticals das Jahr, das ist ungefähr von sieben Livres zehn Sols bis gegen funfzehn Livres.

Man kann als ein Sklave gebohren seyn, oder erst ein solcher werden. Man wird es, entweder Schulden wegen, wie ich schon gesagt habe, oder weil man im Kriege zum Gefangenen gemacht, oder weil man vor Gericht dazu verurtheilt worden ist. Wenn man der Schulden wegen zum Sklaven gemacht worden ist, so kann man wieder frey werden, wenn man bezahlt; aber die während der Sklaverey gebohrnen Kinder bleiben Sklaven, auch wenn die Sklaverey aufhört.

Man wird als Sklave gebohren, wenn die Mutter eine Sklavin ist, und in der Sklaverey theilen sich die Kinder, so wie bey der Ehescheidung. Das erste, dritte, fünfte und alle die andern in ungleichen Zahlen gehören dem Herrn der Mutter, und alle die andern in gleichen Zahlen gehören dem Vater, wenn er frey, oder seinem Herrn, wenn er ein Sklave ist. Es ist wahr, daß dabey vorausgesetzt wird, daß zu dem Ende der Vater und die Mutter keinen Umgang mit einander haben dürfen, als mit Bewilligung des Herrn der Mutter; denn sonst würden alle Kinder ein Eigenthum von dem Herrn der Mutter seyn.

Der Unterschied, welcher zwischen den Sklaven des Königes von Siam und seinen freygebohrnen Unterthanen herrscht, ist dieser, daß er beständig seine Sklaven mit

persönlichen Arbeiten beschäftiget, und sie ernährt, anstatt, daß seine freyen Unterthanen ihm jährlich sechs Monate Dienste leisten müssen; aber auf ihre eigene Kosten.

Uebrigens leisten die Sklaven der Privatpersonen dem Könige keine Frondienste; und ob er gleich dadurch einen freyen Menschen verliert, wenn dieser Mensch, entweder Schulden wegen oder aus Armuth in Sklaverey fällt, so widersetzt sich der König doch nicht, und verlangt deswegen auch keine Schadloshaltung.

Es gibt daselbst, eigentlich zu reden, nicht zwey Stände unter den freyen Personen. Der Adel ist daselbst nichts anders, als der wirkliche Besitz von Würden. Die Familien, welche sich lange Zeit in denselbigen erhalten, werden dadurch ohne Zweifel ansehnlicher und mächtiger; aber sie sind selten, und wenn sie diese Würden verlohren haben, so haben sie nichts mehr, was sie von dem gemeinen Volk unterscheidet. Man sieht oft den Enkel eines Mannes, der als ein vornehmer Mann starb, und manchmal selbst den Sohn eines solchen, an dem Ruder.

Der Unterschied zwischen dem Volk und den Priestern ist auch nur vorübergehend, da man jederzeit von dem einen Stande in den andern übergehen kann. Die Priester sind die Talapoinen, von welchen wir in der Folge reden werden. Unter dem Namen des Volkes verstehe ich alles, was nicht Priester ist, von dem König an bis zu dem gemeinen Mann.

Zweytes Kapitel.

Vom siamesischen Volke.

Das siamesische Volk ist eine Art von Miliz, unter welche jeder Privatmann enrollirt ist. Alle Siamesen sind Soldaten, in der Landessprache Taban genannt; und sie müssen jährlich dem König sechs Monate lang dienen. Dieser bewafnet sie und gibt ihnen Elephanten oder Pferde, je nachdem er sie zu Pferde, oder auf Elephanten will dienen lassen; aber sie müssen sich auf ihre Kosten kleiden und ernähren. Und da der König nicht immer alle seine Unterthanen bey den Armeen anwendet, und er auch oft gar keine Armee in das Feld stellt, so wendet er sie zu einer solchen Arbeit oder zu einem solchen Dienst an, wie es ihm gefällt.

Damit keine Person aus dem persönlichen Dienste des Königs entwischt, so hält man eine genaue Berechnung des Volkes. Es ist dasselbige in Leute von der rechten, und in Leute von der linken Seite eingetheilt, damit ein jeder wisse, auf welche Seite er sich bey der Verrichtung seiner Dienste stellen soll.

Ausserdem ist es in Rotten eingetheilt, welche jede einen Befehlshaber hat, der Nái heißt, so daß dieses Wort Nái ein Ausdruck der Höflichkeit worden ist, welchen Namen die Siamesen einander gegenseitig geben, so wie die Chinesen einander Meister nennen.

Ich habe gesagt, daß das siamesische Volk mehr nach Rotten, als nach Compagnien eingetheilt ist, weil die Anzahl der Soldaten einer Rotte nicht bestimmt ist, und weil alle, die zu einer Bande gehören, nicht immer

unter einer Compagnie bey der Armee stehen. Nái heißt, wie ich schon gesagt habe, so viel als Chef, ob man es gleich durch das Wort Capitain übersetzt hat; indem der Nái nicht immer seine Rotte eben so wenig im Krieg, als bey Frohndiensten anführt; seine Pflicht ist, so viele Leute von seiner Bande zu schaffen, als man von ihm verlangt, sowohl im Krieg, als bey Frohndiensten.

Die Kinder gehören zu der Rotte ihrer Eltern, und wenn die Eltern von verschiedenen Rotten sind, so gehören die Kinder in den ungleichen Zahlen der Mutter, und die andern dem Vater; doch muß dem Nái von der Heyrath Nachricht gegeben werden und er dazu seine Einwilligung geben, sonst gehören die Kinder alle zu der Rotte der Mutter.

Ob gleich die Talapoinen und ihre Weiber von allen Diensten frey sind, und auch nicht für Soldaten können angesehen werden, so werden sie doch auf die Verzeichnisse der Volksrotten gesetzt, weil die Talapoinen nach ihrem Belieben in den weltlichen Stand zurückkehren können, und sie alsdann unter das Kommando ihres Nái zurückfallen; und das ist auch der Fall mit ihren Weibern.

Es ist ein Vorrecht eines Nái, daß er seinen Soldaten Geld leihen, und auch den Gläubiger seines Soldaten bezahlen kann; worauf er ihn aber, wenn er nicht zurückzahlen kann, zu seinem Sklaven machen kann. Da der König einem jeden Offiziere ein Balon mit einer gewissen Anzahl von Ruderknechten gibt, und da diese Offiziere auch zugleich Nái sind, so hat ein jeder Offizier unter seiner Rotte Ruderer. Sie bezeichnen sie an der

Hand mit einem glühenden Eisen, und darüber mit einem Anker; und diese Art von Bedienten nennen sie Bâr. Aber keiner von denselbigen ist seinem Nái etwas mehr, als diesen Dienst schuldig, und zwar nur sechs Monate des Jahrs; daher sind sie auch von sechs zu sechs Monaten, oder monatweise, so wie es dem Nái gefällt, vom Dienste frey. Auch bey Processen hat der Nái einige Verrichtungen, wie wir sehen werden.

Je zahlreicher eine Rotte ist, desto höher wird er auch geschätzt. Die Würden eines Pa-yà, Oc-yà, Oc-Prà, Oc-Louang, Oc-Coune, Oc-Meuing und Oc-Pan sind sieben Grade von diesen Nái. Gegenwärtig ist aber freilich der Titel Oc-Pan ausser Gebrauch. Pan heißt so viel als tausend, und ein Oc-Pan war also der Chef von tausend Mann. Meuing will so viel sagen, als zehntausend, und ein Oc-Meuing bedeutet also einen Chef von zehntausend Mann, welches aber nicht in der That so ist, weil bey den Indianern in den Titeln alles vergrössert wird. Man hat mir die Bedeutung der Worte: Pa-yà, Oc-yá, Oc-Prà, Oc-Louang und Oc-Coune nicht genau angeben können, auch nicht wie viel Mann einer jeden dieser fünf Würden angewiesen sind; es ist aber wahrscheinlich, daß diese Worte auch Zahlenausdrücke sind, so wie Pan und Meuing.

Das Wort Oc scheint vielleicht Chef ausdrücken zu wollen; aber dieses Wort ist nicht siamesisch; in der siamesischen Sprache heißt ein Chef Houà, und dieses Wort bedeutet eigentlich Haupt. Davon kommt Houà sip, ein Chef von zehn Mann, her, welches, wie ich schon anderswo gesagt habe, ein Titel desjenigen ist, der auf

den Rücken des Elephanten sitzt. Ingleichen nennt man denjenigen Houà pan, d. i. Anführer von tausend Mann, denjenigen, welcher in dem Balon, worinnen sich der König befindet, die königliche Fahne trägt, gleichsam als wenn er über tausend Mann zu befehlen hätte. Um auf das Wort Oc zurück zu kommen, so gibt niemals ein Höherer diesen Titel einen Niedrigern. So sagt der König von Siam, wenn er mit dem Oc-prà-Pipitcharatcha spricht, z. E. niemals Oc-pra-Pipit, charatcha, sondern bloß Prà-Pipitcharatcha. Wenn ein Mann seinen eigenen Titel ausspricht, so wird er aus Bescheidenheit das Wort Oc weglassen.

Die Portugiesen haben das Pa-ya durch Prinz übersetzt; nicht, nach meiner Meinung, weil sie es verstanden, sondern weil sie sahen, daß man diesen Titel Prinzen gibt, und daß selbst der König sich denselbigen beylegt; er gibt ihn aber auch manchmal Hofbeamten, welche keine Prinzen sind; er gibt ihn aber nicht immer den Prinzen von Geburt. Die Vornehmen an dem Hofe des Großmoguls nennen sich, nach dem Bernier, Ha-zary, Dou-Hazary, Penge, Hecht und Deh-hazary, das heißt, Tausend, Zweytausend, Fünf, Acht und Zehntausend, wie wenn man sagen wollte, Herren von so viel tausend Pferden, ob sie gleich wirklich eine so grosse Anzahl weder halten, noch commandiren. Selbst der älteste Prinz des Großmoguls nennt sich Zwölftausend, gleichsam als wenn er das wirkliche Kommando über zwölftausend Pferde hätte. Es würde daher nicht befremdend seyn, wenn die Unterthanen des Königs von Siam für Soldaten geschätzt werden, so wie die Unterthanen

des Großmoguls für Reuter angesehen werden; und daher hat man an beyden Höfen Ausdrücke von Zahlen gewählt, um dadurch die höchsten Würden auszudrücken, und die Prinzen selbst damit zu bezeichnen.

In Beziehung auf die sechs Würden (denn die eines Oc-pan ist nicht mehr im Gebrauch, wie ich schon gesagt habe) gibt es gegenwärtig in Siam sechs Ordnungen von Städten, welche ehemals nach dem Verzeichniß der Einwohner bestimmt waren, so daß eine solche Stadt, welche sehr bevölkert war, einen Pa-ya, und eine, die es weniger war, einen Oc-yà zum Statthalter hatte; und so hatten auch die übrigen Würden, nach der Anzahl der Einwohner, welche diese Städte enthielten. Man darf aber dennoch nicht glauben, daß diese Städte so stark bevölkert waren, als es die Titel ihrer Statthalter mit sich brachten; denn diese Nationen sind, wie ich schon gesagt habe, sehr hochmüthig in ihren Titeln. Es sind bloß die größten Titel den Stadthaltern großer Städte, und die geringern Titel den Stadthaltern weniger bevölkerter Städte beygelegt worden. So hat die Stadt Mê-Tac, von der ich Anfangs geredet habe, einen Stadthalter, welcher Pa-ya-Tak; das Wort Mê heißt so viel als Mutter, und wenn es mit dem Worte Tac verbunden wird, so scheint Mê-Tak so viel zu bedeuten, als eine sehr große Stadt. Die Stadt Porselouc hat auch einen Payà; die Städte Tenasserim, Ligor, Coráhema und andere aber haben Oc-ya. In den kleinern Städten, wie z. B. in Pipeli und Bancok aber sind Oc-prá, und in andern Oc-Couang oder Oc-counes, und in den kleinsten Oc-Meuing. Die Portu-

giesen haben diese Titel nach ihrer Einbildung durch König, Vicekönig, Duc, Graf und Marquis übersetzt. Daher sprechen sie von einem Königreich Melac, Tenasserim, Porseluc, Lipor und sogar Pipeli. Sie haben auch den Königen von Siam den Kaisertitel beygelegt, weil die Spanier zu jeder Zeit geglaubt haben, daß der Titel eines Kaisers denjenigen Königen gebühre, welche andere Könige zu Lehensträgern hätten. Daher haben einige Könige von Kastilien den Titel Kaiser geführt, indem sie ihren Kindern den Königstitel von verschiedenen zu der Krone Spanien gehörigen Königreich gaben.

Um auf die Titel der Siamesen zurück zu kommen, so geben sie dieselbigen nicht allein den Stadthaltern, sondern auch allen Officieren des Reichs, weil sie alle Nái sind, und man gibt nicht immer dem nemlichen Amt auch den nemlichen Titel. Der Barcalon, z. E. hatte manchmal den Titel eines Pa-yà, wie man mir sagte, und gegenwärtig heißt er nur ein Oc-yà. Wenn irgend jemand zwey Dienste hat, so kann er auch zwey verschiedene Titel in Beziehung auf seine zwey Dienste haben. Und es ist gar nicht selten, daß ein einziger Mann zwey Aemter bekleidet, das eine in der Stadt und das andere in der Provinz, oder das eine dem Titel nach, und das andere in Kommission. So ist der Oc-yà Prà-sedet, welcher dem Titel nach Gouverneur der Stadt Siam ist, gegenwärtig Oc-ya Barcalon in Kommission; dabey findet der König von Siam seine Rechnung, weil er deswegen keinen Beamten ein doppeltes Gehalt gibt.

Aber diese Vervielfältigung der Aemter in einer einzigen Person macht die ältern Berichte von Siam dunkel

und unbestimmt, weil, wenn eine Person zwey Aemter besitzt, er auch zwey Titel und zwey Namen hat, und wenn ein Bericht sagt, daß ein solcher Oc-ya, z. E. sich mit einer Sache abgibt, so ist man geneigt, zu glauben, daß der Bericht diesem Oc-ya nach der Verrichtung, welche man ihm beylegt, genannt habe, da er doch oft den Titel eines ganz andern Amtes führt. So wenn eine Nachricht vom Königreich Frankreich, welche ein Siamese gemacht hätte, enthielte, daß der Monseigneur Duc de Maine der General der Schweizer wäre, so würde der Siamese eine ganz falsche Meinung haben, wenn er glauben wollte, daß ein jeder General der Schweizer den Titel des Duc de Maine führe.

Drittes Kapittel.

Von den Beamten des Königreichs Siam überhaupt.

Die Portugiesen haben alle Beamte im ganzen Morgenlande überhaupt Mandarinen genannt, und es ist wahrscheinlich, daß sie dieses Wort von Mander, welches in ihrer Sprache kommandiren heißt, hergeleitet haben. Navarrete, den ich schon angeführt habe, ist dieser Meinung; und sie wird dadurch bestättigt, daß das arabische Wort Emir, welches an mehreren mahomedanischen Höfen gebräuchlich ist, um einen Befehlshaber anzuzeigen, von dem arabischen Wort amarà, welches kommandiren heißt, abgeleitet wird. Das Wort Mandarin erstreckt sich auf die Kinder der vornehmsten Staatsbeamten, welche man als Kinder von Adel betrachtet, und auf siamesisch Môn nennt. Aber ich werde mich des

Wortes Mandarin nur zur Bezeichnung der Staatsbedienten bedienen.

Der König von Siam macht keinen ansehnlichen Mandarin, ohne ihm einen neuen Namen zu geben; ein Gebrauch, der auch in China und in andern morgenländischen Staaten eingeführt ist. Dieser Name ist immer ein Lobspruch, bisweilen ist er ausdrücklich dazu erfunden, wie der, welcher dem Herrn Bischoff von Metelpolis, und wie andere, welche andern Fremden an seinem Hofe, gegeben worden sind; aber oft sind es alte Namen, die schon bekanntermassen andern gegeben worden sind; und diejenigen sind die ehrenvollsten, welche sehr angesehene Personen, oder Prinzen vom königlichen Geblüte getragen haben. Und ob gleich diese Namen nicht allezeit mit Diensten oder Ansehen begleitet sind, so sind sie doch ein grosses Zeichen der Gunst. Es geschieht auch bisweilen, daß der nemliche Name Personen von verschiedenen Würden gegeben wird, so daß zu gleicher Zeit der eine Oc-Prá Pipitcharatcha, und der andere Oc-counne Pipitcharatcha heißt. Diese Namen, von denen man nur die ersten Worte ausspricht, sind fast alle aus der balischen Sprache hergenommen; aber dieses, und der Gesetzstyl, der sich stark an das balische hält, und die Religionsbücher, welche balisch sind, erfordern, daß die Könige von Siam diese Sprache verstehen müssen. Uebrigens, wie ich schon gesagt habe, leiht diese Sprache alle ihre Zierlichkeiten der siamesischen, und man mischt sie oft, sowohl im Reden, als im Schreiben, aus Eleganz darunter.

Es ist ein Staatsgesetz, daß alle Aemter erblich sind; und eben dieses Gesetz herrscht auch im Königreiche

Laos, und war vor Zeiten auch in China üblich. Dienste zu verkaufen, ist aber daselbst nicht erlaubt; und es kann übrigens das geringste Versehen des Beamten, oder blos die Caprice des Prinzen, oder die allzugroße Jugend des Erben den Familien ihre Aemter nehmen, und wenn dieß geschieht, so wird nie eine Vergeltung dafür gegeben. Sehr wenige Familien erhalten sich lange in dem Besitze dieser Würden, vorzüglich in den Hofwürden, welche mehr als andere der Willkühr des Herrn unterworfen sind.

Ferner hat kein Beamter in Siam einen Gehalt. Der König giebt ihnen freyes Quartier, welches nicht viel bedeutet; er giebt ihnen auch einige Meublen, z. B. goldene oder silberne Büchschen zum Betel, einige Waffen und einen Balon; auch Thiere, als Elephanten, Pferde und Büffel, und endlich Frohndienste, Sklaven und einige urbare Länderenen. Alle diese Dinge fallen mit dem Amte wieder an den König zurück, und daher scheint der König der Erbe aller seiner Beamten zu seyn. Allein der vornehmste Ertrag der Aemter besteht in Erpressungen, weil die Schwächern hier von der Gerechtigkeit nicht gegeschützt werden. Alle Beamten sind darinnen miteinander einverstanden, zu plündern, und es herrscht unter ihnen eine grosse Bestechung, da sie derselbigen doch abhelfen sollten. In Siam wird mit den Geschenken öffentlicher Handel getrieben; die geringern Beamten geben sie dem Höhern unter dem Vorwand der Ehrerbietung, und ein Richter wird in diesem Lande nicht deswegen bestraft, weil er Geschenke angenommen hat, wenn man ihn übrigens keiner Ungerechtigkeit überweisen kann, welches eine schwere Aufgabe ist.

Die Formalität des Eides der Treue besteht darinnen, daß man ein Wasser trinkt, über welches die Talapoine Flüche gegen den, der es trinken muß, aussprechen, im Fall er gegen seinen König treulos handeln sollte. Von diesem Eide spricht der König keinen los, der sich in seine Dienste begiebt, er mag, von welcher Nation oder von welcher Religion seyn, als er will.

Das Staatsrecht in Siam ist in drey Bänden enthalten. Der erste heißt Prá-Tam-Ra, und enthält die Namen, Verrichtungen und Vorrechte aller Aemter. Das zweyte hat den Titel Prá Tam-Non, und ist eine Sammlung von Gesetzen der alten Könige; das dritte aber hat den Namen Prá Rayja-Cammanot, in welchem sich die Verordnungen des Vaters des gegenwärtigen Königes befinden.

Es wäre nichts nöthiger, als ein getreuer Auszug aus diesen drey Büchern, um die Konstitution des Königreichs Siam recht kennen zu lernen; aber weit entfernt, eine Uebersetzung davon zu haben, habe ich mir kein siamesisches Exemplar davon verschaffen können. Man müßte sich, um diesen Endzweck zu erreichen, weit länger und mit wenigern Geschäften in Siam aufhalten. Hier ist dasjenige, was ich über diesen Gegenstand, ohne Hülfe dieser Bücher, und in einem Lande, wo jedermann sich fürchtet, davon zu reden, habe erfahren können. Das größte Kennzeichen von der Sklaverey der Siamesen ist dieses, daß sie kaum wagen den Mund über das, was ihr Land anbetrift, zu eröfnen.

Viertes Kapitel.

Von Gerichtsstellen.

Das Königreich Siam ist in das obere und untere eingetheilt. Das obere liegt gegen Norden, wo der Fluß herkommt, und enthält sieben Provinzen, welche den Namen ihrer Hauptstädte führen. Porseluc, Sanquelouc, Locontái, Campeng-pet, Coconrépina, Péchebonne und Pitchiái. Unter Porseluc gehören zehn Gerichtsbarkeiten, unter Sanquelouc acht, unter Locontái sieben, unter Campeng-pet zehn, unter Coconrépina fünf, unter Péchebonne zwey, unter Pitchiái sieben. Und außerdem giebt es in Ober-Siam ein und zwanzig andere Gerichtsbarkeiten, welche keiner andern, sondern dem Hofe zu Siam unterworfen, und eben so viele kleine Provinzen sind.

In Nieder-Siam, das ist, in dem mittäglichen Theile des Königreichs sind die Provinzen, Jor, Patane, Ligor, Ténasserim, Chantebonne, Betelang oder Bordelong und Thiái. Von Jor hängen unmittelbar sieben Gerichtsbarkeiten ab, von Potane acht, von Ligor zwanzig, von Ténasserim zwölf, von Chantebonne sieben, von Pételong acht und von Thiài zwey. Und ausserdem gibt es noch in Nieder-Siam dreyzehn kleine Gerichtsbarkeiten, welche auch nur von dem Hofe abhängen. Die Stadt Siam macht eine eigene Provinz in der Mitte des Staats zwischen Ober- und Nieder-Siam aus.

Ein jedes Gerichtstribunal besteht eigentlich nur aus einem einzigen Beamten, da nur allein dieser Chef oder

Präsident eine deliberative Stimme hat, und alle die andern Beamten eine konsultative, so wie es auch in China und in andern benachbarten Staaten gebräuchlich ist. Allein das wichtigste Vorrecht des Präsidenten ist, in dem ganzen von ihm abhängenden Gebiet, Statthalter zu seyn, und sogar die Garnisonen zu kommandiren, wenn sich eine daselbst befindet, wenn anderst nicht der König auf ausdrücklichen Befehl deswegen eine andere Verfügung getroffen hat. Wenn aber, wie an andern Orten, diese Würden erblich sind, so ist es einigen dieser Statthalter gar nicht schwer, vorzüglich wenn sie mächtig und von der Hauptstadt weit entfernt sind, sich entweder ganz, oder wenigstens zum Theil der königlichen Herrschaft zu entziehen.

So ist der Gouverneur von Jor nicht mehr dem König unterworfen, und die Portugiesen geben ihm den Titel eines Königs. Und vielleicht war er niemals unterwürfig, es sey denn, daß sich das Königreich Siam, wie einige Nachrichten sagen, über die ganze Halbinsel jenseits des Ganges erstreckt habe. Jor ist fast die mittäglichste Stadt, und liegt an einem Fluß, der sich bey dem Kap Sinkapura in das Meer ergießt, und daselbst einen sehr guten Hafen bildet.

Das Volk von Patane und das zu Achem auf der Insel Sumatra, steht unter der Herrschaft einer Frau, welche sie immer aus einer und eben derselbigen Familie erwählen, und die allezeit alt ist, damit sie keinen Mann mehr nöthig habe, und in deren Namen die Angesehensten die Regierung führen. Die Portugiesen haben ihr auch den Namen einer Königin gegeben, und sie schickt

als einen Grundzins dem König von Siam alle drey Jahre zwey kleine Bäume, einen von Gold und den andern von Silber, beyde sind mit Blüthen und Früchten versehen; aber im Krieg schickt sie dem König keine Hülfe. Ob diese Bäume von Silber und von Gold eine wirkliche Lehenspflicht sind, oder blos sich auf die Freyheit der Handlung beziehen, so wie der König von Siam alle drey Jahre Geschenke an den Kaiser von China blos in Rücksicht der Handlung schickt, das weiß ich nicht zu sagen. So wie aber der chinesische Kaiser diese Arten von Geschenken für eine Ehre und für eine Art von Huldigung ansieht, so ist es wohl möglich, daß sich der König von Siam durch die Geschenke, welche er von der Königin von Patane erhält, nicht weniger geehrt glaubt, ob sie gleich vielleicht seine Versallin nicht ist.

Die Siamesen nennen einen erblichen Statthalter Thâou-Meuang; Thâou heißt so viel als Herr und Meuang eine Stadt oder Provinz und sogar ein Königreich. Die Könige von Siam haben die mächtigsten Thâou-Meuang, so viel in ihrem Vermögen stand, zerstört, und haben an ihre Stelle kommissarische Gouverneurs auf drey Jahre gesetzt. Diese haben den Namen Pou-ran und Pou heißt eine Person.

Ausser den Geschenken, welche ein Thâou-Meuang annehmen kann, wie ich schon gesagt habe, sind seine rechtmässigen Vorrechte diese: 1) die Renten mit dem Könige in gleiche Theile zu theilen, welche die urbaren Länder abgeben; nach einem alten Gesetz sind diese Einkünfte ein Mayen oder der vierte Theil von einem Tical für vierzig Quadratklafter Land. 2) Der Thâou-Meuang

hat Antheil an allen Konfiskationen, an allen Geldstrafen zum Besten des Fiskus, und zehn Procent von allen Strafen für Verbrechen gegen das Vaterland. Die Konfiskationen sind nach den Fällen durch das Gesetz bestimmt, und sind nicht immer ganz gut, selbst im Fall der Verurtheilung zum Tode; aber bisweilen erstrecken sie sich auch auf dem Körper nicht nur des Verurtheilten, sondern auch seiner Kinder. 3) Der König von Siam gibt dem Thäou-Meuang Leute, um seine Befehle zu vollziehen, sie begleiten ihn überall, und rudern seinen Balon. Die Siamesen nennen sie Kenlái, d. i. gemachte Arme, weil man ihnen Einschnitte in die Arme macht und Schießpulver in die Wunden streut, welches ihren Armen eine blaßblaue Farbe gibt. Diese Blauarme sind auch im Lande von Laos gebräuchlich. 4) In den Statthalterschaften, welche an dem Meere liegen, nimmt der Thäou-Meuang bisweilen einen Zoll von den Kauffarthenschiffen, der aber gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zu Ténasserim sind es acht Procent in Natura, nach den Berichten der Missionnairs.

Man hat mir versichert, daß die Siamesen die Menschlichkeit haben, sich gar nichts von allem zuzueignen, was der Sturm auf ihre Küsten auswirft, sey es durch Schiffbruch oder Scheiterung der Schiffe. Es erzählt aber dennoch Fernand Mendez Pinto, daß der Portugise Ludwig von Monteroyo an der Küste von Siam bey Patane gescheitert sey, und daß der Chabandar oder Zolleinnehmer eines Ortes, Chatir mit Namen, nicht allein das Schiff und seine Ladung, sondern auch den Monteroyo und einige Kinder selbst habe konfisciren wollen,

indem er sagte, daß nach einem alten Gebrauch des Königreichs, alles das, was das Meer an die Küsten auswirft, eine Nutzniesung seines Amtes wäre. Es ist wahr, daß dieser Schriftsteller mit den größten Lobeserhebungen des damals regierenden Königs von Siam hinzusetzt, daß dieser Prinz, auf Vorbitten der an seinem Hofe befindlichen Portugiesen, den Monteroyo in Freyheit setzte, und ihm die ganze Ladung und die Kinder wieder zurückegab; aber er setzt hinzu, daß dieses eine Art von Allmosen war, und es geschah an dem Tage, da der König auf einem weissen Elephanten durch die Stadt ritte, um, wie er sagt, Allmosen dem Volke auszutheilen.

5) An den Gränzen massen sich die Tháou-Meuangs alle Souverainitätsrechte an, und erheben, wann sie können, von dem Volke ausserordentliche Steuern. 6) Die Thàou-Meuangs treiben alle Handlung, aber unter dem Namen ihres Sekretairs, oder eines andern ihrer Bedienten. Dieser letzte Umstand zeigt, daß sie sich gewissermassen derselbigen schämen, und daß das Gesetz ihnen vielleicht den Handel verbietet; allein sie sind deswegen doch nicht gewissenhafter, als ihr König. 7) An einigen Orten, wo es Teiche gibt, nimmt der Thàou-Meuang den ersten Fisch, wenn man die Teiche fischt; er nimmt aber davon nur zu seinem Gebrauch, und verkauft nichts davon, sondern läßt den Ueberrest dem Volke. 8) Die Jagd und das Salz sind im ganzen Reiche frey, und der König selbst hat weder ein Verbot, noch eine Auflage darauf gelegt. Das Salz ist sehr wohlfeil. Ich habe sagen hören, daß sie einiges an den Felsen haben, und anderes aus dem Meerwasser machen; einige

agten mir, an der Sonne, andere aber am Feuer, und vielleicht ist beydes wahr. An denjenigen Orten, wo die Ufer zu hoch sind, als daß das Meer über sie hinein treten kann, und wo auch nicht Holz genug bey der Hand ist, mangelt es an Salz, oder ist es sehr theuer, wie auf der Insel Jonselam; deren Bewohner das Salz von Ténassarim kommen lassen.

Der Pou-ran oder kommissarische Gouverneur hat die nemliche Ehre und das nemliche Ansehen, als der Tháou-Meuang; aber nicht die nemlichen Vortheile. Der König von Siam ernennt die Pou-rans in zwey Fällen, entweder wenn er keinen Tháou-Meuang haben will, oder wenn sich der Tháou-Meuang von seinem Gouvernement entfernen muß; denn der Tháou-Meuang hat gewöhnlich keinen Stellvertreter, der in seiner Abwesenheit seine Stelle versehen könnte, wie auch in Frankreich der Kanzler keinen hat. Im erstem Falle hat der Pou-ran keine andern Einkünfte, als die ihn der König bey seiner Ernennung anweißt; im leztern Falle aber hat er die Hälfte von den Einkünften des Tháou-Meuangs und läßt ihn die andere Hälfte.

Folgendes sind unterdessen die gewöhnlichen Beamten bey einem Justiz-Tribunal, aber nicht so, daß in einem jeden eben so viel sind.

Oc-já Tháou-Meuang. Der Tháou-Meuang ist nicht immer Oc-yà; er hat manchmal einen andern Titel, und die Officiers seines Tribunals haben immer Titel, welche dem seinigen angemessen sind.

Oc-Prá Belat. Sein Name bedeutet: der zweyte; aber er präsidirt nicht in Abwesenheit des Thâou-Meuang, weil er keine entscheidende Stimme hat.

Oc-Prá Jockebatest ist eine Art von Procurator des Königs, und seine Verrichtung ist, ein genauer Spion des Gouverneurs zu seyn. Sein Amt ist nicht erblich; der König ernennt dazu eine vertraute Person; allein die Erfahrung zeigt, daß es unter dieser Art von Leuten keine Treue gibt, und daß alle Beamte sich darauf verstehen, das Volk zu plündern.

Oc-Prá Peun commandirt die Garnison, wenn eine vorhanden ist, aber unter dem Commando des Thâou-Meuang; er hat über seine Soldaten keine Gerichtsbarkeit auszuüben, ausser wenn sie im Felde stehen.

Oc-Prà Mahà-Tái ist so viel als Oberhaupt des Volkes. Sein Name scheint so viel anzeigen zu wollen, als der große Siamese, denn Maha bedeutet groß, und Tai ein Siamese. Er hebt die Soldaten aus, schickt die Bedürfnisse zur Armee, wacht darüber, daß die Volksregister gehörig verfertigt werden, und läßt überhaupt alle Befehle des Statthalters, welche das Volk betreffen, ausführen.

Oc-Prá-Sassedi macht die Volksverzeichnisse, und sein Amt ist der Bestechung sehr ausgesetzt, weil eine jede Privatperson sich durch Geld den Einzeichnungen in die Rolle zu entziehen sucht. Die Nai selbst suchen diejenigen von ihrer Rotte, welche ihnen Geschenke machen, zu begünstigen, und hingegen diejenigen mit Lasten zu belegen, welche nichts herzuschenken haben. Der

Mahà Tái und der Saſſedì könnten dieſe Unordnung verhindern, wenn ſie nicht die erſten unter den Beſtochenen wären. Der Saſſedì fängt an, die Kinder, wenn ſie drey oder vier Jahre alt ſind, in die Rollen einzutragen.

Oc-Louang iſt ſo viel als Stadt-Maire, denn, wie ich ſchon geſagt habe, Meuang heißt ſo viel als Stadt; aber was den Titel Oc-Louang anbetrift, ſo iſt er dieſem Amte nicht eigenthümlicher, als ein anderer. Dieſer Mann hat die Aufſicht über die Policey und über die Wachen. Man machte alle Nächte die Patroulle um das Quartier der königlichen Abgeordneten, wie um den Pallaſt des Königs von Siam, welches ein großes Ehrenzeichen iſt.

Oc-Louang Rang iſt der Haushofmeiſter des Statthalters, denn Rang heißt ſo viel als Pallaſt. Er läßt denſelbigen repariren, er commandirt die Garden des Statthalters, und ordnet in dem Pallaſte deſſelbigen alles an, über welches alles er dem Statthalter Bericht erſtattet.

Der Oc-Lòuang Peng iſt der Aufſeher des Geſetzbuches, nach welchem man urtheilet. Wenn man Gericht hält, ſo ließt er den dahin einſchlagenden Artickel, der den Proceß entſcheidet, und endlich macht er daraus den Ausſpruch.

Der Oc-Lòuang Clang hat die Aufſicht über das Magazin des Königes; denn Clang heißt ein Magazin. Er nimmt gewiſſe Einkünfte des Königes ein, und verkauft die Kaufmannswaaren des Königs an das Volk, d. h. diejenigen, womit der König allein handeln

darf, so wie die europäischen Fürsten sich den Alleinhandel mit Salz zueignen.

Der Oc-Louang Cou-ca hat die Aufsicht über die Fremden; er gibt ihnen seinen Schutz, oder klagt sie bey dem Statthalter an.

Uebrigens gibt es in einem jeden Obertribunal gewisse Officiere, die an die untern Gerichtsstellen abgeschickt werden, und die Anzahl derselbigen ist so zahlreich, als es die niedern Gerichtsstellen selbst sind.

Der Oc-Louang oder Oc-Counne Coeng ist der Profoß; er ist immer mit einem Säbel bewafnet.

Der Oc-Coune Pa-ya ist der Aufseher über die Gefängnisse. Das Wort Pa-ya, welches die Portugiesen durch Fürst übersetzt haben, scheint in dem Titel dieses Officiers sehr gemißbraucht zu seyn. Der Nai-Cour ist der wahre Gefängnißmeister; denn Cour heißt ein Gefängniß, und es ist nichts grausamer, als die Gefängnisse in Siam. Es sind diese von Bambus geflochtene Kefichte, welche allen Ungemächlichkeiten der Luft ausgesetzt sind.

Der Oc-Counne Narin ist über diejenigen gesetzt, welche für die Elephanten des Königs in der Provinz Sorge tragen; denn er hat sie an mehreren Orten, weil es schwer halten würde, eine große Anzahl Elephanten an einem Orte zu halten und sie zu füttern.

Endlich gibt es bey einem jeden Tribunal einen Beamten, der die Tarà oder Befehle des Königs an den Statthalter vorlesen muß, welche in einem Hause an ei-

nem erhabenen Orte aufbewahrt werden, so wie auch in dem Pallaste des Königes von Siam ein abgesondertes Gebäude an einem erhabenen Orte steht, wo alle Briefe, welche der König von Siam von andern Königen erhält, aufbehalten werden.

Das sind ungefähr die Beamten der innern Angelegenheiten. Ausser ihnen gibt es auch auswärtige zum Dienste der Provinzen. Sie stehen alle in einer gänzlichen Abhängigkeit von dem Statthalter, und obgleich die auswärtigen gleiche Titel haben, so sind sie doch unterdessen weit geringer, als die innländischen. Und man muß ja nicht glauben, daß alle diejenigen, welche grosse Titel haben, immer große Herren sind. Der schlechte Kerl, der Weiber und Mädchen kauft, um sie mißbrauchen zu lassen, hat den Titel Oc-ya; sein Name ist Oc-yà Meen, und er ist ein sehr verachteter Mann. Nur liederliche junge Leute haben mit ihm Umgang. Ein jeder Officier im Innern hat seinen Lieutenant, der auf siamesisch Becat, und seinen Aktuarius, der auf siamesisch Semien heißt. In der Wohnung, die ihm der König gibt, hat er gewöhnlich ein Audienzzimmer.

Fünftes Kapitel.

Vom Gerichtsgang.

Sie haben für alle Proceße nur einen einzigen Styl, und sie wissen sie nicht einmal in bürgerliche und Criminalproceße einzutheilen, entweder weil der verlierende Theil allezeit eine Züchtigung, selbst in einer blos bürgerlichen Sache auszustehen hat, oder weil Proceße, bey welchen eine pur bürgerliche Sache zum Grunde liegt, sehr selten sind.

Es ist bey ihnen eine Hauptregel, daß ein jeder Proceß geschrieben werden muß, und daß man ihn nicht ohne Bürgschaft führen kann.

Da das ganze Volk eines Distriktes in Rotten eingetheilt ist, und ihre vornehmsten Nái Tribunalbeamte sind, welche ich mit dem allgemeinen Namen der Räthe belegen möchte; so geht im Fall des Proceßes der Kläger folglich zu dem Rath, der sein Nái oder zu seinem Dorf-Nái, welcher sich zu dem Nái-Rath begibt. Er übergibt diesem seine Klagschrift, und der Rath übergibt sie dem Statthalter. Die Pflicht des Statthalters ist, die Sache genau zu untersuchen, und den Proceß zuzulassen oder abzuweisen, je nachdem ihm die Sache gerecht oder ungerecht zu seyn scheint, und selbst in dem letztern Falle die Person, welche sich ihm genähert hat, züchtigen zu lassen, damit niemand einen Proceß ohne Grund anfange, wie es auch in China gebräuchlich ist, aber in Siam wenig beobachtet wird.

Der Statthalter nimmt sodann die Klageschrift an, und schickt sie einem Rath, gemeiniglich demjenigen, der sie ihm übergeben hat, wenn er der gemeinschaftliche Nái beyder Partheien ist; aber er setzt sein Siegel darauf, und zählt die Zeilen, damit man nichts daran verändern könne. Dann giebt sie der Rath seinen Lieutenant und seinem Aktuarius, die ihm in dem Audienzsaal Bericht davon abstatten; und dieser Bericht wird, so wie alle, von welchen ich in der Folge reden werde, nur vorgelesen. Hierauf ließt der Aktuarius des Raths, der durch seinen Herrn vorgestellt wird, diese Bittschrift in dem Saal des Statthalters allen versammelten Räthen diese Bitt-

schrift vor, wobey aber der Statthalter selbst nicht gegenwärtig ist, welcher der blossen Instruction des Proceßes nicht beywohnen mag. Man läßt darauf die Partheyen, unter dem Schein sie auszusöhnen, hineinkommen, und das geschieht dreymal; allein mehr, weil es so gebräuchlich ist, als in der redlichen Absicht, die Sache in der Güte beyzulegen. Wenn keine Aussöhnung statt findet, so befiehlt die Versammlung, daß die Zeugen, wenn eine da sind, von dem Aktuar abgehört werden sollen; und in einer andern ähnlichen Sitzung, welcher der Statthalter ebenfalls nicht beywohnt, ließt der Aktuar den Proceß und die Zeugenaussagen ab, und man befragt die Versammlung um ihre Meinungen, welche aber nur konsultativ sind, und welche man, indem man von dem letzten Richter anfängt, aufschreibt.

Wenn der Proceß auf diese Art vollkommen instruirt ist, so wird in Gegenwart des Statthalters eine Rathsversammlung gehalten, wo sein Sekretär ihm den Proceß und die Meinungen der Richter vorließt. Wenn der Statthalter alles kürzlich wiederholt hat, so fragt er diejenigen, deren Meinungen ihm nicht gerecht scheinen, um zu erfahren, worauf sie gegründet sind. Nach dieser Untersuchung macht er in allgemeinen Ausdrücken den Ausspruch, daß diese oder jene Parthey nach den Gesetzen verurtheilt werden soll.

Hierauf ließt der O c = L ö u a n g mit lauter Stimme das Gesetz, welches den Proceß anbetrift, vor; man streitet aber auch in diesem Lande, wie anderwärts, über den Sinn der Gesetze. Sie suchen manchmal unter dem Schein der Billigkeit Vergleiche zu stiften, und unter

dem Vorwand, daß alle Umstände der Sache nicht allezeit in dem Gesetze enthalten sind, folgen sie nicht immer dem Gesetze. Der Statthalter allein entscheidet endlich den Streit, macht den Partheyen das Urtheil bekannt, und läßt es schriftlich aufsetzen. Wenn dieses aber augenscheinlich der Gerechtigkeit zuwider wäre, so müßte der Jockebat oder Procurator des Königs dem Hofe davon Nachricht geben, aber ohne sich demselben zu widersetzen.

Ein jeder Proceß sollte sich in drey Tagen endigen; allein es gibt einige, welche drey Jahre dauern.

Die Partheyen reden mit dem Aktuar, der das, was sie ihm sagen, aufschreibt; und sie sprechen entweder selbst, oder lassen einen andern für sich reden; aber dieser andere, welcher dabey den Dienst eines Prokurators oder Advokaten vertritt, muß wenigstens der leibliche Vetter desjenigen, für den er redet, seyn, indem er sonst würde bestraft, oder nicht angehört werden.

Der Statthalter erhält auch alle Urkunden, aber in Gegenwart der Versammlung; welcher auch die Linien zählt und alles genau untersucht.

Wenn die gewöhnlichen Beweise nicht hinreichen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu der Folter, welche in diesem Stücke sehr hart ist. Sie machen sie sehr hart, und geben sie auf verschiedene Art. Sie bedienen sich dazu des Wassers und des Feuers, oder anderer abergläubischen Mittel; aber keines Zweykampfes.

Bey der Feuerprobe errichten sie in einem Graben einen Scheiterhaufen, so daß die Oberfläche desselbigen

der Oberfläche des Grabens gleich ist. Dieser Scheiterhaufen ist fünf Klafter lang, und eine breit. Die beyden Partheyen gehen barfuß darüber von dem einem Ende zu dem andern, und der, welcher die Fersen seiner Füße nicht verletzt hat, hat auch seinen Proceß gewonnen. Weil sie aber gewohnt sind, barfuß zu gehen, und dadurch ihre Fersen hornartig geworden sind, so werden sie gewöhnlich von dem Feuer nicht verletzt, wenn sie nur die Füße fest auf die Kohlen setzen, denn man brennt sich, wenn man schnell darüber weggehen will. Zwey Leute befinden sich gewöhnlich an der Seite desjenigen, welcher über das Feuer geht, und drücken mit Gewalt auf seine Schultern, um zu verhindern, daß er sich nicht zu schnell der Feuerprobe entziehe; und man sagt, daß dadurch die Füsse um so weniger dem Verbrennen ausgesetzt sind, sondern daß vielmehr die Wirkung des Feuers unter den Füssen erstickt wird.

Zuweilen wird die Feuerprobe mit Oel oder mit einem andern siedenden Stoff gemacht, in welchen die Partheyen ihre Hände tauchen. Ein Franzose, welchem ein Siamese etwas Zinn gestohlen hatte, ließ sich bereden, in Ermangelung des Beweises, seine Hand in geschmolzenes Zinn zu stoßen, und zog sie beynahe ganz verbrannt heraus. Der Siamese wußte sich, ich weiß aber nicht wie, geschickter aus dem Handel zu ziehen, ohne seine Hand zu verbrennen. Er wurde also losgesprochen; aber nach sechs Monaten wurde er in einen andern Proceß verwickelt, und dabey des Diebstahls überwiesen, dessen ihn der Franzose angeklagt hatte. Allein tausend ähnliche Fälle bereden die Siamesen nicht, ihre gerichtliche Procedur zu ändern.

Die Wasserprobe geschieht auf diese Art. Die beyden Parthien tauchen sich zu gleicher Zeit ins Wasser, indem sich ein jeder an einer Stange fest hält, an welcher sie hinab fahren, und derjenige, welcher am längsten unter dem Wasser bleibt, wird für unschuldig gehalten. Jedermann übt sich daher in diesem Lande schon in der Jugend, sich mit dem Feuer bekannt zu machen, und lange Zeit unter dem Wasser zu bleiben.

Sie haben noch eine andere Probe, welche man mit gewissen Kügelchen, die von den Talapoinen verfertiget und mit Verwünschungen begleitet werden, macht. Beyde Partheyen verschlucken sie, und es ist ein Zeichen der Unschuld, wenn sie in dem Magen bleiben; denn es sind Brechmittel.

Alle diese Proben werden nicht allein vor den Richtern, sondern auch vor dem Volke gemacht, und wenn sie für beyde Theile gleich gut, oder gleich schlimm ausfallen, so nimmt man zu einer andern Probe die Zuflucht. Der König von Siam wendet sie auch bey seinen Urtheilssprüchen an; ausserdem aber wirft er bisweilen die Partheyen den Tigern vor, und derjenige, welcher eine Zeitlang von den Tigern verschont wird, wird für unschuldig gehalten. Wenn die Tiger alle zwey auffressen, so hält man sie beyde für schuldig. Wofern im Gegentheil die Tiger weder den einen, noch den andern anfallen wollen, so nimmt man zu einer andern Probe die Zuflucht, oder wartet wohl, bis die Tiger einen von beyden, oder alle beyde verzehren. Die Standhaftigkeit, mit der die Siamesen diese Todesstrafe ertragen sollen, ist bey Leuten un-

glaublich, welche doch sonst im Kriege so wenig Herzhaftigkeit zeigen.

Es gibt mehrere Provinzen, welche von der Gerichtsbarkeit einer andern abhängen, welches die Stuffen der Appellationen bis auf drey oder vier vermehrt. Die Appellation ist in allen Streitsachen erlaubt; allein die Kosten dabey sind immer grösser, je nachdem man seine Sache weiter anbringen und vor ein höheres Gericht gehen muß.

Die Entscheidung über die Todesstrafe aber ist dem König allein vorbehalten. Kein anderer Richter, als er, kann ein Todesurtheil aussprechen, wenn ihm der König nicht ausdrücklich diese Gewalt ertheilt hat; und von dem leztern hat man fast kein Beyspiel, daß sie der König ertheilt, außerordentlichen Richtern ausgenommen, welche er entweder in einem besondern Fall, oder an Orte, wo des Todes würdige Verbrechen begangen worden sind, hinschickt. Man verwahrt alle Schuldigen in den Gefängnissen bis zur Ankunft dieser Kommissarien, und sie haben manchmal, wie in China, die Gewalt, die gewöhnlichen Beamteten, wenn sie es verdienen, abzusetzen oder mit dem Tode zu bestrafen.

Die gewöhnliche Strafe des Diebstahls ist die Wiedererstattung des Doppelten, und manchmal des Dreyfachen, zu gleichen Theilen zwischen dem Richter und der Parthey. Was aber dabey sonderbar ist, besteht darinn, daß die Siamesen die Strafe des Diebstahls auf jeden ungerechten Besitzer einer Realität ausdehnen, so daß ein jeder, der wegen einer falschen Erbschaft gericht-

lich belangt worden ist; nicht allein die Erbschaft seinem Gegner zurückgeben, sondern auch noch den Werth zur Hälfte dem Gegner, und zur andern dem Richter zahlen muß. Wenn durch eine ausserordentliche Erlaubniß des Königs der Richter das Todesurtheil über dem Dieb aussprechen, so können sie alsdann nach seiner Wahl den Tod, oder eine Geldstrafe befehlen; aber den Tod und die Geldstrafe nicht zugleich.

Sechstes Kapitel.

Die Verrichtungen des Statthalters und des Richters in der Hauptstadt.

In der Hauptstadt, wo kein anderer Thâou-Meuang ist, als der König, sind die Verrichtungen des Statthalters und des Justizministers in zwey Aemter getheilt, und die andern Funktionen der kleinen Beamten, welche ein Gericht des Thâou-Meuang ausmachen, sind unter die vornehmsten Officiere getheilt; aber mit mehr Umfang, Ansehen und mit grösseren Titeln.

Den Gerichtspräsidenten der Stadt Siam nennen sie Yumrat, unter dessen Gerichtsbarkeit alle Appellationen gehören. Er hat gewöhnlich den Titel Oc-yà, und sein Tribunal ist in dem königlichen Pallaste; er folgt aber dem Könige nicht nach, wenn sich dieser aus seiner Hauptstadt entfernet; und alsdann hält er Gericht in einem Thurm, der sich zwar in der Stadt Siam, aber ausser dem Umfange des Pallastes befindet. Er hat allein eine Stimme in der Rathsversammlung, und man kann von ihm an den König appelliren, wenn man die Kosten bezahlen will.

In diesem Falle wird der Proceß in dem königlichen Rath vorgetragen und untersucht, aber in Abwesenheit des Königs. Dieser ist nicht zugegen, ausser wenn er ein Entscheidungsurtheil fällt; und nach dem Gerichtsgebrauche des Königreichs, nimmt dieser Prinz, ehe er den Ausspruch thut, alle Meinungen wieder vor, und bestreitet mit seinen Räthen diejenigen, welche ihm ungerecht scheinen. Man hat mir versichern wollen, daß der gegenwärtige König sich dabey mit vieler Fähigkeit und Deutlichkeit beträgt.

Der Gouverneur der Stadt Siam nennt sich Prá-sedet, und hat auch gewöhnlich den Titel eines Oc-yà. Sein Name ist auf balisch aus dem Worte Prá; wovon ich schon öfters geredet habe, und dem Worte Sedet, welches bedeuten soll: der König hat sich entfernt, zusammengesetzt; und in der That drücken sie sich so aus, wenn sie sagen wollen, daß der König nicht da sey. Aber dadurch ist das Amt des Präsedet nicht genau bezeichnet; denn es scheint, daß man in vielen Dingen die genaue Kenntniß der balischen Sprache verloren habe. Herr Gervaise nennt dieses Amt Pesedet; aber ich habe ihn immer Prá-sedet nennen hören, ob man auch gleich Prásadet schreibt.

Der Lauf des Flusses von seiner Mindung bis an die Hauptstadt ist in mehrere kleine Gouvernements eingetheilt. Das erste ist Pipelì, das zweyte Prépaden, das dritte Bancok, das vierte Talaccan und das fünfte Siam. Die Vorgesetzten eines jeden Gouvernements empfiengen die französischen Gesandten bey dem Eintritt ihres Gebiets, bis die Vorgesetzten des nächsten Di-

strikts sie bewillkommet hatten. Ausserdem kamen noch ansehnlichere Officiere, welche Fahrzeuge ihres Königs den Gesandten an der Mündung des Flusses anboten, und von Tag zu Tage vereinigten sich neue Officiere mit dem Gefolge, welche neue Komplimente dem französischen Gesandten von Seiten des Königs von Siam brachten, und die Gesandschaft von der Zeit an nicht mehr verließen.

Die französischen Gesandten kamen also zwey Stunden von Siam an einen Ort, welchen die Franzosen Tabanque nannten; und dort warteten sie acht Tage bis zu ihrem Einzug in die Hauptstadt. Tabanque heißt auf siamesisch so viel, als Zollhaus, und weil die Wohnung des Zollbeamten, welche an der Mündung des Flusses steht, wie alle andere von Bambusrohr gebaut ist, so nannten die Franzosen alle von Bambusrohr geflochtene Wohnungen, wo sie logirten, Tabanque, nach dem Namen der Wohnung des Zolleinnehmers, welche sie unter allen am ersten gesehen hatten.

Am Tage des Einzugs der königlichen Gesandten kam der Oc-yà Präfedet ihnen als Gouverneur der Hauptstadt entgegen, und bewillkommte sie in der sogenannten Tabanque.

Siebentes Kapitel.

Staatsbeamte, und zuerst vom Thacry, Calla-hom und dem General der Elephanten.

Unter die Hofämter gehören vornehmlich diejenigen, mit welchen die Verrichtungen unserer Staatssecretaire verbunden sind. Ehe ich aber von diesem Gegenstande rede,

muß ich sagen, daß alle Ober-Beamte, welchen Geschäften sie auch vorstehen mögen, auch Unterbeamte unter sich haben, aus welchen das Tribunal des Thaou-Meuang besteht.

Der Thacry hat das Departement der ganzen innern Policey des Königreiches unter sich; an ihn kommen auch alle Angelegenheiten der Provinzen; alle Gouverneurs legen ihm unmittelbar Rechnung ab, und erhalten auch unmittelbar von ihm Befehle; er ist der Chef des Staatsraths.

Der Calla-hom hat das Kriegsdepartement, sorgt für Befestigungen, Waffen und Munition; gibt Befehle, welche die Armeen betreffen, und ist natürlich General, ob gleich der König nach seinem Belieben zum General ernennen kann. Nach dem Bericht vom van Vliet scheint es, daß auch das Commando der Elephanten dem Calla-hom gehöre; aber gegenwärtig ist dieses eine besondere Stelle, wie man mir versichert; entweder weil der gegenwärtige König, da die Stelle des Calla-hom dazu diente, um ihn vom Thron zu stürzen, dieses Amt hat theilen wollen; oder weil diese zwey besondern Stellen auch einer Person gegeben werden können.

Wie dem auch sey, so ist der Oc-Prà Pipitcharatcha, welches auch Petratcha korrupt ausgesprochen wird, der Kommandant über alle Elephanten und Pferde, und es ist dieses eine der ansehnlichsten Stellen in diesem Königreiche, weil die Elephanten besonders geschätzt, und die hauptsächliche Macht des Königreich Siams sind. Man sagt, daß der König bis gegen zehn tausend unterhalte; man kann dieses aber nicht mit Gewißheit behaup-

ten, weil die Eitelkeit diese Völker immer zu Aufschneiderenen verführt, und daß sie besonders in Ansehung der Elephanten, mehr als in einer andern Sache, prahlen. Die Hauptstadt des Königreichs Laos heißt Lan-Tchang, und dieser Name bedeutet in der Landessprache, welche fast die nemliche, wie die siamesische ist, zehn Millionen Elephanten. Der König von Siam hält aber eine grosse Anzahl derselbigen, und es sollen wenigstens drey Menschen zum Dienste eines jeden Elephanten erforderlich seyn; und diese Leute mit allen Officieren, die über sie gesetzt sind, stehen unter den Befehlen des Oc-Prá-Pipitcharatcha, welcher, ungeachtet des Titels Oc-Prá, doch ein grosser Herr ist. Das Volk liebt ihn, weil er gemäßigt zu seyn scheint, und hält ihn für unverwundlich, weil er in einigen Kriegen gegen die Peguaner sich sehr tapfer betragen hat. Seine Tapferkeit hat ihm auch die Gunst des Königs erworben. Seine Familie bekleidet seit langer Zeit die höchsten Würden, und steht mit dem König in Verwandtschaft. Man sagt öffentlich, daß er oder sein Sohn auf die Krone Anspruch machen könnte, wenn der eine oder der andere dem jetzt regierenden König überleben sollten. Die Mutter des Oc-Prá-Pipitcharatcha war die Säugamme des Königs, und die Mutter des ersten Ambassadeurs, welchen wir hier zu Paris gesehen haben, ist es ebenfalls gewesen; und da der König zum letztenmal den Barcalon, Bruder dieses Ambassadeurs, prügeln ließ, so war es der Oc-Louang Souracac, der Sohn des Oc-Pra-Pipitcharachta, der auf Befehl des Königs und in seiner Gegenwart diese Strafe vollzog; die Mutter des Barcalon, die Säugamme des Prinzen, warf sich demselbigen zu Füssen, um für ihren Sohn Gnade zu erflehen.

Achtes Kapitel.

Die Art Kriege zu führen bey den Siamesen, und ihre Land- und Seemacht.

Die Kriegskunst ist in Siam sehr unbekannt, und die Siamesen legen sich wenig darauf. Die sehr lebhafte Einbildungskraft der allzuheißen Länder ist dem Muth eben so wenig angemessen, als die allzuträge Einbildungskraft der allzukalten Erdstriche. Man braucht nur einen blossen Degen zu zeigen, um hundert Siamesen in die Flucht zu jagen. Selbst der gesetzte Ton eines Europäers, der einem Degen an der Seite, oder einen Stock in seiner Hand trägt, ist hinreichend, die ausdrücklichsten Befehle ihrer Obern sie vergessen zu machen.

Ich will noch mehr sagen: jeder in Indien gebohrne Mensch hat keinen Muth, und wenn er auch gleich von europäischen Eltern gebohren ist. Die in Indien gebohrnen Portugiesen sind davon ein redender Beweiß. Die Gesellschaft holländischer Kaufleute fand bey ihnen nur den Namen und die Sprache, aber nicht die Tapferkeit der Portugiesen. Die Menschen von der besten Konstitution leben in den gemässigten Zonen, und der Unterschied ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel, der Unterschied der Orte, welche sie bewohnen, wenn sie mehr oder weniger heiß, trocken oder feucht, den Winden oder den Meeren ausgesetzt, eben oder gebürgicht, waldigt oder ackerreich sind, können unter ihnen einen großen Unterschied machen, noch mehr aber die verschiedenen Regierungsformen. Denn wer zweifelt, zum Beyspiel, daß die alten Griechen, stolz auf ihre Freyheit, ungleich besser waren, als die heutigen

Griechen, welche durch eine so lange Sklaverey niedergedrückt sind? Alle diese Gründe vereinigen sich, den Muth der Siamesen zu schwächen, nemlich die Hitze des Klima, die schleimichten Nahrungsmittel und die despotische Regierung.

Die Meinung von der Seelenwanderung prägt ihnen Abscheu vor dem Blut ein, und nimmt ihnen auch allen kriegerischen Geist. Sie denken auf nichts, als darauf, Sklaven zu machen. Wenn die Peguaner, z. B., auf einer Küste von Siam landen, so fallen die Siamesen auf einer andern Seite in Pegu ein, und beyde Partheyen führen ganze Dörfer in die Gefangenschaft fort.

Wenn die Armeen auf einander stossen, so schiessen sie nicht gerade auf einander, sondern höher; und da sie doch davon getroffen werden könnten, wenn sie sich nicht zurückzögen, so zögert die eine von den zwey Partheien gar nicht, die Flucht zu ergreifen, so bald sie einen Pfeil- oder Kugelregen merkt. Wenn die anrückenden Truppen aufgehalten werden sollen, so schiessen sie niedriger, als es seyn soll, damit, wenn die Feinde sich doch nähern, es ihre eigene Schuld ist, wenn sie verwundet oder getödet werden. Tödtet nicht! dies ist der Befehl, welchen der König von Siam seinen Truppen gibt, wenn er sie ins Feld schickt; welches nicht so viel sagen will, daß man niemand tödten, sondern daß man nur nicht gerade auf den Feind schießen soll.

Man versicherte mir über diesen Gegenstand eine Sache, welche fast unglaublich scheint. Ein Provenzal, Namens Cyprien, welcher noch zu Surate im Dienst der französischen Compagnie steht, wenn er anderst nicht quit-

tirt hat, oder seit wenigen Jahren gestorben ist, hat, ehe er in die Dienste der Kompagnie trat, einige Zeit unter der Armee des Königs von Siam als Kanonier gestanden, und weil man ihm das Schießen verbot, so zweifelte er nicht, daß der siamesische General den König seinen Herrn verrathen wolle. Dieser Prinz hatte hierauf Truppen gegen den Tháou-Meuang, oder, wenn man will, gegen den König von Siam auf der westlichen Küste des Meerbusens abgeschickt. Cyprien wurde müde, Armeen vor seinen Augen zu sehen, welche niemand des Lebens zu berauben trachteten. Er entschloß sich also einstens in der Nacht, in das Lager der Rebellen ganz allein zu gehen und dem König von Singor in seinem Gezelte gefangen zu nehmen. Er nahm ihn wirklich gefangen, führte ihn zu dem siamesischen General, und endigte auf diese Art einen mehr als zwanzigjährigen Krieg. Der König von Siam wollte ihn für diesen Dienst belohnen; allein durch eine Hofintrigue bekam er nichts, und gieng hierauf nach Surate.

Ob nun aber gleich die Siamesen uns wenig kriegerisch zu seyn scheinen, so führen sie doch oft und auch mit Vortheil Krieg, weil ihre Nachbarn nicht mächtiger und nicht tapferer sind, als sie.

Der König von Siam hält keine andere Truppen, als seine ausländische Garde, wovon ich in der Folge reden werde. Es ist wahr, daß der Chevalier de Forbin vier hundert Siamesen, welche wir zu Bancok antraffen, Waffenübungen gelernt hat. Und nachdem er dieses Reich verlassen hatte, so zeigte ein Engländer, welcher Sergent unter der Garnison zu Madraspatnam auf der

Küste von Coromandel gewesen war, eben dieses Exercitium ungefähr acht hundert andern Siamesen, um dem König von Siam zu zeigen, daß ihm der Chevalier de Forbin nicht nöthig sey. Aber alle diese Soldaten haben keinen andern Sold, als die Freyheit von Frohndiensten für einige ihrer nächsten Anverwandten; und da sie sich ohne sie nicht leicht zu ernähren wissen, weil sie kein Geld bekommen, so halten sie sich bey denselbigen auf, vier hundert in der Gegend von Bancok und die acht hundert andern zu Louve oder in der dortigen Gegend. Nur zur Sicherheit von Bancok machen daselbst Detaschements wechselweise eine beständige Wache, und die übrigen in der Gegend könnten sich im Fall eines Lerms bald dahin begeben. Nach dem gewöhnlichen Gebrauche des Königreichs Siam bestehen die Garnisonen aus Leuten, welche dieses als Frohndienste, so wie andere, thun, und welche, wenn sie einige Zeitlang gedient haben, durch andere abgelößt werden.

Da das Königreich Siam durch undringbare Wälder, durch eine große Anzahl Kanäle, womit es durchschnitten ist, und endlich durch eine jährliche Ueberschwemmung von sechs Monaten genug gesichert ist, so haben die Siamesen bisher zu keinen Befestigungen Lust gehabt, aus Furcht, sie zu verlieren, und sie nicht wieder erobern zu können; und dieses haben sie mir als Ursache angegeben. Ihre festen Plätze würden auf den ersten Angriff unserer Soldaten fallen.

Vor einigen Jahren wollte der König von Siam ein hölzernes Fort an der Gränze von Pegu errichten, hatte aber keinen geschickten Mann, den er die Aufsicht

anvertrauen konnte, als einen Namens Renatus Charbonneau, welcher Bedienter bey der Mission von St. Lazarus zu Paris gewesen war, in die Dienste der auswärtigen Mission übertrat, und hierauf nach Siam gieng. Charbonneau, welcher mit grossem Fleiß gelernt hatte, Ader zu lassen, und einem Kranken eine Arzney zu geben, (denn durch dergleichen Liebesdienste und durch Geschenke haben es die Missionairs dahin gebracht, daß sie in diesem Lande geduldet und geliebt werden) entschuldigte sich aus allen Kräften, und wandte dagegen ein, daß er dazu nicht im Stande wäre; aber er mußte endlich diesem Auftrag dennoch gehorchen, da man ihm versicherte, daß es der König von Siam durchaus so haben wolle. Seitdem ist er drey oder vier Jahre commissarischer Gouverneur von Jonsalem, und zwar mit vielem Beyfall; und weil er in die Stadt Siam zurückkehren wollte, wo die Anverwandten seiner Frau, welche Portugiesen sind, sich aufhalten, so ist ihm Herr Billi, Haushofmeister bey dem Herrn von Chaumont in seiner Stelle zu Jonsalem nachgefolgt.

Die Siamesen haben wenige Artillerie. Ein Portugiese von Macao, welcher in ihren Diensten gestorben ist, hat ihnen einige Canonen gegossen; allein ich zweifle, ob sie selbst jemals mittelmässig gute zu verfertigen wissen, ob man mir gleich gesagt hat, daß sie auch einige kalt von Eisen schmieden.

Da sie keine Pferde haben (denn was wollen die zwey tausend Pferde sagen, welche der König von Siam dem Vorgeben nach hält?) so bestehen ihre Armeen nur aus Elephanten und Infanterie, welche nach Landesart nackt,

und schlecht bewafnet ist. Eben so ist ihre Taktik und ihre Lagerkunst beschaffen.

Sie stellen sich in drey Linien, davon jede auf drey großen Bataillons-Quarres besteht, und der König, oder der General, welchen er in seiner Abwesenheit ernennt, befindet sich bey dem Bataillon in der Mitte, welche aus den besten Truppen zur Sicherheit ihrer Person besteht. Ein jeder Chefs eines Bataillons befindet sich auch in der Mitte des Bataillons, das er kommandirt; und wenn die neun Bataillons gar zu groß sind, so wird ein jedes in neun kleinere eingetheilt.

Wenn die Armee auf diese Art eingetheilt ist, so bekommt ein jedes Bataillons sechzehn männliche Elephanten hinter sich. Diese nennen sie Kriegselephanten, und ein jeder derselben trägt seinen besondern Fahnen, und ist von zwey Weibchen begleitet; aber sowohl auf jeden Weibchen, als auf jeden Männchen sitzen drey bewafnete Menschen; und ausserdem hat die Armee auch Elephanten zum Transport der Bagage. Die Siamesen sagen, daß die Elephantenweibchen nur zur Bedienung der Männchen da sind; allein, wie ich von einer andern Seite her gehört habe, man würde öfters kaum im Stande seyn, die Männchen ohne Gesellschaft der Weibchen zu regieren.

Die Artillerie wird an Orten, wo der Fluß nicht durchfließt, auf Wägen gefahren, die von Büffeln oder Ochsen gezogen werden; denn die Kanonen haben keine Lavetten. Diese fangen die Schlacht an, und wenn sie dadurch nicht geendiget wird, alsdann setzen sie sich zum Musketenfeuer und zum Pfeilschießen in Bereitschaft, auf

die Art, die ich schon erklärt habe; aber niemals greifen sie mit großer Lebhaftigkeit an, und vertheidigen sich eben so wenig mit vieler Standhaftigkeit, um dadurch zum Handgemenge zu kommen.

Sie trennen und flüchten sich in die Wälder; aber gemeiniglich sammeln sie sich mit eben der Leichtigkeit, als sie sich trennen, und wenn es bey einer Gelegenheit, wie bey der letzten Verschwörung der Macassaren, die Noth erfordert, Stand zu halten, so können sie die Soldaten nicht anders zurück halten, als daß sich die Officiere hinter dieselbigen stellen, um die Flüchtlinge zu tödten. Man sagt übrigens, daß die Macassaren sich des Opiums bedient hatten, um sich Muth zu machen; dieses ist vorzüglich bey den Ragipouts und bey den Malaischen Völkerschaften, aber nicht bey den Siamesen, im Gebrauch; denn die Siamesen würden sich fürchten, gar zu muthig zu werden.

Sie verlassen sich in den Gefechten viel auf die Elephanten, ob gleich dieses Thier, das weder Zaum noch Gebiß hat, sich nicht sicher leiten läßt, und oft auf seinen Herrn selbst losgeht, wenn es verwundet wird. Uebrigens fürchtet es das Feuer so sehr, daß es sich fast niemals daran gewöhnt. Jedoch üben sie es darinnen, es zu ertragen, und auf seinem Rücken kleine Kanonen, die drey Fuß lang sind, und ungefähr einpfündige Kugeln schießen, abfeuern zu lassen; und Bernier sagt, daß dieses auch bey dem Großmogul gebräuchlich ist.

Was die Belagerungen anbetrift, so sind sie dazu ganz unfähig, als Leute, die es nicht einmal wagen, dem

Feind im offenen Felde auf den Leib zu gehen. Daher würden sie auch niemals einen noch so schlecht befestigten Platz angreifen, sondern sie suchen ihn nur durch Verrätherey, wozu sie sehr aufgelegt sind, oder durch Hunger, wenn die Belagerten sich keine Lebensmittel verschaffen können, zu erobern.

Zur See sind sie aber noch schwächer als zu Lande. Der König von Siam hat kaum fünf oder sechs kleine Schiffe, deren er sich vorzüglich zur Handlung bedient; und bisweilen bewafnet er sie zum Kreuzen gegen seine Nachbarn, mit welchen er in Krieg verwickelt ist. Aber die Officiere und Matrosen, welchen er sie anvertraut, sind Ausländer, und bis jetzt hat er Engländer oder Portugiesen dazu gewählt; seit ein paar Jahren hat er aber auch Franzosen dazu gebraucht. Die Absicht des Königs von Siam ist, daß seine Korsaren niemand tödten sollen, eben so wenig als seine Landtruppen, daß sie aber alle nur mögliche List anwenden sollen, um Prisen zu machen. Er nimmt sich in seinen Seekriegen niemals etwas anders vor, als gegen einen seiner Nachbarn Repressaillen zu gebrauchen, von dem er in seiner Handlung Schaden erlitten zu haben glaubte; und seine List glückt ihm nur, so lange seine Feinde nicht auf ihrer Hut sind. Ausserdem hat er noch funfzig bis sechzig Galeeren, deren Anker, wie ich schon gesagt habe, von Holz sind. Dieses sind nur mittelmässige Schiffe von einem einzigen Verdeck, auf deren jedem sich funfzig bis sechzig Menschen befinden, und sie zu vertheidigen. Die Leute dazu werden durch Frohnen ausgehoben, wie zu jeden andern Diensten.

Neuntes Kapitel.

Von dem Barcalon und den Finanzen.

Der Prà-Clang, oder nach einer Verstümmelung der Portugiesen, der Barcalon, ist derjenige Minister, welcher den Handel im Innern und im Auslande unter seiner Aufsicht hat. Er ist der Oberaufseher über die Magazine des Königs von Siam, oder wenn man will, sein erster Faktor. Sein Name ist aus dem balischen Worte Prá, wovon ich schon oft geredet habe, und dem Worte Clang, welches ein Magazin bedeutet, zusammen gesetzt. Er ist auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, weil sich diese fast alle auf die Handlung einschränken. An ihn müssen sich auch alle nach Siam geflüchteten Fremden in ihren Angelegenheiten wenden; denn sie haben sich nur wegen der Freiheit der Handlung dahin gezogen. Endlich nimmt der Barcalon auch die Revenüen der Stadt ein.

Die Einkünfte des Königes von Siam sind von zweyerley Art: Einnahmen der Stadt, und Einnahmen von dem Lande. Die Landrevenüen werden, wie man mir sagte, von dem Oc-ya Pollatep, nach dem Herrn Gervaise aber von dem Vorethep eingenommen.

Sie schränken sich auf folgende Hauptpunkte ein:

1) auf vierzig Quadrat-Klafter urbares Land jährlich ein Mayon (eine kleine chinesische Münze, die drey bis vier Groschen gilt) oder ein Viertel eines Ticals. Aber diese Einkünfte werden mit dem Tháou-Meng getheilt, und werden an den Gränzen dem Könige selten bezahlt. Ausserdem ist in dem Königreiche ein Gesetz, daß

alle diejenigen, welche ihre Ländereyen nicht bearbeiten, auch nichts entrichten, wenn es auch gleich aus Nachlässigkeit geschieht. Gegenwärtig aber fordert der König von Siam, um seine Unterthanen zur Arbeit zu nöthigen, diese Abgabe auch von denjenigen, welche die Ländereyen eine gewisse Zeitlang besessen haben, wenn sie auch aufhören, dieselbigen zu bearbeiten. Jedoch dieses wird nur an denjenigen Orten in Ausübung gebracht, wo sein Ansehen fest gegründet ist. Er sieht daher nichts lieber, als wenn Fremde sich in seinen Staaten niederlassen, um die großen unangebauten Ländereyen zu bearbeiten, welche ohne Vergleich den größern Theil des Königreichs Siam ausmachen.

2) Auf die Fahrzeuge oder Balons zahlen die Landeseinwohner für eine jede Klafterlänge einen Tical. Unter der gegenwärtigen Regierung ist noch dieses hinzu gekommen, daß ein jedes Balon oder Fahrzeug, welches über sechs Ellen breit ist, sechs Ticals bezahlen muß, und daß die Ausländer diese Abgabe eben so gut bezahlen müssen, als die Eingebohrnen. Diese Abgabe wird, wie eine Art von Zoll, an verschiedenen Orten des Flusses erhoben, unter andern auch zu Thainat, vier Stunden über Siam, wo sich der ganze Fluß vereiniget.

3) Die Zölle auf alles, was zur See entweder ein- oder ausgeht. Ausser dem Schiffe selbst zahlt jede Sache nach seinem Umfange.

4) Für dem Arak oder dem aus Reis gebrannten Wasser, oder vielmehr auf jeden Ofen, in welchem er gebrannt wird, welche den Namen Táou-láou führen, zahlen die Einwohner jährlich einen Tical. Diese Auflage

ist unter der gegenwärtigen Regierung doppelt, und muß von den Eingebohrnen, wie von den Fremden, bezahlt werden. Man setze noch hinzu, daß ein jeder Verkäufer des Araks im Kleinen jährlich einen Tical, und ein jeder Arakhändler im Großen für ein jedes großes Gefäß, dessen Grösse ich aber in der Schrift, welche man mir mitgetheilt habe, nicht bemerkt fand, auch jährlich einen Tical bezahlen sollte.

5) Auf die Frucht, welche Durion heißt, für einen jeden Baum, der schon Frucht trägt, oder nicht trägt, zwey Mayons oder einen halben Tical jährlich.

6) Auf einem jeden Fuß breit Landes, wo Betel wächst, jährlich einen Tical.

7) Auf einen jeden Areka-Palmbaum zahlte man sonst drey Handvoll Areka in Natur; unter der gegenwärtigen Regierung aber werden sechs bezahlt.

8) Die ganz neuen, und erst unter der gegenwärtigen Regierung aufgekommenen Auflagen sind erstlich eine gewisse Auflage auf gewisse zu Siam erlaubte Spielhäuser. Der Tribut, welchen der Oc-yà Meen bezahlt, ist von eben dieser Beschaffenheit; aber ich weiß nicht, ob derselbige nicht älter ist, als die Auflage auf das Spiel. Zweytens muß für einen jeden Kokosbaum jährlich ein halber Tical, und drittens für Pomeranzen-Piment- und andere Bäume jährlich eben so viel für einen jeden Baum bezahlt werden. Auf den Pfeffer ist keine Auflage gelegt, weil der König wünscht, daß sich seine Unterthanen mehr auf das Anpflanzen desselbigen legen sollen.

Dieser Prinz hat an verschiedenen Orten seiner Staaten Gärten und Ländereyen, welche er, als Kammergüter,

sowohl durch Sklaven, als durch Frohndienste anbauen läßt. Er läßt die Früchte davon einsammeln und aufheben, sowohl zur Ernährung seines Hauses, als auch zur Erhaltung seiner Sklaven, Elephanten, Pferde und anderer Thiere; den Ueberrest aber verkauft er.

10) Dasjenige sind besondere, zufällige Einkünfte, welche der König als Geschenke sowohl von den Beamten seines Königreichs, als auch durch Vermächtniße bey ihrem Tode, oder als ihr Erbe erhält; oder unbestimmte Abgaben, welche er seinen Unterthanen bey mehrern Gelegenheiten abnimmt; wie z. B. zur Unterhaltung der fremden Gesandten, obgleich die Gouverneurs in denjenigen Distrikten, wo sie durchreisen, oder sich aufhalten, für sie sorgen müssen, und auch für die Erbauungen befestigter Plätze, oder öffentlicher Gebäude, werden von den Völkern, bey welchen sie errichtet werden, Abgaben erhoben.

11) Die Einnahmen der Justiz bestehen in Konfiskationen und Strafgeldern.

12) Sechsmonatliche Frohndienste jährlich von jedem seiner Unterthanen: ein Dienst, welchen er oder seine Beamten oft noch weiter ausdehnen. An gewissen Orten ist dieser Frohndienst in eine Zahlung in Reis, oder in Aloeholz, oder in Salpeter, Elephanten, Thierhäuten, Elephantenzähne oder andere Handlungswaaren verwandelt worden; und bisweilen wird dieser Dienst in baarem Gelde bezahlt, und mit baarem Gelde machen sich reiche Personen von diesen Diensten frey. Vor Zeiten wurde für ein Monat dieser Dienste ein Tical bezahlt, weil ein Tical monatlich für einen Menschen, um sich zu erhalten,

erfordert wurde, und dieser Preiß dient noch zur Taxe für Taglöhner und Arbeiter. Diese erhalten monatlich zwey Ticals, weil man rechnet, daß ein Taglöhner in sechs Monaten seinen Unterhalt auf das ganze Jahr verdienen muß, weil er in den übrigen sechs Monaten, da er in den Diensten des Königes steht, nichts verdienen kann. Gegenwärtig zieht der König für die Befreiung von Frohndiensten monatlich gegen zwey Ticals.

13) Seine andern Einkünfte kommen von der Handlung, welche er mit seinen Unterthanen und mit Fremden treibt. Er hat sie so weit gebracht, daß keine Privatperson zu Siam mehr aus dem Handel seine Geschäfte macht. Er begnügt sich damit nicht, ins Große zu verkaufen, sondern er hat auch auf den Märkten Boutiken, um auch ins Kleine zu verkaufen.

Die Hauptsache, welche er an seine Unterthanen verkauft, sind Cattuntücher, welche er in seinen Magazinen in den Provinzen verbreitet. Sonst schickten seine Vorfahren und er nur von zehn zu zehn Jahren eine mässige Menge davon dahin, welche Privatpersonen, die damit Handlung treiben, anvertraut wurden. Unterdessen wurde oft mehr Cattun in seine Magazine geschaft, als abgesetzt werden konnte, und es trug sich bisweilen zu, daß die Unterthanen, um mehr abzusetzen, genöthiget wurden, ihre Kinder noch vor dem gewöhnlichen Alter darein zu kleiden. Bevor die Holländer in das Königreich Laos und andere benachbarte Länder eingedrungen waren, trieb der König von Siam den ganzen Handel mit Cattun, und zwar mit einem beträchtlichen Gewinn.

Alles Zinn gehört dem König, und er verkauft es sowohl an die Ausländer, als an seine Unterthanen, dasjenige ausgenommen, welches aus den Bergwerken zu Jonsalam an dem bengalischen Meerbusen kommt, denn da dieses an einer entfernten Gränze liegt, so werden die Einwohner bey ihren alten Rechten gelassen, so daß sie, vermittelst einer kleinen Abgabe, welche sie dem König bezahlen müssen, die von ihnen bearbeiteten Bergwerke benützen.

Alles Elfenbein gehört dem König, und seine Unterthanen sind verbunden, alles, was sie verkaufen, an ihn zu verkaufen, und die Ausländer können nirgend anders Elfenbein kaufen, als in seinem Magazine. Die Handlung mit Salpeter, Bley u. s. w. gehört auch dem König; man kann diese Waaren nur an sein Magazin verkaufen, und sie auch nur daselbst einkaufen; es mag nun ein Siamese oder ein Ausländer seyn.

Der Areka, der in Menge aus dem Königreiche ausgeführt wird, kann von niemand, als von dem Könige an Fremde verkauft werden; er kauft ihn daher von seinen Unterthanen ein, ausser demjenigen, welches ihm als eine partikulair Revenüe gehört.

Verbottene Waaren, nemlich Schwefel, Pulver und Waffen, können in Siam nicht anderst, als in dem Magazin des Königs eingekauft oder verkauft werden.

Was die Thierhäute anbetrift, so ist der König verbunden, und zwar durch einen Tractat mit den Holländern, alle an sie zu verkaufen, und daher handelt er sie von seinen Unterthanen ein; aber diese pflegen viele der

selbigen zu unterschlagen, und sie an die Holländer heimlich zu verkaufen.

Der übrige Theil der Handlung ist zu Siam jedermann erlaubt, wie z. B. der Handel mit Reis, Fischen, Salz, rohem Zucker, Zuckerkand, grauem Ambra, Eisen, Kupfer, Wachs, Gummilak, Perlenmutter, eßbare Vogelnester, (welche aus Tunquin und Cochinchina kommen, von welchen Navarete sagt, daß sie von einer Art kleiner Seevögel, die den Schwalben gleichen, aus dem Schaume des Meers an die Felsen gemacht werden), Gummi-Gutta, Weihrauch, Oel, Kokusnüsse, Baumwolle, Kassia, Tamarinden und andere Waaren, welche sowohl im Königreiche hervor gebracht, als auch von andern Ländern dort eingeführt werden.

Jedermann kann Salz machen und verkaufen, fischen und jagen, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, ohne dem König etwas davon zu zahlen. Es ist wahr, daß der Fischfang einer nothwendigen Policey unterworfen ist; und der Oc-Prá-Tainam, welcher die besondern Revenüen von dem Fluße einnimmt, verbietet diejenige Arten zu fischen, welche zu viele Fische auf einmal vertilgen würden.

In solchen Gegenden, welche von Siam weit entfernt liegen, werden dem Könige seine Einkünfte niemals recht bezahlt. Man sagt, daß das baare Geld, welches er sonst daher gezogen hatte, sich auf 1200000 Livres belief, und daß sie noch gegenwärtig die Hälfte betragen. Es ist nicht leicht mit Gewißheit zu erfahren; was ich aber versichern kann, und was man mir in diesem Lande

sagte, ist dieses, daß der gegenwärtige König von Siam seine Einkünfte um eine Million vermehrt habe.

Zehntes Kapitel.

Vom königlichen Siegel und dem Mahà-Obarat.

In Siam gibt es keinen Kanzler. Ein jeder Beamter, welcher das Recht hat, einen Ausspruch zu thun, oder schriftliche Befehle zu ertheilen, welche letztere überhaupt Tara genannt werden, hat ein Siegel, welches er von dem Könige erhält, und der König selbst hat sein königliches Siegel, welches er niemand anvertraut, und dessen er sich zu den Briefen, welche er schreibt, und zu allem, was unmittelbar von ihm ausgeht, bedient. Die Figur auf diesen Siegeln ist nicht eingegraben, sondern erhaben. Man bestreicht das Siegel mit einer Art von rother Dinte, und drückt es mit der Hand auf das Papier. Ein Unterbeamte übernimmt diese Mühe; aber der Beamte, dem das Siegel gehört, nimmt es sogleich nach dem Aufdrücken mit eigener Hand wieder zurück.

Nach verschiedenen Bemerkungen, welche ich angestellt habe, scheint es mir, daß, was im Namen des Königes geschieht, keine Kraft hat, wenn es nicht an demjenigen Ort ausgefertiget wird, wo der König wirklich residirt. Gewisse Ursachen haben verhindert, daß ich keine ganze Gewißheit davon einziehen konnte. Es mag nun seyn, wie es will, so ist es sicher, daß es deswegen, oder wegen einer andern Ursache, zu Siam eine Art von Vicekönig gibt, der den König verstellt, und in Abwesenheit des Königs die königlichen Funktionen verrichtet. Dieser Beamte heißt Mahà-Obarat, so wie man es

mir schriftlich gegeben hat, oder Ommarat nach den Herrn Abbe von Choisy und Herrn Gervaise. Und der Herr Abbe von Choisy setzt hinzu, daß dieser Mahá-Ommarat das Recht habe, vor dem Könige zu sitzen. Heutzutage gibt man ihm den Titel Pa-yà, und dazu setzen sie noch das Wort Thaou, welches so viel als Herr heißt. Bisweilen hat er nur den Titel Oc-ya, wie in den Nachrichten von Vliet, wo er Oyà-ombrat genannt wird. Er ist auch der Chef des Adels, welches aber weiter nichts sagen will, als er ist der erste unter allen Beamten des Königreichs.

Eilftes Kapitel.

Vom Pallast und der Leibwache des Königs zu Siam.

Es ist noch übrig von dem Könige und seinem Pallaste zu reden. Der Pallast dieses Fürsten ist von aussen und von innen mit Officieren besetzt, die aber einen so verschiedenen Rang haben, daß ein Oc-meuing im Innern alle Oc-yà von aussen commandirt. Man nennt nicht nur diejenigen Officiere im Innern, welche immer in dem Pallaste wohnen, sondern auch diejenigen, welche in dem Pallaste Geschäfte zu verrichten haben; Officiere ausserhalb des Pallastes nennt man nicht alle Officiere des Königreichs, welche keine Geschäfte in dem Pallaste haben, sondern nur diejenigen, welche zwar keine Verrichtung in dem Pallaste haben, aber doch ausser demselben keine andere Geschäfte haben, als solche, welche zum Dienste des Pallastes gehören. So haben auch die Spanier Bedienten, welche sie Escalera arriba, und andere, die sie Escalera abaxo nennen, das heißt, Diener von oben,

welche auf der Stiege zu ihrem Herrn hinauf gehen dürfen, und Diener von unten, zu welchen jene der Herr hinab schickt, und die sich immer unten an der Treppe aufhalten.

Der Pallast des Königs von Siam ist mit drey Mauern umgeben, und in dem Pallaste zu Siam stehen sie so weit voreinander, daß zwischen zweyen große Höfe zu seyn scheinen. Alles dasjenige, was der innere Umfang einschließt, nemlich die Wohnung des Königs, einige Höfe und einige Gärten, heißt auf siamesisch Vang. Der ganze Pallast, mit seinem Umfang, heißt Prassat, ob gleich Vliet auf dem Titel seiner Nachrichten das Wort Prassat durch Thron übersetzt hat. Die Siamesen gehen weder in den Vang hinein, noch heraus, ohne sich auf die Erde niederzuwerfen. Wenn manchmal aber die Gewalt des Stroms sie fortreißt und sie nöthiget dort vorbey zu fahren, so werden sie mit einem Erbsenhagel empfangen, welchen die Leute des Königs aus Blasrohren auf sie abschiessen. Da der Herr von Chaumont und die Gesandten des Königs den Fuß ans Land setzten, so verliessen sie ihre Sonnenschirme bey dem ersten Eintritt ins Prassat.

Der Oc=yà Vang hat das Commando über den Vang, und vereinigt in seiner Person alle die Geschäfte, welche die Reparaturen des Pallastes betreffen, die Befehle, welche in dem Pallaste beobachtet werden müssen, und die Ausgaben, welche zur Unterhaltung des Königs, seiner Weiber, seiner Verschnittenen und aller derer, welche der König in dem Vang ernährt, gehören. Der Oc=ya=Vang war es, welcher nach dem Beyspiele anderer

Gouverneurs, welche die königlichen Gesandten an dem Eintritt ihrer Distrikte empfangen hatten, sie an dem Thore des Vangs empfieng, und sie zur Audienz bey dem König, seinem Herrn, einführte.

Die Thore des Pallastes sind immer verschlossen, und an jeder steht ein Thürhüter, der mit Waffen versehen ist, aber, anstatt sie zu tragen, befinden sie sich in einem Hüttchen an dem Thore. Wenn jemand anklopft, so meldet es der Thorhüter dem Officier, welcher in dem ersten Umfang das Kommando hat, und ohne dessen Erlaubniß niemand weder hinein, noch herausgehen darf. Niemand aber darf bewafnet hinein gehen, auch niemand, der kurz vorher Arak getrunken hat, um sich zu versichern, daß kein Betrunkener hinein kommt. Daher visitirt und beriecht der Officier den Mund aller, welche hinein gehen wollten.

Diese Stelle wird von zwey Personen versehen, die täglich mit einander abwechseln. Am Tage ihres Dienstes bleiben sie vier und zwanzig Stunden in dem Pallaste, und die übrigen Tage sind sie zu Hause. Ihr Titel ist Oc-Meuing Thion, oder Prá-Meuing Thion. Es war einer von diesen Meuing Thion, der das erste Kompliment des Königs von Siam den königlichen Gesandten überbrachte, da sie noch auf der Rhede waren, und der sie auch nachher immer begleitete, da sie ans Land gestiegen waren.

Zwischen den beyden ersten eingefangenen Plätzen, und unter einem Schirmdach ist eine kleine Anzahl Soldaten, welche unbewafnet sind und auf den Füssen hocken.

Dieses sind die Kenlái oder Braspeints, von denen ich schon anderswo geredet habe. Der Officier, der sie unmittelbar commandirt, ist selbst ein Bras-peint, und heißt Oncaras, und er führt mit seinen Leuten die Befehle des Königes aus, so wie die Officiere und Soldaten der prätorianischen Kohorten die Befehle der römischen Kaiser in Ausführung brachten. Aber zu gleicher Zeit wachen sie für die Sicherheit der Person des Königes; denn es befindet sich in dem Pallaste alles, was zu ihrer Bewafnung nöthig ist. Sie rudern auch das Fahrzeug des Königs, und der König von Siam hat keine andere Garde zu Fuß. Ihre Stellen sind, wie alle andere des Königreichs, erblich, und nach einem alten Gesetze soll sich ihre Anzahl nicht über sechs hundert belaufen; aber das ist wahrscheinlich so zu verstehen, daß nicht mehr als sechs hundert von ihnen sich in dem Pallaste befinden sollen; denn in dem ganzen Umfange des Reichs muß es deren mehrere geben.

Allein dieser Prinz begnügt sich an Ceremonientagen mit dieser Garde nicht, wie es auch bey der ersten Ceremonie der königlichen Gesandten war. Bey ähnlichen Gelegenheiten läßt er seine Sklaven bewafnen, und wenn ihre Anzahl noch nicht groß genug ist, so bewafnet man auch die Sklaven der vornehmsten Beamten. Man gibt ihnen allen rothgefärbte Hemden von Mousselin, Musqueten, oder Bogen, oder Lanzen, und auf die Köpfe vergoldete hölzerne Sturmhauben, welche man zu diesem Ende aus dem Magazin nimmt. Sie machten eine doppelte Reihe bey dem Empfang des Herrn von Chaumont; und nachdem er vor ihnen vorbey war, so eilten diejeni-

gen, welche er hinter sich zurück gelassen hatte, ihm durch Nebenwege zuvor zu kommen, um die leeren Plätze wieder auszufüllen. Zu unserer Zeit marschirten sie neben den königlichen Gesandten. Wir fanden auch einen Theil der Sklaven vor der kleinen Stiege, welche in den Audienzsaal führt, auf das Gesicht niedergeworfen. Die einen hielten die kleinen, unbrauchbaren Trompetchen, wovon ich schon geredet habe, und die andern hatten kleine Trommeln, vor sich, worauf sie aber nicht schlugen. Die Meuing Thiou sind die Näi aller dieser Sklaven, und diese Sklaven rudern die Fahrzeuge des königlichen Gefolgs, und man braucht sie auch übrigens zu verschiedenen Arbeiten.

Sonst hatten die Könige von Siam eine japanesische Garde, die aus sechs hundert Mann bestand; weil aber diese sechs hundert Mann, so oft es ihnen beliebte, das ganze Königreich in Furcht und Schrecken setzen konnten. Der Vater des gegenwärtigen Königs aber fand, nachdem er sich ihrer bedient hatte, sich der Krone zu bemächtigen, ein Mittel, sich von ihnen mehr durch List, als durch Gewalt los zu machen.

Die Garde zu Pferde des Königs von Siam besteht aus Leuten aus Láos, einem andern benachbarten Lande, deren Hauptstadt Meen heißt; und da diese Leute aus Meen und Láos Frohndienste leisten, so macht er diese Garde so zahlreich, als es ihm beliebt, und so viel als er Pferde dazu anwenden will.

Der Oc-Coune Ran Patchi kommandirt den rechten Flügel dieser Garde; sein Sohn befindet sich in

Frankreich, und lernt seit einigen Jahren die Kunst eines Röhrenmeisters zu Trianon. Der Oc-Coune Pipitcharatcha, oder, wie ihn das Volk nennt, der Oc-Coune Petrachta kommandirt die andere Hälfte derselben, welche auf dem linken Flügel dient; aber ausser diesen zwey Officieren kommandirt die Garde von Láos der Oc-yá Láo, und diese Garde von Meen der Oc-yà Meen, welcher aber ein anderer als der ist, welcher Huren hält.

Ausserdem hat der König von Siam noch eine ausländische Garde zu Pferd in seinen Diensten, welche aus dreyhundert Reutern besteht; aber weder diese, noch die von Láos und von Meen machen jemals die Wache in dem Pallaste aus. Sie werden alsdann nur aufgefodert, wenn der König eine Reise machen will, um ihn zu begleiten, und dieses wird als ein auswärtiger Dienst, und nicht als ein innerlicher Dienst in dem Pallast angesehen.

Diese fremde Garde besteht erstlich aus zwey Kompagnien Mohren, jede dreyssig Mann stark, Leute die aus den Staaten des Moguls abstammen, eine ganz hübsche Gestalt haben, aber für feige Memmen gehalten werden. Zweytens aus einer Compagnie von zwanzig tartarischen Chinesen, welche mit Bogen und Pfeilen bewafnet sind, und wegen ihres Muthes gefürchtet werden; und endlich in zwey Compagnien, jede von fünf und zwanzig Mann, eigentliche Indianer, die auf mohrisch gekleidet sind, welche man Rasbutten nennt und vorgeben, daß sie alle vom königlichen Geblüte abstammen. Man rühmt ihre Tapferkeit, welche aber doch nur die Wirkung des Opiums ist, wie ich schon oben bemerkt habe.

Der König von Siam gibt allen diesen Garden Waffen und Pferde; und ausserdem kostet ihm jeder Mohr jährlich drey Catis und zwölf Teils, d. i. ungefähr fünf hundert und vierzig Livres und ein Kleid vom rothen Wollenzeug, und ein jeder der zwey Mohrencapitains erhält fünf Catis und zwölf Teils, oder acht hundert und vierzig Livres, und ein scharlachenes Kleid. Die Rasbutten sind auf dem nemlichen Fuße gehalten; aber ein jeder tartarischer Chinese kostet ihm nur jährlich sechs Teils oder fünf und vierzig Livres, und ihr Capitain funfzehn Teils oder hundert und zwölf Livres und zehn Sols.

In den ersten Höfen befinden sich auch die Ställe für die Elephanten und für die Pferde, welche bey dem Könige am meisten gelten, und welche man die Elephanten und Pferde von Namen nennt, weil dieser Prinz ihnen wirklich einen Namen gibt, wie er allen Officieren im Innern seines Pallastes und den wichtigsten Beamten seines Reichs, welche sich dadurch vor andern, die keinen solchen Namen führen, sehr auszeichnen, einen Namen beylegt. Derjenige, welcher die Aufsicht über die Pferde hat, und entweder für ihren Unterhalt sorgt, oder sie dressirt, und eine Art von Oberstallmeister ist, heißt Oc-Louang Thoum-pon; sein Belat oder Lieutenant heißt Oc-Meuing si-sing Toup Pa-chat; er hat allein die Erlaubnis mit dem Könige zu reden.

Die Elephanten, welchen Namen beygelegt sind, werden mehr oder wenig ehrenvoller behandelt, je nachdem ihr Name mehr oder weniger ehrenvoll ist; es hat aber ein jeder von ihnen mehrere Menschen zu seiner Bedienung. Sie werden nie ohne Schmuck ausgeführt;

und weil alle mit Namen belegte Elephanten nicht alle in dem Umfange des Pallastes gehalten werden können, so sind einige in der Nähe einquartirt.

Die Völker haben eine so große Hochachtung gegen die Elephanten, daß sie überzeugt sind, daß ein so edles, tapferes und gelehriges Thier nicht anders, als von einer edlen Seele belebt seyn kann, welche sonst in dem Körper eines Prinzen oder einer vornehmen Person sich aufgehalten hat; noch einen größern Begriff haben sie aber von den weissen Elephanten. Diese Thiere sind selten, und sie finden sich, wie man sagt, sonst nirgends, als in den Wäldern von Siam. Sie sind nicht ganz weisse, sondern fleischfarbigt; und daher spricht Vliet von weissen und rothen Elephanten. Die Siamesen nennen diese Farbe Peuack, und ich zweifle nicht, daß sie dadurch die ins weisse spielende Farbe bezeichnen, und übrigens an diesem Thiere so selten ist, daß sie ihm die Verehrung dieser Völker zuziehen, und zwar so, daß sie sagen, daß immer die Seele eines großen Königes in dem Körper eines weissen Elephanten, es sey nun ein Männchen oder ein Weibchen, logiere.

Aus eben dieser von der Farbe hergenommenen Ursache sind die weissen Pferde diejenigen, welche die Siamesen am meisten schätzen. Davon will ich folgende Probe geben. Der König von Siam, welcher ein krankes Pferd hatte, ließ den Herrn Vincent, den provenzalischen Arzt, von dem ich schon geredet habe, bitten, er möchte demselben ein Heilmittel verordnen. Und um ihn zu bereden, (denn er wußte wohl, daß die europäischen Aerzte sich nicht so weit herunter lassen, Thiere in

die Kur zu nehmen) ließ er ihm sagen, daß dieses Pferd Mogol (das ist, weiß) wäre, und zwar von vier Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite her, ohne einige Vermischung mit indianischem Geblüte, und daß er ihn blos in dieser Rücksicht bitten ließe. Die Indianer nennen diese weissen Pferde Mogols, welche sie wieder in asiatische und in europäische Mogols eintheilen. Dem sey nun, wie ihm wolle, von dieser Achtung gegen die weisse Farbe, sowohl bey Menschen, als bey Thieren, habe ich in Siam keine andere Ursache als die von der Hochachtung, welche die Siamesen gegen die weissen Elephanten haben, entdecken können. Nach den weissen schätzen sie diejenigen sehr hoch, welche ganz schwarz und ebenfalls sehr selten sind; und sie färben einige mit dieser schwarzen Farbe, wenn sie nicht von Natur recht schwarz sind.

Der König von Siam erhält immer einen weissen Elephanten in seinem Pallaste, welcher wie der König aller Elephanten, welche der König unterhält, behandelt wird. Derjenige, welchen der Herr von Chaumont in diesem Lande sah, war schon bey unserer Ankunft, mit Tod abgegangen. Er bekam einen andern, sagt man, am 7ten December 1687, wenige Tage vor unserer Abreise; aber dieser Elephant war noch in den Wäldern, und bekam keine Besuche; und auf diese Art sahen wir keinen weissen Elephanten. Andere Berichte haben uns belehrt, daß dieses Thier aus goldenem Geschirr bedient wird.

Die Aufsicht über die Balons des Königes und seine Galeeren hat der Calla-hom. Ihr Arsenal ist gegen dem

königlichen Pallast über am Fluße. Ein jedes dieser Schiffe ist in einem Kanal, der von dem Wasser des Flußes gemacht wird, eingeschlossen, und ein jeder dieser Kanäle ist mit Holz umgeben und bedeckt. Ein jeder dieser eingefangenen Plätze ist verschlossen, und hat in der Nacht eine Wache. Die Balons zum gewöhnlichen Dienste sind nicht so zierlich, als diejenigen, welche bey Ceremonien gebraucht werden; und ausser diesen leztern ist einer, den der König seinen Beamten blos zu diesen Gelegenheiten gibt; denn diejenigen, welche er ihnen zu den gewöhnlichen Ceremonien überläßt, sind weniger schön.

Zwölftes Kapitel.

Diejenigen Beamten, welche sich der Person des Königes von Siam am meisten nähern.

In dem Vang sind einige von den isolirten Sälen, die ich schon beschrieben habe, in denen sich die Officiere versammeln, sowohl ihre Geschäfte abzuwarten, oder den Hof zu machen, das ist, die Befehle des Königes zu erwarten.

Der gewöhnliche Ort, wo er sich ihnen zeigt, ist der Saal, in welchem er den Gesandten des Königs von Frankreich Audienz gab; und er zeigt sich daselbst nicht anders, als durch ein Fenster, wie es vor Zeiten der Kaiser von China that. Dieses Fenster ist in einem höhern Zimmer und hat die Aussicht auf den Saal; man möchte es im ersten Stockwerke nennen. Es steht ungefähr in der Höhe von neun Fuß, und man mußte ungefähr drey Stuffen hinauf steigen, um den Brief des Königes aus meiner Hand in die Hand des Königes zu übergeben In den zwey Winkeln des Saals neben diesem Fenster

sind zwey eben so hohe Thüren und zwey sehr gerade Stiegen, um hinauf zu steigen. Statt aller Meublen findet man in diesem Saal nur drey Sonnenschirme, einen vor dem Fenster mit neun Rundungen, und zwey auf den beyden Seiten des Fensters mit sieben Rundungen. Der Sonnenschirm ist in diesem Lande was in dem Unsrigen der Baldachin ist.

In diesem Saale, welchen man das königliche Gemach oder vielmehr Vorgemach nennen könnte, erwarten die Beamten des Königs von Siam seine Befehle. Er hat vier und vierzig junge Leute, wovon der älteste nicht über vier und zwanzig Jahre alt ist, welche die Siamesen Mahatlek nennen, so viel als in Europa die Pagen. Diese vier und vierzig Pagen sind in vier Banden, jede zu eilf Personen, eingetheilt. Die zwey erstern sind zur der rechten Hand, und werfen sich in dem Saal zur rechten Hand des Königes nieder; die zwey leztern sind von der linken Hand und werfen sich auch zur linken Hand nieder. Der König gibt einem jeden einen Namen und einen Säbel, und sie überbringen die Befehle an die zahlreiche Dienerschaft von aussen, die sehr zahlreich ist, und die von dem Könige keinen Namen erhalten. Die Siamesen nennen sie Caloang, und das sind die Caloangs, welche der König wegen ordentlicher und außerordentlicher Aufträge in die Provinz absendet.

Ausserdem haben die vier und vierzig innern Pagen ihre regelmässigen Geschäfte. Die einen, z. B. bedienen den König mit Betel, die andern sorgen für seine Waffen, wieder andere haben die Aufsicht über seine Bücher, und lesen ihm, wenn er es verlangt, in seiner Gegenwart vor.

Dieser Prinz ist sehr wißbegierig. Er ließ den Curtius, während wir in Siam waren, in das Siamesische übersetzen; und er hat schon mehrere unserer Geschichtschreiber übersetzen lassen. Er hat Kenntniß von den europäischen Staaten, und ich kann um so weniger daran zweifeln, weil er einstmals, da er mir Gelegenheit gab, ihm zu sagen, daß Deutschland ein Wahlreich sey, mich fragte: ob es ausser dem deutschen Reich und Pohlen noch ein anderes Wahlreich in Europa gebe? Und dabey hörte ich ihm das Wort Poloma aussprechen, wovon ich mit ihm nicht geredet hatte. Man hat mir versichert, daß er oft gesagt habe: die Kunst zu regieren ließe sich nicht errathen, und daß man durch viele Erfahrung und Lektüre gewahr werde, daß man sie noch nicht völlig verstehe. Er wollte aber vorzüglich die Geschichte unsers Königs studieren; denn er ist nach der neuesten Geschichte von Frankreich begierig.

Um auf die vier und vierzig Pagen zurück zu kommen, so muß ich noch sagen, daß sie von vier Officieren kommandirt werden, welche, weil sie so nahe um den König sind, in einem grossen Ansehen stehen, aber doch nicht in einem gleichen Grade; denn der erste ist mehr, als der zweyte, der zweyte mehr als der dritte u. s. w. Sie haben den Titel Oc-Meuing oder Prá-Meuing: Meuing Vái, Meuing Sara-pet, Meuing Semeuntchái, Meuingsii. Die Säbel und Dolche, welche sie vom Könige bekommen, sind mit einigen Edelgesteinen besetzt. Alle vier sind ansehnliche Nai, und haben viele Subalternofficiere unter sich. Uebrigens war der Meuingsii der Begleiter des Meuing Thion an dem

Bord unserer Schiffe, um den königlichen Gesandten das erste Kompliment des Königes von Siam zu überbringen, und er war es auch, dem der Meuing Thion, ob er gleich eine höhere Würde hat, den ersten Platz und das erste Wort einräumte, weil der Meuingsii drey oder vier Jahre älter als er war; aber der älteste von beyden war nicht über dreyßig Jahre.

Während die königlichen Gesandten bey dem Könige von Siam Audienz hatten, befand sich an einem Orte, den man nicht bemerkte, ein Officier, der, wie man mir sagte, allein das Recht hat, sich vor dem König seinem Herrn nicht auf die Erde nieder zu werfen; und dieses macht seinen Dienst sehr ehrenvoll. Ich habe vergessen, seinen Titel in meinen Memoiren aufzuzeichnen. Er richtet beständig seine Augen auf den König, um seine Befehle zu empfangen, welche er aus verschiedenen Zeichen erkennt, welche er wieder durch Zeichen andern Hofbedienten, die sich ausser dem Saale befinden zu verstehen gibt. So bald unsere Audienz geendigt war, das heißt, so bald der König aufhörte, mit uns zu reden, so machte der König bey der herrschenden tiefen Stille ein Zeichen, welches wir nicht sogleich bemerkten; und sogleich hörte man in der Tiefe des Saals und an einen erhabenen Ort, den man aber nicht sah, ein Geräusche mit Schellen, wie diejenigen sind, womit ein Tambourin behangen ist. Dieses Geräusche war mit einem Schlag begleitet, welchen man von Zeit zu Zeit auf eine Trommel that, die ausser dem Saal unter einem Schirmdach hieng. Weil sie groß ist, so gibt sie einen tiefen und majestätischen Schall von sich; sie ist mit einer Elephantenhaut bezogen.

Niemand machte unterdessen eine Bewegung, bis der König, dem eine unsichtbare Hand nach und nach den Stuhl hinten wegzog, sich von dem Fenster entfernte, und den Laden zuzog. Und sogleich hörte der Schall der Schellen und der großen Trommel auf.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Weiber des Pallastes und die Officiere der Garderobbe.

Was das Zimmer des Königs von Siam anbetrift, so sind darinnen die Weiber die eigentlichen Bedienten, weil niemand das Recht hat, dort hinein zu gehen. Sie machen das Bett des Königes und besorgen seine Küche; sie kleiden ihn an und decken seine Tafel; aber niemand, als er, berührt sein Haupt, wenn man ihn ankleidet, und es geht auch nichts über seinen Kopf weg. Die Einkäufer bringen die Lebensmittel den Verschnittenen, und diese geben sie den Weibern, und diejenige, welche sie kocht, thut Salz und Gewürz nicht anders, als nach dem Gewichte, daran, damit es nie zu wenig und nie zu viel sey. Dieses soll, wie man mir sagte, eine medicinische Vorschrift der Aerzte, wegen der schlechten Gesundheit des Königes, und nicht eine alte Gewohnheit des Pallastes seyn.

Die Weiber gehen niemals aus dem Pallaste, als mit dem Könige, auch thun es die Verschnittenen nicht ohne ausdrücklichen Befehl. Man sagt, daß er blos acht oder zehn, sowohl weisse als schwarze habe. Die verstorbene Königin, welche seine Frau und seine Schwester zugleich war, hieß Nang Akamahisii. Es ist nicht

leicht, den Namen des Königes zu erfahren; sie verheelen denselbigen mit Sorgfalt und aus Aberglauben, aus Furcht, daß man eine Zauberey mit seinem Namen treiben möchte. Andere aber sagten mir, daß ihre Könige nur nach ihrem Tod einen Namen bekommen, welcher ihnen ihr Nachfolger gibt; und das würde gegen die vorgeblichen Zaubereyen mehr als sicher stellen.

Von der Königin Acamahisii ist, wie man von einer Seite sagt, eine einzige Tochter des Königs von Siam gebohren worden, welche gegenwärtig den Rang und die Bedienung einer Königin hat. Die andern Weiber des Königs (welche man überhaupt Thäou Vang nennt, indem das Wort Thaou, welches Herr heißt, auch Dame und Geliebte bezeichnet) sind ihm unterworfen, und sie betrachten ihn als ihren Gebieter. Sie sind ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, eben so wie die Verschnittenen, welche sie bedienen; indem sie nirgend anders ihre Klagen anbringen können, als bey der Königin, welche sie richtet und sie züchtigen läßt, um den Frieden unter ihnen zu halten. Dieses ist bey allen asiatischen Höfen gebräuchlich; aber es ist weder zu Siam, noch in irgend einem Theile des Morgenlandes gebräuchlich, daß eine Königin eine Provinz zu regieren habe. Es ist auch leicht zu begreifen, daß, wenn der König eine von seinen Damen mehr, als andere liebt, er sie der Eifersucht und den Verfolgungen der Königin zu entziehen weiß.

Man nimmt von Zeit zu Zeit zu Siam Mädchen zum Dienste des Vang, oder zu Maitressen des Königs, wenn sie diesem Prinzen anstehen; aber die Siamesen liefern ihre Töchter nicht ohne Gewalt aus, weil sie dieselben

nicht mehr wieder sehen, und sie kaufen sie um so viel Geld, als sie können, wieder los, so daß dieses oft eine Art von Gelderpressung wird; denn man hebt viele Töchter blos deswegen aus, um sie an ihre Eltern für ein Lösegeld wieder zu verkaufen.

Der König von Siam hat wenig Weiber, und zwar in allem acht oder zehn; und das nicht aus Enthaltsamkeit, sondern aus Ersparnüs. Ich habe schon gesagt, daß es in diesem Lande mehr Pracht, als Wollust ist, mehrere Weiber zu haben. Sie sind daher darüber sehr erstaunt, wenn sie hören, daß ein so grosser König, wie der unsrige ist, nur eine einzige Gemahlin hat, daß er keine Elephanten besitzt, und daß seine Länder keinen Reis hervor bringen; so wie wir uns auch darüber wundern, wenn man uns sagt, daß der König von Siam weder Pferde, noch in seinem Solde stehende Regimenter hat, und daß in seinem Lande weder Getreide, noch Weintrauben wachsen, ob gleich alle Nachrichten die Reichthümer und die Macht des Königreich Siams so sehr erheben.

Die Königin hat ihre Elephanten und ihre Fahrzeuge, so wie auch Officiere, welche für sie sorgen, und sie begleiten, wenn sie ausgeht; aber es darf sie niemand sehen, als ihre Verschnittenen und ihre Weiber. Für alle übrigen Menschen ist sie unsichtbar, und wenn sie sich aus dem Pallaste entfernt, sey es nun auf einem Elephanten, oder auf einem Balon, so ist sie in einer mit Vorhängen behangenen Chaise eingeschlossen, welche ihr erlaubet alles zu sehen, was sie will, aber sie selbst unsichtbar machen; und dann gebietet es auch die Ehrfurcht, daß man, wenn man ihr nicht entgehen kann, sich auf

die Erde nieder wirft, und ihr den Rücken zukehrt, wenn sie vorbey passirt.

Sie hat auch ausserdem ihr eigenes Magazin, ihre Fahrzeuge und ihre Finanzen. Sie treibt auch Handel und da wir in diesem Lande ankamen, so war die Prinzessin, von welcher ich sagte, daß sie wie eine Königin behandelt wurde, mit dem König ihrem Vater sehr abgeworfen, weil er sich allein den auswärtigen Handel zugeeignet hatte, und sie dadurch, wider die alte Gewohnheit des Landes, des ihrigen beraubt hatte.

Die Töchter folgen in der Regierung nicht nach; denn sie werden kaum als frey betrachtet. Der älteste Sohn der Königin war immer durch das Gesetz der Nachfolger. Weil nichts desto weniger die Siamesen kaum begreifen können, daß zwischen Prinzen von ungefähr einerley Rang, der ältere sich vor dem jüngern niederwirft, so geschieht es oft, daß unter Brüdern, ob sie gleich nicht alle Söhne der Königin sind, und daß zwischen Onkeln und Neffen, der älteste den Vorzug erhält, oder vielmehr, daß es die Macht ist, welche darüber entscheidet. Die Könige selbst machen die königliche Nachfolge ungewiß; denn anstatt, daß sie beständig für den ältesten Sohn der Königin als Nachfolger entscheiden, so folgen sie öfters der Neigung zu dem Sohn einer ihrer Weiber, in die sie verliebt sind.

Aus dieser Ursache hat z. B. der König von Bantam Krone und Freyheit verlohren. Er wollte vor seinem Tode einen seiner Söhne, welchen er von einem seiner Weiber hatte, zu seinem Nachfolger erklären; aber der älteste Sohn der Königin warf sich in die Arme der Holländer. Diese setzten ihn auf den Thron, nachdem sie

seinen Vater überwunden hatten, welchen sie noch gefangen halten, wenn er anderst nicht todt ist; allein zur Belohnung für diesen Dienst sind sie Meister des Hafens und der ganzen Handlung von Bantam geblieben.

Die Thronfolge ist in China nicht besser eingerichtet, obgleich daselbst ein ausdrückliches und sehr altes Gesetz zum Besten des ältesten Sohns der Königin vorhanden ist. Aber welches Gesetz wird etwas gelten, so wichtig er auch seyn mag, wenn die Leidenschaften der Könige sie immer zu verwirren suchen? Alle Morgenländer halten sich in der Wahl ihrer Könige aufs höchste an ihre königliche Familie, und nicht an einen gewissen Prinzen der königlichen Familie; ungewiß in der einzigen Sache, in welcher es die Europäer nicht sind. In allen übrigen Dingen wechseln wir täglich ab; sie aber ändern darinnen nichts. Bey ihnen herrschen immer einerley Sitten, immer einerley Gesetze, Religionsgebräuche und Religion; wie man daraus schliessen kann, wenn man das, was man gegenwärtig sieht, mit dem vergleicht, was die Alten von den Indianern geschrieben haben.

Ich habe gesagt, daß die Weiber des Pallastes den König von Siam ankleiden; aber sie haben die Aufsicht über seine Garderobe nicht, sondern dazu sind Officiere bestimmt. Der ansehnlichste unter allen ist derjenige, welcher seine Mütze berührt, ob es ihm gleich nicht erlaubt ist, sie auf den Kopf des Königes seines Herrn zu setzen. Es ist dieses ein Prinz aus dem königlichen Geblüte von Camboya, weil der König von Siam sich rühmt, aus demselbigen entsprungen zu seyn, indem er sich nicht rühmen kann, aus dem Stamme der Könige

seiner Vorfahrer zu seyn. Der Titel dieses Chefs der Garderobe ist Oc-yà Out haya tanne, woraus genug erhellt, daß der Titel Pa-yá nicht Prinz bedeutet, weil dieser Prinz diesen Namen nicht führt. Unter ihm hat der Oc-Prá Rayja Vounsâ die Aufsicht über die Kleider. Rayja oder Råja oder Ragi, oder Ratcha ist nur ein einziges indianisches Wort das verschieden ausgesprochen wird, und so viel als königlich heißt, welches in der Zusammensetzung bey mehrern indianischen Wörtern vorkommt.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Hofsitten und der Politik der Könige von Siam.

An dem Hofe zu Siam ist es der gewöhnliche Gebrauch, zweymal des Tages eine Rathsversammlung zu halten, und zwar gegen zehn Uhr des Morgens, und gegen zehn Uhr des Abends, wenn die Stunden nach unserer Art gezählt werden.

Sie theilen den Tag in zwölf Stunden, vom Morgen bis zur Nacht gerechnet. Die Stunden nennen sie Mong; sie zählen sie wie wir, geben ihnen aber keine besondern Namen, wie die Chineser. Was die Nacht anbetrift, so theilen sie dieselbige in vier Nachtwachen ein, welche sie Tgiam nennen; die Griechen, Römer, Juden und andere Völker haben Tag und Nacht auf eben diese Art eingetheilt.

Das siamesische Volk hat keine Uhren; weil aber die Tage beynahe das ganze Jahr hindurch gleich sind,

so ist es ihnen leicht, immer zu wissen, welche Stunde es sey, und zwar blos durch einen Blick auf die Sonne. In dem Pallaste des Königs bedient man sich einer Art von Wasseruhr: diese besteht aus einer kleinen kupfernen Schaale, auf deren Boden sie eine fast unbemerkbare Oefnung machen. Sie setzen dieselbige ganz leer auf das Wasser, und da dringt nun das Wasser nach und nach in die kleine Oefnung hinein. Wenn nun die Schaale so voll ist, daß sie zu Boden sinkt, so ist eine Stunde, oder der zwölfte Theil des Tages verflossen. Sie messen die Nachtwachen auf eine ähnliche Art ab, und wenn eine Nachtwache vorüber ist, so machen sie auf einem kupfernen Becken ein Geräusch.

Ich habe schon oben gesagt, wie sich die Proceße in dem Staatsrechte des Königs von Siam endigen; auch die Staatsangelegenheiten werden daselbst untersucht, und ungefähr auf eben diese Art entschieden. Derjenige Rath, welchem der König eine Angelegenheit übergibt, stattet darüber Bericht ab, so gut als er kann, und dann geht man zu den konsultativen Votiren über, und bis dahin ist die Gegenwart des Königes nicht nöthig. Wenn er nun kommt, so hört er den Bericht an, welchen man ihm von der vorhergehenden Berathschlagung abstattet; er wiederholt die Meinungen in der Kürze, widerlegt diejenigen, welche er mißbilliget, und alsdann entscheidet er. Wenn die Angelegenheit ihm eine reifere Ueberlegung zu verdienen scheinet, so entscheidet er noch nicht; sondern, wenn er die Schwierigkeiten vorgetragen hat, so überträgt er die Untersuchung einigen seiner Räthe, welche er ausdrücklich dazu ernennt; und das sind vornemlich diejenigen,

welche einer andern Meinung waren, als er. Wenn nun diese sich wiederum miteinander berathschlagt haben, so lassen sie durch einen von ihnen von ihrer neuen Berathschlagung bey vollem Rath und in Gegenwart des Königs Bericht erstatten; und darauf tritt der König zu einer Parthey über und endigt den Proceß. Allein manchmal, aber sehr selten, und in Angelegenheiten von einer gewissen Beschaffenheit, zieht der König die vornehmsten Sancrês, welche die Obern der Talapoinen sind, zu Rathe, deren Ansehen er übrigens, so viel ihm möglich ist, beschneidet, ob er gleich dem Scheine nach viel Ehrfurcht gegen sie hat. Endlich gibt es auch solche Fälle, in welchen er die Beamten der Provinzen zu Rathe zieht; aber bey allen Vorfallenheiten und in allen Sachen entscheidet er, wenn es ihm gefällt, und er ist niemals gezwungen, weder irgend eine Person um seine Meinung zu fragen, noch einer andern Meinung, als der seinigen, zu folgen.

Oft bestraft er einen schlechten, oder belohnt einen guten Rath. Ich sage: einen guten oder schlechten, nach seiner Meinung; denn er allein ist der Richter. Daher bemühen sich seine Minister sehr, vielmehr seine Meinung zu erforschen, als ihm die ihrige zu entdecken, und sie lassen sich auch nicht darinnen irre machen, wenn auch er sich bemüht, ihnen seine Gedanken zu verheelen.

Uebrigens ist der Vorfall, worüber er sie um Rath fragt, nicht immer ein wirklicher Fall; sondern es ist bisweilen nur eine Frage, welche er ihnen zur Uebung vorlegt.

Er hat auch die Gewohnheit, seine Beamten über das Prá Toen Rá zu examiniren, welches das Buch

ist, das, wie ich gesagt habe, alle ihre Pflichten enthält, und er läßt diejenigen, welche nicht gut antworten können, züchtigen, sogar mit Steckenstreichen, wie ein Vater seine Kinder, wenn er sie unterrichtet, züchtiget.

Es ist ein altes Gesetz des Staates zur Sicherheit des Königs vorhanden, dessen Ansehen aber natürlicher Weise entkräftet ist, daß nemlich die Hofleute ohne ausdrückliche Erlaubniß einander keinen Besuch machen dürfen, ausgenommen blos bey Hochzeiten und Leichenbegängnissen, daß sie nicht miteinander reden sollen, wenn sie einander begegnen, ausser ganz laut, und in Gegenwart eines dritten; wenn aber die Könige von Siam ungeschickt oder nachlässig sind, so setzt sie kein Gesetz in Sicherheit. Heut zu Tage können sich die Hofleute bey der Spielgesellschaft einfinden, wo eine große Anzahl derselbigen alle Gelegenheit zu Intriguen zu suchen scheint.

Das Handwerk eines Verräthers, welches überall, wo es freygebohrne Menschen gibt, verabscheut wird, ist allen Einwohnern von Siam bey den geringsten Dingen unter Todesstrafe anbefohlen; und auf diese Art ist alles, wovon zwey Zeugen etwas wissen, fast gewiß dem Könige verrathen, weil ein jeder eilt, ihm davon Nachricht zu geben, aus Furcht, es möchte ihm darinnen sein Kammerad zuvor kommen, und er des Stillschweigens schuldig bleiben.

Der König von Siam traut gegenwärtig in einer wichtigen Sache nicht dem einzigen Bericht desjenigen, dem er die Sache übertragen hat; aber er traut auch nicht der Anzeige eines einzigen Angebers. Er hat eine Menge

heimlicher Spionen, die er besonders befragt; und bisweilen schickt er mehr als einen ab, um diejenigen auszufragen, welche an der Sache, wovon er unterrichtet seyn will, Antheil haben.

Und dem ungeachtet kann er leicht betrogen werden; denn ein Verräther ist überall ein schlechter Mensch, und keinem schlechten Menschen darf man trauen. Uebrigens ist die Schmeicheley in Indien so groß, daß sie die indianischen Könige überredet, daß, wenn es auch ihr Interesse es erforderte, von allem unterrichtet zu seyn, es ihrer Würde nicht angemessen ist, etwas anzuhören, was ihnen mißfallen könnte. Man wird, zum Beyspiel, dem König von Siam nicht sagen, daß es ihm an Sklaven oder Frohndiensten fehle, weil dieses ihm etwas unangenehmes sagen hiesse. Man wird ihm nicht sagen, daß man seinen Willen nicht thun will, sondern man wird das Unrecht thun, und wenn dasselbige an den Tag kommt, so wird man es durch eine Ausflucht entschuldigen. Man wird ihm eine schlimme Neuigkeit ganz anders erzählen, als sie ist, damit ihm die Wahrheit nur nach und nach zu Ohren komme und ihn weniger beleidige, und damit es leichter sey, ihn zu beruhigen. Man wird ihm niemals zu einen schlimmen Entschluß rathen; man wird ihm aber denselbigen durch Einschmeichelungen beyzubringen suchen, damit er sich selbst für den Urheber dieses Entschlusses halte, und also den bösen Ausgang sich selbst zuschreiben möge. Ueberhaupt wird man zu ihm nicht sagen, daß er etwas, was er schlecht gemacht hat, ändern müsse; sondern man wird ihn zu überreden suchen, sie gewissermassen noch besser zu machen, um nur einen

Vorwand zu haben; und in dem neuen Projekt wird man, ohne ihm davon Nachricht zu geben, dasjenige ändern, was man zu ändern im Sinne hat. Ich habe selbst manches von dem, was ich hier sage, gesehen, und das übrige hat man mir versichert.

Doch dergleichen Kunstgriffe sind immer sehr gefährlich; man kann den gegenwärtigen König von Siam in keinem Stück ungestraft beleidigen. Strenge bis zur äußersten Härte läßt er, ohne gerichtliche Formalitäten wen er will, und durch jede selbstbeliebige Hand, in seiner Gegenwart, und manchmal den Ankläger mit dem Angeklagten, den Unschuldigen mit dem Verläumder hinrichten, denn, wenn die Beweise zweifelhaft bleiben, so wirft er, wie ich schon gesagt habe, die beyden Partheyen den Tigern vor.

Nach der Hinrichtung stößt er einige beleidigende Spottreden gegen den Leichnam aus, welche eine Warnung für die Lebendigen sind; wie z. B. als er demjenigen, der sein Magazin bestohlen hatte, geschmolzenes Silber in den Hals giessen ließ, so sagte er zu dem Leichnam: Elender, du hast mich um zehn Pfund Silber bestohlen, und es kostete mich nur drey Unzen, um dir dein Leben zu nehmen. Nachher aber beklagte er sich darüber, daß man ihn in seinem Zorn nicht zurück gehalten habe, es mag nun seyn, daß ihm wirklich seine unüberlegte Grausamkeiten gereut habe, oder es mag seyn, daß er den Leuten weis machen will, daß er nur in seiner ersten Hitze grausam ist.

Bisweilen wirft er einen Schuldigen einem gereizten Stier vor, und bewafnet den Schuldigen mit einem

hohlen Stecken, der eigentlich nur dazu dient, den Stier scheu zu machen, aber nicht zu verletzen, womit er sich einige Zeit vertheidiget. Zu einer andern Zeit übergibt er die Verurtheilten den Elephanten, um von ihnen mit Füßen getreten und getödet, oder von ihnen in die Höhe geworfen, aber nicht getödet zu werden; denn man versichert, daß sie dazu abgerichtet werden können, und daß sie, wenn sie einen Menschen nur werfen sollen, denselben einander zuwerfen, und ihn mit ihren Rüsseln und Zähnen auffangen, ohne ihn auf die Erde fallen zu lassen. Ich habe dieses zwar nicht gesehen; aber ich kann nach der Art, wie man mich davon versicherte, nicht daran zweifeln.

Die gewöhnlichsten Strafen sind aber diejenigen, welche mit der Natur des Verbrechens in einiger Beziehung stehen. Zum Beyspiel die gegen das Volk ausgeübte Erpressungen, und ein gegen das Geld des Königs verübter Diebstahl werden dadurch bestraft, daß man dem Verbrecher geschmolzenes Gold oder Silber in den Hals gießt; die Lügen oder die Entdeckung eines Geheimnißes werden mit dem Zunähen des Mundes bestraft. Man schlitzt den Mund auf, um ein Stillschweigen zu bestrafen, das nicht hätte beobachtet werden sollen. Ein Fehler in der Exekution der Befehle wird dadurch gezüchtiget, daß man den Kopf verwundet, gleichsam als wenn man das Gedächtniß zur Strafe ziehen wollte. Dieses geschieht so, daß man ihn mit der Schärfe des Säbels einige leichte Hiebe versetzt, um es aber manierlich und keine grossen Wunden zu machen, hält man den Säbel nur mit einer Hand an dem Rücken, und nicht mit der Faust.

Die Strafe des Schwerdts wird nicht blos dazu gebraucht, um einen Verbrecher den Kopf abzuschlagen, sondern auch, um ihn in der Mitte entzwey zu spalten. Auch die Stockschläge sind in Siam bisweilen eine Todesstrafe. Wenn aber auch gleich die Stockschläge nicht bis zum Tode gehen sollen, so ist sie doch sehr strenge, und beraubt oft einen Menschen sein Bewustseyn.

Wenn die Frage ist, einen Prinzen förmlich hinzurichten, wie es möglich ist, entweder wenn der König sich einen seiner Anverwandten vom Halse schaffen will, oder wenn ein Usurpateur eine Familie, welcher er die Krone entrissen hat, zu vertilgen sucht, so machen sie sich ein Gewissen daraus, königliches Geblüt zu vergießen aber sie lassen den Prinzen Hungers sterben, und manchmal langsamen Hungers, indem sie ihm täglich etwas von den Nahrungsmitteln entziehen, oder sie ersticken ihn mit kostbaren Stoffen; oder sie strecken ihn auf einem scharlachenen Tuch aus, welches sie hoch schätzen, weil bey ihnen die Wolle rar ist, und schlagen ihm den Magen mit einem Klotz von Sandelholz ein. Dieses Holz ist wohlriechend und sehr geschätzt. Es gibt davon dreyerley Arten: das weisse ist besser, als das gelbe, und beyde wachsen nur auf den Inseln Soloe und Timeo, welche östlich von Java liegen. Das rothe ist geringer, als die beyden vorigen Arten, und wächst an mehreren Orten.

Die Könige in Asien setzen ihre ganze Sicherheit darein, sich furchtbar zu machen, und das war seit undenklichen Zeiten ihre ganze Politik; es mag sie nun entweder eine lange Erfahrung gelehrt haben, daß diese Völker einer Liebe gegen ihren Despoten nicht fähig sind, oder es

mögen diese Könige nicht einsehen, daß sie, je gefürchteter sie sind, desto mehr sie sich zu fürchten haben. Wie dem auch seyn mag, das äusserste Mißtrauen, in welchem die Könige von Siam beständig leben, zeigt sich nur gar zu sehr in der Vorsicht, welche sie beobachten, um allen geheimen Umgang zwischen den Grossen zu verhindern, die Thore ihrer Palläste verschlossen zu halten, keine bewafnete Person hinein zu lassen, und selbst ihre eigenen Garden zu entwafnen. Ein geladenes Gewehr in der Nähe des Pallastes abzuschießen, so daß es der König hören kann, ist ein Kapitalverbrechen, und da man kurz nach der Verschwörung der Macassaren einen Pistolenschuß in dem Pallaste hörte, so vermuthete man, daß der König mit diesem Schuß einen seiner Brüder getödet habe, weil nur der König allein einen Schuß thun darf, und weil man übrigens den Verdacht hatte, daß einer seiner Brüder in diese Verschwörung mit verwickelt war. Und das war noch nicht aufgeklärt, da wir von Siam abreißten.

Ausser diesen Strafen, welche ich angeführt habe, haben sie auch weniger schmerzhafte, die aber dem Verbrecher mehr beschimpfen, wie z. B. einen Menschen an einem öffentlichen Platz in Ketten geschlossen auszusetzen, wobey der Hals in einer Art von Leiter steckt, welche Cangua und auf siamesisch Ka heißt. Es sind auch Handschellen, und Stöcke, worein die Füße gesteckt werden, gewöhnlich.

Der Verbrecher wird manchmal in einen Graben gesetzt, um niedriger, als die Erde zu seyn; aber dieser Graben ist nicht immer breit, sondern er ist öfters ganz

enge, so daß der Schuldige darinnen, eigentlich zu reden, bis an die Schultern eingegraben ist. Dabey wird es für die größte Schande gehalten, wenn man ihm Maulschellen oder Ohrfeigen gibt, oder wenn man ihm mit der Hand über den Kopf fährt, eine äusserste große Beschimpfung, zumal wenn dieses von der Hand einer Frauensperson geschieht.

Was aber in diesem Falle noch ganz besonders ist, ist dieses, daß die entehrendeste Strafe nicht länger beschimpfend ist, als sie dauert. Derjenige, welcher sie heute ausgestanden hat, wird morgen, wenn es der Prinz so haben will, in die wichtigsten Aemter zurück treten.

Noch mehr; sie machen sich eine Ehre aus den Strafen, wenn sie dieselbigen auf Befehl des Königs erhalten, da sie es für eine väterliche Sorgfalt von seiner Seite für denjenigen ansehen, welche er die Gnade hat züchtigen zu lassen. Nach den Stockschlägen bekommt man Glückwünsche und Geschenke, und es ist überhaupt im ganzen Morgenlande gebräuchlich, daß die Züchtigungen für Liebesbezeugungen angesehen werden. Wir sahen einen jungen Mandarin im Gefängniß liegen, um bestraft zu werden, und da ein Franzos ihm anbot, bey seinen Obern für ihn um Gnade zu bitten, so antwortete der Mandarin auf portugiesisch: nein, ich will sehen, wie weit Seine Liebe gehen wird; so wie ein Europäer sagen wird: ich will sehen, wie weit seine Strenge gehen wird. Von einer hohen Würde auf eine niedrigere herab gesetzt zu werden, ist keine Schande, und dieses war dem zweyten Gesandten, den wir hier gesehen haben, begegnet. Doch geschieht es bisweilen auch, daß man sich in diesem

lande aus Verzweiflung aufhängt, wenn man sich von einer hohen Würde bis zur äußersten Armuth und zu Frohndiensten des Königs herabgesetzt sieht, obgleich dieser Sturz nicht entehrend ist.

Ich habe schon an einem andern Orte gesagt, daß der Vater manchmal an der Strafe des Sohnes Theil nimmt, da er von der Erziehung, welche er demselbigen gegeben hat, Rechenschaft geben muß. In China muß ein Beamter für die Fehler der Personen aller Familien gut stehen, weil sie behaupten, daß derjenige, der seine eigene Familie nicht zu regieren weiß, keines öffentlichen Amtes fähig ist. Die Furcht also, welche Privatpersonen haben, wenn aus ihren Familien angesehene Beamten kommen, macht sie alle so vorsichtig, als wenn sie lauter Magistratspersonen wären. Auch in Siam und in China wird ein Beamter wegen der Fehler eines andern, der unter seinen Befehlen steht, bestraft, weil er über denjenigen wachen soll, der von ihm abhängt, und weil er das Recht hat, ihn zu bestrafen, so ist er auch für seine Aufführung verantwortlich. So sind noch wenige Jahre verflossen, seitdem man in Siam den Oc-Prá-Simóho-sot, den Brama der Nation, welcher noch gegenwärtig ein Staatsrath des Königs von Siam ist, an der Cangue mit dem Kopf eines Unglücklichen, welcher hingerichtet wurde, der an seinem Halse hieng, ausgesetzt worden, ohne daß er beschuldigt wurde, an dem Verbrechen desjenigen, dessen Kopf man an seinem Hals gehenkt hatte, einen andern Antheil genommen hätte, als daß er zu nachlässig über denjenigen wachte, welcher ihm untergeordnet war. Daher wird man sich nach meiner

Meinung nicht wundern, daß die Stockschläge in Siam so häufig sind. Bisweilen sieht man mehrere Beamte an der Cangue im Kreise herum gestellt, und in der Mitte von ihnen den Kopf eines Menschen, welcher hingerichtet worden ist, und dieser Kopf hängt an verschiedenen Stricken an dem Halse eines jeden dieser Beamten.

Das Schlimmste ist dieses, daß der geringste Schein eines Verbrechens eine Handlung kriminell macht. Es ist beynahe die Anklage schon genug, um schuldig zu seyn. Eine an sich selbst unschuldige Handlung wird für schlimm angesehen, wenn einer sich bemüht, ein Verbrechen daraus zu machen. Und daher kommt es, daß die vornehmsten Beamten des Landes so oft in Ungnade fallen. Man wußte mir, zum Beyspiel, nicht alle die Barcalons zu erzählen, welche der gegenwärtige König, seit dem Antritt seiner Regierung gehabt hat.

Die Grösse der Könige, deren Gewalt despotisch ist, besteht in einer Macht über alle, und auch über ihre eigenen Brüder. Die Könige von Siam verstümmelten die ihrigen auf verschiedene Art, wenn sie konnten; sie ließen sie durchs Feuer blenden, sie machten sie durch Verdehnung der Glieder lahm, oder stumpften sie durch starke Getränke ab, weil sie glauben, sich und ihre Kinder nicht anders gegen die Unternehmungen ihrer Brüder in Sicherheit setzen können, als wenn sie ihre Brüder zur Regierung unfähig machen. Auch der gegenwärtig regierende König hat seine Brüder nicht besser behandelt. Dieser Prinz wird daher unsern König um das sanfte Glück, von seinen Unterthanen geliebt zu seyn, und um den Ruhm, von seinen Feinden gefürchtet zu werden, nicht beneiden,

welche letztere alle miteinander sich nicht für stark genug gegen ihn alleine halten. Die Idee von einem großen König, der sich seinen Nachbarn fürchterlich machte, gibt es in Siam nicht, wenn er nur von seinen Unterthanen gefürchtet wird.

Ueber diese Regierungsform läßt sich noch folgende Bemerkung machen, daß das Joch derselbigen, die Wahrheit zu gestehen, weniger drückend für das gemeine Volk, als für die Grossen ist. Ehrgeiz führt in diesem Lande zur Sklaverey; die Freyheit und andere Annehmlichkeiten des Lebens sind für den gemeinen Stand. Je weniger man dem Könige bekannt, und je weiter man von ihm entfernt ist, desto ruhiger kann man leben. Und aus diesem Grunde betrachtet man die Aemter in den Provinzen als eine Belohnung für die im Pallaste geleisteten Dienste.

Die Stelle eines Ministers ist gefährlich; nicht allein wegen der natürlichen Unbeständigkeit, die sich in dem Charakter des Königes finden kann, sondern auch weil jedermann die Wege offen stehen, seine Klagen gegen die Minister vor die Ohren des Prinzen zu bringen. Und obgleich die Minister und alle andere Beamten alle Kunstgriffe anwenden, um das Vorbringen dieser Klagen unnütze zu machen, wodurch man sie alle angreifen könnte, so sind doch nichts destoweniger alle diese Klagen gefährlich; und manchmal kann die geringste Klage schädliche Folgen haben, und die sehr gut gegründete Gunst stürzen. Mit solchen Beyspielen, welche sich gar oft ereignen, ist das Volk sehr zufrieden, und wenn der König gegenwärtig seine Erpressungen, ohne durch die Noth dazu gedrungen zu seyn, nicht gar zu weit getrieben hätte, so würde

seine Regierung dennoch dem gemeinen Volke gefallen, daß er den Großen fürchterlich ist.

Dem ungeachtet hat er so viel Achtung gegen sein Volk, daß er seine Auflagen auf die angebauten Ländereyen nicht vermehrt, und weder auf die Körnerfrüchte, noch auf die Fische Abgaben legt, um sich wenigstens mit nichts, was zum Leben vothwendig ist, zu bereichern. Eine solche Mässigung ist desto bewundrungswürdiger, weil man sie bey einem Prinzen nicht erwarten sollte, der in dem Grundsatze erzogen worden ist, daß seine Ehre darinn bestehe, seiner Gewalt keine Gränzen zu setzen, und seinen Schatz immer mehr zu bereichern.

Alleine diese Könige, welche so uneingeschränkte Herren des Vermögens und des Lebens ihrer Unterthanen sind, sitzen doch nur sehr wankend auf ihren Thronen. Sie finden bey niemand, oder höchstens nur bey einer kleinen Anzahl von Domestiken, diese Treue und diese Liebe, welche wir für unsere Könige haben. Diese Völker, welche nichts Eigenthümliches besitzen, und mit demjenigen zufrieden sind, was sie in die Erde vergraben haben, haben keine Anhänglichkeit an ihr Land, da sie auch kein festes Etablissement in demselbigen haben. Entschlossen, unter welchem Prinzen es auch sey, das nemliche Joch zu tragen, und versichert, daß sie kein schwereres tragen können, nehmen sie an dem Schicksal ihres Königs keinen Antheil, und die Erfahrung lehrt, daß sie bey der geringsten Unruhe die Krone demjenigen überlassen, welchem die Uebermacht oder die Geschicklichkeit dieselbige gibt. Ein Siamese, ein Chinese, ein Indianer sterben gerne, um einen Privathaß zu sättigen, oder um ein sehr unglückli-

ches Leben, oder einen sehr grausamen Tod zu vermeiden; aber für ihren König, oder für ihr Vaterland zu sterben, diese Tugend kennen sie nicht. Bey ihnen findet man die mächtigen Bewegungsgründe nicht, durch welche unsere europäischen Völker zu einer muthigen Vertheidigung belebt werden. Sie haben kein Erbgut zu verlieren, und ihre Freyheit wird ihnen oft lästiger, als ihre Sklaverey. Die Siamesen, welche der König von Pegu im Kriege gefangen nahm, lebten in Pegu, zwanzig französische Meilen von Pegu, ruhig, und sie bauten daselbst das Land an, das ihnen der König von Siam gab, ohne daß die Erinnerung an ihr Vaterland ihnen ihre neue Sklaverey verhaßt machte. Und eben so denken auch die Peguaner, welche sich in dem Königreich Siam befinden.

Die Könige des Morgenlandes werden, so zu sagen, für adoptirte Söhne des Himmels gehalten. Man glaubt, daß sie göttliche Seelen haben, die auch weit über andere Seelen durch ihr Verdienst erhoben sind; daher auch die Natur der Könige für weit glücklicher gehalten wird, als anderer Menschen. Wenn aber dennoch einer von ihren Unterthanen einen Aufruhr erregt, so ist das Volk in Zweifel, welche von den beeden Seelen besser ist, die des rechtmässigen Prinzen, oder die des rebellischen Unterthans, indem sie zweifeln, ob nicht die Adoption des Himmels vom Könige auf den Unterthan übergegangen ist. Ihre Geschichten sind voll solcher Beyspiele, und die Geschichte von China, welche uns der P. Martinio geliefert hat, enthält sonderbare Raisonnements, durch welche sich die Chineser, das heißt, die chinesischen Philosophen, oft beredet haben, daß sie bey der Aenderung ihres Herrn

dem Willen des Himmels gefolgt wären, auch wenn sie manchmal einen Strassenräuber ihrem rechtmässigen Prinzen vorgezogen haben.

Ausserdem aber, daß die despotische Gewalt beynahe immer der Vertheidigung beraubt ist, so wird sie übrigens über den, der sie besitzt, gemißbraucht.

Ein jeder, der sich des Geistes, oder der Person des Prinzen zu bemächtigen weiß, braucht fast nichts weiter zu thun, um den Prinzen selbst vom Thron zu stossen; weil die Ausübung der Gewalt in dem Prinzen zu sehr vereiniget ist, und er ausser sich niemand hat, der ihn im Fall der Noth vertheidige. Auch darf ein König von Siam niemals minderjährig seyn, oder sich gar zu leicht am Gängelbande herum führen lassen. Der Scepter dieses Landes fällt bald aus denjenigen Händen, welche einer Unterstützung nöthig haben, um ihn zu halten. In denjenigen Reichen hingegen, wo mehrere permanente Obrigkeiten den Glanz und die Ausübung der königlichen Gewalt theilen, tragen eben diese Obrigkeiten Sorgfalt, sie dem Könige zu erhalten, welcher sie mit ihnen theilt; denn sie überlassen ihren Antheil nicht an einen Usurpateur, welcher Antheil auch denjenigen zu erhalten weiß, den der König selbst nicht zu erhalten wußte.

In den alten Revolutionen von China scheint es, daß derjenige, welcher sich des königlichen Siegels bemächtigte, sich sogleich zum Herrn des Ganzen machte, weil das Volk den Befehlen gehorchte, auf welchen das königliche Siegel erschien, ohne erst zu fragen, in wessen Händen denn das königliche Siegel wäre. Und die arg-

wöhnische Sorgsamkeit, welche der König von Siam für das seinige hat, das er es niemals jemand anvertraut, überzeugt mich, daß es in diesem Lande eben so beschaffen ist. Die Gefahr für diese Prinzen liegt also eben darinnen, worinnen sie ihre Sicherheit setzen. Ihre Politik will, daß ihre ganze Macht auf ihrem Siegel beruhe; aber diese Politik setzt ihre Herrschaft vieler Gefahr aus, da sie ihr Siegel leicht verliehren können.

Eben diese Gefahr befindet sich bey einem großen Schatz, dem einzigen Hülfsmittel aller despotischen Regierungen, wo die ausgesaugten Völker keine außerordentlichen Steuern in öffentlichen Nothfällen hergeben können. In einem grossen Schatz vereinigen sich alle Staatskräfte, und wer sich des Staates bemächtiget, der bemächtiget sich auch des Schatzes. So richtet also nicht nur ein großer Schatz das Volk, welchem er abgepreßt wird, zu Grunde, sondern er dient auch oft gegen diejenigen, welche ihn zusammen häufen, und eben dieses trägt zu seiner Verschleuderung bey.

Funfzehntes Kapitel.

Die gesandtschaftlichen Gebräuche zu Siam.

Im ganzen Morgenlande ist ein Ambassadeur nichts anders, als ein königlicher Bote; er stellt seinen Herrn nicht in seiner Person vor. In Vergleich mit derjenigen Hochachtung, welche man den Beglaubigungsschreiben, die er überreicht, bezeuget, wird ihm wenige Ehre erwiesen. Ob gleich der Herr von Chaumont ausserordentlicher Gesandter, war, so hatte er doch kein königliches Leibfahrzeug, selbst nicht am Tage seines Einzugs; aber

das Schreiben des Königs von Frankreichs, welches er dem König von Siam zu übergeben hatte, wurde in ein solches königliches Fahrzeug gelegt. Es hatte dasselbige vier Sonnenschirme auf vier Seiten stecken, und wurde von vier andern königlichen Fahrzeugen begleitet, die ebenfalls mit Sonnenschirmen geschmückt, aber leer waren; wie der König von Spanien, wenn er in einem Staatswagen fährt, und er gesehen und erkannt seyn will, immer einen andern Wagen dabey hat, der leer nachfährt, und de respetto heißt, ein Wort, das aus Italien kommt, und daselbst im Gebrauch ist. Selbst die Geschenke des Königes wurden auf königlichen Fahrzeugen gefahren, und eben dieses wurde bey dem Einzug der königlichen Gesandten beobachtet. So machen auch die Morgenländer keinen Unterschied zwischen einem Ambassadeur und einem Abgesandten, sie kennen weder Ambassadeurs, noch ordentliche Gesandten, noch Residenten, weil sie niemand absenden, um an einem fremden Hofe zu residiren, sondern um daselbst eine Sache auszumachen, und alsdann wieder zurück zu kehren.

Die Siamesen schicken niemals mehr und niemals weniger, als drey Ambassadeurs zugleich. Der erste heißt Rayja Tout, das ist, königlicher Bote, der zweyte Oubba Tout, und der dritte Trit Tout; (Ausdrücke, welche ich nicht verstehe) aber die zwey letztern Ambassadeurs sind verbunden, in allen Stücken dem Gutachten des ersten zu folgen.

Ein jeder also, der im Morgenlande einen Brief des Königs überbringt, wird für einen Ambassadeur gehalten. Daher kam es, daß, als der persische Gesandte,

den der Herr von Chaumont im Königreich Siam zurück ließ, zu Tenasserim gestorben war, seine Bedienten einen unter sich gewählt haben, um den Brief des Königs von Persien an den König von Siam zu überbringen, und derjenige, welcher erwählt wurde, ist ohne einen andern Charakter, als wenn er der wirkliche Ambassadeur gewesen wäre, und mit den nämlichen Ehrenbezeugungen, welche der König von Persien vorher dem Ambassadeur von Siam erwiesen hatte, aufgenommen worden.

Dasjenige aber, worinnen sie einen Ambassadeur hauptsächlich als ein simplen Boten ansehen, ist dieses, daß der König von Siam in der Abschiedsaudienz ein recepisse wegen des erhaltenen Briefes gibt; und wenn dieser Prinz eine Antwort ertheilt, so gibt er sie dem Gesandten nicht, sondern er schickt mit derselbigen seine Gesandten ab, um sie zu überbringen.

Ein fremder Gesandter, der in Siam ankommt, wird beym Eintritt des Reichs so lange angehalten, bis der König von Siam davon Nachricht erhält; und wenn er von siamesischen Ambassadeurs begleitet wird, wie wir es waren, so reisen die siamesischen Gesandten voraus, um dem König ihrem Herrn die Nachricht von ihrer Ankunft zu bringen, und von der Ankunft des fremden Gesandten, den sie führen.

Ein jeder fremder Gesandter wird von dem König von Siam frey gehalten und einquartirt; er kann auch während der Zeit seiner Gesandtschaft Handlung treiben; allein er kann keine Sache unternehmen, bis er sein Beglaubigungsschreiben überreicht, und seine Instructionen im Original mitgetheilt hat.

Der Abgesandte kann nicht in die Hauptstadt kommen, ohne gerade zur Audienz zu gehen; und er kann auch nach genommener Abschiedsaudienz nicht länger in der Hauptstadt bleiben. Wenn er von der Abschiedsaudienz weggeht, so reiset er auch aus der Stadt ab. Daher läßt ihn auch der König am Tage vor seinem Abschiede fragen: ob er ihm nichts weiter vorzutragen habe? und in der Abschiedsaudienz fragt er: ob er zufrieden wäre?

Der König residirt vornemlich in seiner Hauptstadt, und in derselben gibt er auch die solennen Audienzen; ausser derselbigen wird jede Audienz für eine Privataudienz und ohne wirkliche Ceremonien gehalten. Die ganze Garde, sowohl die gewöhnliche, als auch diejenige, welche nur zur Parade dient, ward bey der Audienz zu Siam unter Waffen gestellt. Die Elephanten und Pferde erschienen mit ihren schönen Geschirren und in großer Anzahl, bey dem Einzuge der königlichen Gesandten: aber nichts von allen diesen geschah bey den Audienzen zu Louvo. Zu Siam hatte der Sonnenschirm, welcher vor dem Fenster des Königs aufgepflanzt war, neun Rundungen, und von den zween zur Seite hatte ein jeder sieben; zu Louvo hatte der König keinen Sonnenschirm vor sich, aber zwey zu beyden Seiten, von denen jeder nur vier Rundungen hatte, und welche weit höher waren, als die zu Siam. Der König war zu Louvo nicht an einem bloßen Fenster, wie zu Siam, sondern er war in einem Umfang von Bäumen, der an den hintern Theil des Saales stieß, in den er hinten auf ebener Erde hinein gieng, durch ein Gemach, das etwas höher war, als der Saal. Uebrigens war die Thüre des Saals zu Louvo groß und in der

Mitte der Mauer, das heißt, dem Könige gerade gegen über; anstatt daß zu Siam die Thüre niedrig und enge, und fast in einem Winkel des Saales war; Unterschiede, die in diesem Lande alle ihren Grund haben, wo die geringsten Kleinigkeiten abgemessen und mit Aufmerksamkeit gemacht sind. Bey der Audienz zu Siam waren vor dem Könige in dem Saal auf die Erde hingestreckt fünf und zwanzig Personen auf jeder Seite, in fünf Reihen auf beyden Seiten; bey den Audienzen zu Louvò aber waren es nur zwey und dreyßig, sechzehn auf jeder Seite, vier in jeder Reihe. Die Ankunftsaudienz, in welcher das Beglaubigungsschreiben überreicht wurde, wird immer in der Hauptstadt gegeben, und zwar mit aller nur möglichen Pracht aus Achtung gegen das Kreditiv; die andern Audienzen wurden ausser der Hauptstadt und mit weniger Pracht gegeben, weil dabey kein Schreiben des Königs zum Vorschein kam.

Es ist bey allen Audienzen gebräuchlich, daß der König, und nicht der Abgesandte zuerst redet. Was er in den Ceremonien-Audienzen sprach, schränkte sich auf einige Fragen ein, die fast immer die nemlichen waren; hierauf sagte er zu dem Gesandten, daß er sich in Ansehung aller Vorschläge, welche er zu machen hätte, an dem Barcalon wenden sollte. Harangen stehen ihm gar nicht an, ob er gleich die Gütigkeit hatte, mir auf die Komplimente, welche ich ihm vorzutragen die Ehre hatte, zu sagen, daß ich ein großer Wort-Baumeister (Ingenieur de paroles) wäre. Man hält es für schön, die Worte in Figuren einzuhüllen, Sonne, Mond und Sterne darinnen anzubringen. Der König von Siam glaubt, daß, je

långer ein Gesandter zum erstenmal mit ihm redet, er ihn destoweniger Ehre anthue. Und wirklich, da ein Abgesandter bey ihnen nichts, als ein Bote ist, der ein Schreiben übergibt, so ist es natürlich, daß er nichts zu sagen hat, als das, worüber er befragt wird. Nachdem also der König mit dem Abgesandten geredet hatte, so ließ er ihm Arak und Betel nebst einem Kleid reichen, womit sich der Abgesandte auf der Stelle bekleidet, und manchmal auch einen Säbel und eine goldene Kette.

Der König von Siam gab Säbel, goldene Ketten und Kleider, oder manchmal blos Kleider den vornehmsten französischen Officieren, aber er gab ihnen keine Audienz, als wenn er sie gleichsam von ungefähr in seinen Gärten, oder ausser seinem Pallaste bey einem Schauspiele antraf.

In allen Arten von Geschäften sind die Indianer langsam in Abschließung derselbigen, und zwar wegen der langen Dauer ihrer Berathschlagungen; denn sie gehen niemals von ihren Gebräuchen ab. Sie haben viel Phlegma und Verstellung. Sie sind einschmeichelnd in ihren Reden, listig in ihren Schriften, und Betrüger, so bald man sich von ihnen betrügen läßt. Die Lobeserhebungen, welche die Weiber und die Hofschranzen des Königes von Siam ihm beylegen, wenn sie ihm recht große Schmeicheleien vorsetzen wollen, bestehen darinnen, daß sie ihm nicht sagen, daß er ein Held oder der größte Feldherr der Welt wäre, sondern, daß er immer der feinste unter allen Prinzen gewesen sey, mit dem sie zu thun gehabt hätten. Sie verbinden sich schriftlich zu nichts, als unter der Bedingung, wofern es ihnen möglich ist.

Die Portugiesen, welche von Natur stolz und mißtrauisch sind, haben die Indianer jederzeit mit vielem Stolz und mit sehr geringem Zutrauen behandelt; und die Holländer haben geglaubt, es nicht besser machen zu können, als in diesem Stücke den Portugiesen nachzuahmen, weil wirklich die in einem Geiste der Knechtschaft erzogene Indianer listig sind, und, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, gegen diejenigen sich demüthig betragen, welche sie mit Stolz behandeln, stolz aber gegen diejenigen, welche sie schonen. Der König von Siam sagt von seinen Unterthanen, daß sie eine Affennatur haben, indem sie zittern, so bald man sie nur an dem Ende des Strickes fest hält, daß sie aber ihren Herrn nicht mehr kennen wollen, so bald man den Strick los läßt. Es sind in Indien die Beyspiele nicht selten, daß bloße europäische Factors ungestraft die Officiere der indianischen Könige mit dem Stock ausgeprügelt haben; und es ist gewiß, daß gewisse lebhafte Gegenvorstellungen, welche man einigemal in diesem Lande machte, uns gewagter schienen, als die Stockschläge es in diesem Lande nicht sind, wenn sie mit kaltem Blute und ohne Ausbrüche des Zorns gegeben werden. Einen Menschen, der sich von der Hitze hinreissen läßt, verachten die Indianer sehr.

So wie aber der Handel ihr größtes Interesse ist, so sind Geschenke bey Gesandschaften in diesem Lande wesentlich. Es ist dieses ein Tauschhandel zwischen Königen unter einem ehrenvollen Namen. Ihre Höflichkeit lehrt sie, auf mancherley Art zu zeigen, wie sehr sie die empfangenen Geschenke zu schätzen wissen. Wenn es eine Sache zum Gebrauch ist, wenn sie auch gleich nicht bey

ihnen gebräuchlich seyn sollte, so bereiten sie öffentlich alles nöthige vor, als wenn sie eine wahre Lust darnach hätten. Wenn es eine Sache ist, die man an sich trägt, so werden sie sogleich in Gegenwart des Gebers darinnen erscheinen. Wenn es Pferde sind, so werden sie sogleich einen Stall bauen, um sie darein zu stellen. Ist es weiter nichts als ein Fernglas, so werden sie sogleich eine Anhöhe aufwerfen, um mit dem Fernglas in die Weite sehen zu können; und so werden sie bey allen Geschenken alles nur mögliche thun, um den Prinzen zu ehren, der sie geschickt hat. Nichts desto weniger haben sie nur für den Profit ein Gefühl. Ehe die Geschenke des Königs aus unsern Händen giengen, kamen einige Hofleute des Königs von Siam, um eine schriftliche Beschreibung derselbigen aufzusetzen, sie zählten sogar alle Steine von einer jeden Sorte, womit die Stickereyen besetzt waren; und damit es nicht scheinen möchte, daß der König ihr Herr dafür Sorge trage, um es zu verhindern, daß sie nicht von denjenigen Hofleuten gestohlen würden, durch deren Hände die Geschenke giengen, so sagten sie, daß der König neugierig und ungeduldig wäre, und daß sie von der Beschaffenheit dieser Geschenke Rechenschaft ablegen, und bereit seyn müßten, ihm auf die geringste Kleinigkeit genau zu antworten.

Alle morgenländischen Prinzen machen sich eine große Ehre daraus, Gesandtschaften zu erhalten, und dagegen so wenige, als möglich zu schicken, weil es nach ihrer Meinung ein Beweis ist, daß man sie und ihre Reichthümer nicht übertreffen könne, daß ihre Reichthümer aber die Reichthümer der Fremden übersteigen. Sie betrachten

sogar die Gesandtschaften als eine Art von Huldigung an, und sie halten die fremden Abgesandten, so lang als es ihnen möglich ist, an ihren Höfen auf, um auch die Ehre, welche man ihnen erweiset, zu verlängern. Der Großmogul, der Kaiser von China und der von Japan schicken niemals Abgesandte ab. Selbst der König von Persien schickte nur deswegen einen nach Siam, weil der Gesandte des Königs von Siam einen von ihm verlangt hatte.

Die siamesischen Gesandten müssen Rechnung ablegen, weil sie Handlung dazu treiben, und sie legen sie meistens sehr gut ab, um Prügel zu vermeiden. So wurde der Aga Selim (dieß ist der Name eines Mohren, welchen der König von Siam vor acht oder neun Jahren, als seinen Abgesandten, nach Persien schickte) bey seiner Zurückkunft derb abgeprügelt, ob er gleich wahrscheinlich vollkommen gute Dienste gethan hatte. Er hatte die Handlung mit Persien hergestellt, und hatte den persischen Gesandten, von dem ich schon geredet habe, mit sich nach Siam geführt, welcher zu Tenassarim gestorben war. Er war ein Moula oder ein muhamedanischer Gesetzverständiger, welchen sich der Agi Selim von dem König von Persien ausgebetten hatte, um, wie er sagte, den König von Siam in der mahumedanischen Religion zu unterrichten. Bernier erzählt im zweyten Band seiner Reisen S. 54, daß während seines Aufenthalts in Indien die Abgesandten des Priesters Johann, der, wie jedermann weiß, sich für einen Christen ausgibt, von dem Großmogul einen Alkoran und acht in der mahumedanischen Religion sehr bekannte Bücher sich ausbat: eine elende Schmeicheley, worüber sich Bernier sehr ärgerte.

Ueberhaupt aber bedienen sich diese Handel treibende Könige sehr oft des Verwands der Religion, um ihren Handel auszubreiten.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Ausländern und verschiedenen Nationen, die sich nach Siam geflüchtet haben und daselbst wohnen.

Es war, wie ich schon gesagt habe, der freye Handel, welche sonst eine große Menge Fremde von verschiedenen Nationen nach Siam gelockt hatte. Diese ließen sich sonst dort nieder, mit der Freyheit, daselbst nach ihren Sitten zu leben, und daselbst öffentlich ihren verschiedenen Gottesdienst auszuüben. Eine jede Nation bewohnt ein besonderes Quartier. Die Portugiesen nennen sie Camp, und die Siamesen Ban. Diese Quartiere liegen ausserhalb der Stadt, und machen die Vorstädte aus. Ueberdieses erwählt jede Nation ein Oberhaupt, oder Nai, wie die Siamesen sagen, und dieses Oberhaupt besorgt die Angelegenheiten seiner Nation mit dem Mandarin, welchen der König von Siam dazu ernennt, und den man den Mandarin dieser Nation nennt. Wenn aber diese Angelegenheiten nur etwas wichtig sind, so werden sie durch diesen Mandarin nicht zu Ende gebracht, sondern müssen bey dem Barcalon angebracht werden.

Unter diesen verschiedenen Nationen sind unter der gegenwärtigen Regierung die Mohren am besten etablirt. Es war einstens selbst der Barcalon ein Mohr, wahrscheinlich weil der König von Siam glaubte, daß er durch dieses Mittel seinen Handel am besten bey den benach-

barten mächtigsten Fürsten ausbreiten werde, weil diese Fürsten alle der mahomedanischen Religion zugethan sind. Die vornehmsten Aemter bey Hofe und in den Provinzen waren damals in den Händen der Mohren. Der König von Siam lies ihnen auf seine Kosten mehrere Moscheen erbauen, und noch heutzutage trägt er die Kosten zu ihrem vornehmsten Feste, welches sie zum Angedenken des Todes des Haly oder seiner Kinder mehrere Tage hintereinander feiern. Die Siamesen, welche die muhamedanische Religion annahmen, hatten das Privilegium vom persönlichen Dienste befreyt zu seyn; allein so bald der Mohr Barcalon die Unbeständigkeit des Glückes in Siam erfuhr und in Ungnade fiel, so ist auch seitdem der Kredit seiner Nation von Tag zu Tage gesunken. Man nahm ihnen ihre Würden und ansehnlichsten Aemter, und sie mußten für die Siamesen, welche sie zu Muhamedanern gemacht hatten, die Frohndienste, wovon sie befreit worden sind, in baarem Gelde bezahlen. Ihre Moscheen blieben ihnen nichtsdestoweniger, so wie auch der öffentliche Schutz, den der König von Siam ihrer Religion, so wie allen fremden Religionen, gegeben hatte. Es wohnen gegenwärtig ungefähr drey bis vier tausend Mohren zu Siam, eben so viele in Indien gebohrne Portugiesen, eben so viele Chinesen, und vielleicht auch Malayen, und ausserdem noch verschiedene von andern Nationen.

Aber die reichsten Ausländer, und vornehmlich die Mohren, sind anderst wohin gezogen, seitdem der König von Siam fast den ganzen fremden Handel sich allein vorbehalten hat. Der König, sein Vater, hatte ehemals

eben dieses gethan, und vielleicht ist es in Siam eine Politik, es von Zeit zu Zeit so zu machen. Uebrigens ist es gewiß, daß sie den Handel immer beynahe frey gelassen haben, und daß derselbige oft zu Siam geblühet hat. Fernand Mendez Pinto sagt, daß zu seiner Zeit alle Jahre mehr als tausend fremde Schiffe dahin giengen; unterdessen aber hat er doch nicht mehr als zwey oder drey holländische Barken daselbst gesehen.

Die Handlung will eine gewisse Freyheit haben; niemand hat sich entschliessen können, nach Siam zu gehen, um nothwendiger Weise an den König dasjenige zu verkaufen, was er dahin brachte, und um allein von ihm dasjenige zu kaufen, was er aus dem Lande ziehen wollte, selbst wenn es für kein Produkt des Landes gehalten wurde. Denn ob sich gleich verschiedene fremde Schiffe zugleich zu Siam befanden, so war doch der Handel keinem Schiffe weder mit dem andern, noch mit den Landeseingebohrnen und Fremden erlaubt, bis der König, unter dem Vorwande, daß man dieses seiner königlichen Würde schuldig sey, alles das Beste auf den Schiffen aufgekauft hatte, und zwar um selbst beliebigem Preise, um es in der Folge wieder um selbstbeliebigen Preiß zu verkaufen; weil, wenn die Zeit der Abreise der Schiffe sich nähert, die Kaufleute lieber mit grossem Verlust verkaufen, und eine neue Ladung theuer einkaufen, als zu Siam eine neue Jahrszeit zur Abfahrt, ohne Hoffnung einen bessern Handel zu machen, erwarten wollen.

Uebrigens sind es weder Naturreichthümer, noch Manufakturen des Königreichs Siam, welche man da-

selbst suchen könnte. Die eingebohrnen Siamesen sind durch Auflagen und durch Frohndienste ruinirt und könnten, wenn es ihnen auch erlaubt wäre, keinen großen Handel treiben. Die Handlung wird nur vortheilhaft mit überflüssigem Gelde getrieben, und kaum findet man das zu Lebensbedürfnissen nöthige Geld in einem Lande, wo die Auflagen gar zu groß sind. Das von dem Volke allzuhäufig erhobene Geld, kommt sehr langsam wieder an das Volk zurück; und es kommt nicht alles an dasselbe wieder zurück, weil ein großer Theil davon in den Händen derjenigen zurücke bleibt, die es einnehmen und die Ausgaben des Königes besorgen. Und was denjenigen Theil des Geldes, welcher an das Volk zurück kommt, anbetrift, so bleibt er nicht in den Händen desselbigen zu dessem Gebrauche, sondern er kehrt bald wieder daraus in die Koffer des Königes zurück, so daß wenigstens aller kleiner Handel aus Mangel am Gelde aufhören muß, wodurch vielleicht auch der allgemeine Handel eines Staates sehr leidet. Dieses ist in Siam desto gewisser, wo der König alle Jahre seine Einkünfte zusammen häuft, anstatt sie zu verzehren. Nachdem ich also alles, was den König, die Beamten und das Volk von Siam anbetrift, erklärt habe, so ist es mir noch übrig von ihren Priestern, d. i. von den Talapoinen zu reden.

Siebzehntes Kapitel.

Von den Talapoinen und ihren Klöstern.

Die Talapoinen leben in einer Art von Klöstern, welche die Siamesen **Vat** nennen; sie bedienen die Tempel, welche auf siamesisch **Pihan**, und auf portugiesisch **Pa-**

goden heissen, von dem persischen Wort Poutghéda, welches so viel als Götzentempel heißt; aber die Portugiesen gebrauchen das Wort Pagode, um sowohl ein Götzenbild, als einen Tempel anzuzeigen.

Ein Tempel und ein Kloster nehmen einen großen viereckigten Platz ein, der mit einem Umfang von Bambusrohren umgeben ist. In der Mitte des Platzes ist der Tempel, als an dem heiligsten Orte ihres Aufenthaltes; und an den äussersten Enden dieses Platzes und längst des Einfangs von Bambusrohren, sind die Zellen der Talapoinen errichtet, so wie die Zelten eines Lagers, und manchmal stehen sie in einer doppelten oder dreyfachen Reihe. Diese Zellen sind kleine, abgesonderte Häuschen, die auf Pfeilern stehen. Die Zelle des Oberhauptes hat eben die Gestalt, ist aber etwas grösser und höher als die andern. An dem Tempel, und zwar ringsherum, stehen Pyramiden; und der Platz, den der Tempel nebst den Pyramiden einnimmt, ist nicht nur etwas erhöht, sondern auch von einer viereckigten Mauer eingeschlossen. Von dieser Mauer an bis zu den Zellen bleibt noch ein grosser leerer Raum, der gleichsam der Hof des Klosters ist. Manchmal sind diese Mauern ganz blos, und dienen nur zur Einschließung des Platzes, den der Tempel und die Pyramiden einnehmen; zuweilen aber ist längst dieser Mauer ein bedeckter Gang angebracht, welchen man in unsern Klöstern den Kreuzgang zu nennen pflegt, und auf die Höhe der Zwischenmauer, die längst dieser Galerien hinläuft, setzen sie nebeneinander eine große Anzahl von Götzenbildern, welche bisweilen vergoldet sind.

Ob es gleich aber in Siam auch weibliche Talapoinen gibt, welche in den meisten Stücken die Regel der männlichen Talapoinen beobachten, so haben sie dennoch keine andere Klöster, als die Talapoinen selbst. Da die Siamesen das hohe Alter an allen diesen Weibspersonen schätzen, denn es ist keine junge darunter, so ist dieses eine hinreichende Bürgschaft für ihre Keuschheit. Es gibt freilich nicht in allen Klöstern weibliche Talapoinen; aber in denjenigen, wo es dergleichen gibt, stehen ihre Zellen längst des bedeckten Ganges, von dem ich geredet habe, ohne auf eine andere Art von denen der männlichen Talapoinen unterschieden zu seyn.

Die Nens oder die Kinder der Talapoinen, sind zerstreut, und es befindet sich eins, zwey oder drey in einer jeden Zelle eines Talapoins; sie warten demjenigen, bey dem sie wohnen, auf, d. i. bey demjenigen, dem sie von ihren Eltern übergeben worden sind, so daß, wenn ein Talapoin zwey oder drey Nens hat, er daran keinen Vortheil findet. Es sind übrigens diese Nens nicht alle jung; einige werden in diesem Stande alt, und den ältesten unter allen nennen sie Taten. Er hat unter andern Geschäften auch den Auftrag, das Gras einzusammeln, welches in dem Umfang des Klosters wächst, weil die Talapoinen, nach ihrer Meinung, es nicht thun können, ohne eine Sünde zu begehen.

Die Schule der Nens ist ein abgesonderter von Bambus erbauter Saal, und ausser demselbigen ist immer noch ein anderer auch abgesonderter da, wo das Volk seine Allmosen an den Tagen, wenn der Tempel verschlossen ist, hinbringt, und wo sich auch die Talapoinen zu ihren

gewöhnlichen Konferenzen versammeln. Der Glockenthurm ist ein auch abgesonderter Umfang von Holz, welcher Ho-racang heißt. Aber die Glocke hat keinen eisernen Schwengel. Sie schlagen mit einem hölzernen Hammer darauf, und das geschieht nur im Krieg, oder aus kriegerischen Ursachen, daß sie ihre eherne Becken und andere Instrumente von Erz oder Kupfer mit hölzernen Hämmern schlagen.

Ein jedes Kloster steht unter der Aufsicht eines Obern, welcher Tahäou-Vat heißt, welches so viel heißt, als Klosterherr; aber die Würde aller dieser Obern ist nicht gleich. Die ehrwürdigsten sind diese, welche man Sankrat nennt, und der Sankrat des Klosters im Pallaste ist der ehrwürdigste unter allen. Nichts destoweniger hat kein Oberer und kein Sankrat weder eine Gewalt, noch eine Gerichtsbarkeit über den andern. Dieses Korps würde sehr fürchterlich seyn, wenn es nur ein einziges Oberhaupt hätte, und wenn es immer vereinigt und nach einerley Grundsätzen zu Werke gienge.

Die Missionairs haben die Sankrats mit unsern Bischöffen verglichen, und die bloßen Obern mit unsern Pfarrern; und sie waren geneigt zu glauben, daß dieses Land vor Zeiten christliche Bischöffe hatte, welchen die Sankrats nachgefolgt sind. Die Sankrats haben keine Gewalt und keine Gerichtsbarkeit, weder über das Volk, noch über diejenigen Talapoinen, welche nicht in ihr Kloster gehören, und man hat mir nicht sagen können, daß sie einen besondern Charakter haben, der sie zu Sankrats mache, ausser daß sie die Obern gewisser den Sankrats bestimmten Klöster sind. Ein jedes Kloster also, das

für einen Sankrat bestimmt ist, wird von andern Klöstern, wo sich nur bloße Obern befinden, dadurch unterschieden, daß Steine um den Tempel und an seine Mauern, deren jede doppelt ist, gesetzt sind, mit einer Art von Bischoffsmütze auf einem Fußgestelle. Auf siamesisch heissen sie Semá. Diese Aehnlichkeit der Steine mit einer Art von Bischoffsmützen ist der hauptsächlichste Grund, der die Missionarien auf die Vermuthung gebracht hat, daß die Sankrats Nachfolger der Bischöffe gewesen seyn möchten. Je mehr Steine um einen Tempel aufgerichtet sind, für desto höher wird die Würde des Sankrats gehalten; man findet aber niemals weniger, als zwey, und niemals mehr, als acht. Die Unwissenheit, in welcher sich die Siamesen in Ansehung dieser Steine befinden, hat die Missionnairs auf die Gedanken gebracht, ihren Ursprung in dem Christenthume zu suchen.

Der König von Siam gibt den vornehmsten Sankrats einen Namen, einen Sonnenschirm, eine Sänfte und Leute, um dieselbige zu tragen; allein die Sankrats bedienen sich nicht leicht dieser Equipage, als wenn sie zu dem Könige sich begeben. Der Sankrat des Pallastes heißt gegenwärtig Prà-Wiriat.

Der Geist des Ordens der Talapoinen ist, sich von den Sünden des Volkes zu ernähren, ein bußfertiges Leben für die Sünden derjenigen zu führen, welche ihnen Allmosen reichen, und vom Allmosen zu leben. Sie speisen nicht in Gemeinschaft, und ob sie gleich gegen die Weltlichen, welche zu ihnen die Zuflucht nehmen, sehr gastfrey sind, und selbst gegen die Christen, so ist es ihnen dennoch verboten, von den erhaltenen Allmosen etwas

mitzutheilen, wenigstens dürfen sie es nicht auf der Stelle thun; denn diese Allmosen werden zur Abbüssung der Sünden gegeben. Doch ist es keinem Talapoin schlechterdings verboten, seinem Mitbruder etwas zu geben, oder ihm in wirklicher Noth Beystand zu leisten. Ein jeder hat zwey Zimmer, eins auf jeder Seite der Thüre, um die Reisenden aufzunehmen, welche bey ihnen Quartier suchen.

Es gibt zwey Arten von Talapoinen zu Siam, so wie in dem ganzen übrigen Indien. Die einen leben in den Wäldern und die andern in den Städten; diejenigen, welche in den Wäldern leben, sagt man, führen ein Leben, welches unerträglich scheint, und welches es auch ohne Zweifel in weniger heissen Ländern, als Siam, oder in der thebaidischen Wüste in Egypten seyn würde.

Alle, sowohl diejenigen in den Städten, als in den Wäldern, müssen unter der Strafe des Feuers den ledigen Stand genau beobachten, so lange sie in ihrem Orden bleiben; und der König von Siam, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen sind, läßt ihnen in diesem Punkte keine Gnade widerfahren; denn da sie große Privilegien haben, und unter andern von sechsmonatlichen Frohndiensten befreit sind, so liegt es ihm daran, daß der Orden der Talapoinen nicht gar zu bequem werde, aus Furcht, es möchten alle seine Unterthanen in diesen Orden treten.

Ja, er läßt sogar, um die Anzahl dieser Privilegirten zu vermindern, sie von Zeit zu Zeit in ihren Wissenschaften examiniren, welche sich auf die balische Sprache und ihre Bücher einschränken; und da wir in diesem

Lande ankamen, so hat er mehrere Tausende wieder in den weltlichen Stand zurück versetzt, weil sie nicht gelehrt genug gefunden worden. Ihr Examinator war Oc-Louang Souracac, ein junger Mensch von acht und zwanzig bis dreyßig Jahren, ein Sohn desjenigen Oc-Prá Pipitcharatcha, von dem ich gesagt habe, daß er der Commandant der Elephanten sey; allein die Wald-Talapoinen haben sich geweigert, sich dem Examen eines Weltlichen zu unterwerfen, und liessen sich von keinem andern examiniren, als von einem ihrer Obern.

Sie erziehen die Jugend, wie ich gesagt habe; sie erklären dem Volk ihre Lehre, so wie sie in ihren balischen Büchern geschrieben steht. Sie beten jeden Tag nach dem Neumond und nach dem Vollmonde, und das Volk versammelt sich fleißig in den Tempeln. Wann das Beet des Flusses von dem Regen angefüllt ist, so beten sie, bis die Ueberschwemmung zu fallen anfängt, alle Tage zweymal, um sechs Uhr Morgens bis Mittags, um von ein Uhr Nachmittags bis um fünf Uhr des Abends. Der, welcher das Wort führt, sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Sopha, und mehrere Talapoins wechseln einander in diesem Dienste ab.

Das Volk gibt der Lehre, welche man ihm vorprediget, mit diesen balischen Worten, Sa-tou-sa, welches so viel bedeutet, als: ja, mein Herr! seinen Beyfall, oder durch andere siamesische Worte, welche eben diese Bedeutung haben; und dann bekommt der Redner ein Allmosen. Daher werden diejenigen, welche oft als Redner auftreten, nicht allein aber zu dieser Zeit, sondern auch das ganze Jahr hindurch, gar leicht reich.

Diese Zeit haben die Europäer die Fasten der Talapoinen genannt. Ihr Fasten besteht aber darinnen, daß sie bis Mittag nichts essen, ausser daß sie Betel kauen können; wenn sie aber auch nicht fasten, so essen sie bis Mittags nichts als Früchte. Die Indianer sind überhaupt von Natur so mässig, daß ihnen ein Fasten von vierzig, ja sogar von hundert Tagen, nicht unglaublich zu seyn scheint. Twist, ein holländischer Schriftsteller, erzählt in seiner Beschreibung von Indien, daß die Erfahrung wirklich gezeigt habe, daß es Indianer gegeben habe, welche zwanzig, dreyßig und vierzig Tage fasten, ohne etwas zu sich zu nehmen, als ein wenig Wasser, welches mit ein wenig zu Pulver gestossenen bitterm Holze vermischt ist. Die Siamesen haben mir das Beyspiel eines Siamesen angeführt, von welchem sie behaupteten, daß er hundert und sieben Tage, ohne etwas zu essen, gefastet habe. Da ich aber mich näher erkundiget habe, was sie für Gedanken darüber hätten, so fand ich, daß sie dieses Fasten der Zauberey zuschrieben, und, um es mir zu beweisen, so setzten sie hinzu, daß es leicht wäre, von Kräutern des Feldes zu leben; wenn man nur darüber hinbläst und gewisse Worte ausspricht, welche sie nicht wußten, oder mir nicht sagen wollten, wovon sie aber versicherten, daß andere sie wüßten.

Nach der Reiß-Erndte bringen die Talapoinen drey Wochen lang die Nächte mitten auf den Feldern unter kleinen viereckigten Hütten, die mit Blättern bedeckt sind, zu; und am Tage kommen sie zurück, um ihre Tempel zu besuchen, und in ihren Zellen zu schlafen. Die Hütte des Obern ist in der Mitte der andern, und etwas höher. Sie zünden in der Nacht kein Feuer an, um die wilden

Thiere zu verscheuchen, wie es alle, welche in den Wäldern dieses Landes zu reisen gewohnt sind, und wie man es um unsere Tabouquen, wo wir logierten, machte; so daß es das Volk als ein Wunder betrachtet, daß die Talapoinen nicht aufgefressen werden, und ich weiß auch nicht, was sie für eine Vorsicht dabey gebrauchen, ausser, daß sie sich in ein Gehege von Bambusrohr einschliessen. Allein ohne Zweifel wählen sie Plätze zu ihren Nachtherbergen, welche von den Wäldern entfernt, und den Besuchen der wilden Thiere wenig ausgesetzt sind, und wo auch dieselbigen nicht hungrig hinkommen, sondern wo sie vorher schon genug zu fressen gefunden haben; denn dieß ist die Jahrszeit, wo die Erde einen Ueberfluß von Speisen aufgetischt hat. Das Volk bewundert auch die Sicherheit, in welcher die Talapoinen in den Wäldern leben; denn sie haben dort weder Klöster noch Tempel, in welche sie sich zurückziehen können. Es glaubt, daß die Tiger, Elephanten und Nasenhörner Achtung gegen sie haben, und ihnen die Hände, und die Füsse ablecken, wenn sie einen schlafend antreffen; allein sie können Feuer von Bambusrohr anmachen, um sich vor diesen Thieren zu sichern, sie können im dicksten Gebüsche schlafen; und wenn das Volk übrigens die Ueberreste eines halb aufgefressenen Menschen findet, so setzt es zum Voraus, daß es kein Talapoin gewesen ist, wenn man aber nicht daran zweifeln kann, so glaubt es, daß dieser Talapoin ein schlechter Kerl war, und läßt den Glauben, daß die wilden Thiere vor den Guten Respekt haben, keineswegs fahren. Es müssen aber auch die Wälder nicht so gefährlich seyn, als sie sagen, da so viele Familien in denselbigen eine Freystätte gegen den Despotismus suchen.

Ich weiß übrigens nicht, was die Talapoinen mit ihren Nachtwachen und mit ihrem Fasten wollen; ich weiß auch nicht, was ihre Paternoster mit hundert Kügelchen, an welchen sie gewisse balische Worte hersagen, bedeuten.

Sie gehen barfuß und mit unbedeckten Köpfen, so wie das übrige Volk. Sie tragen um die Lenden und Schenkel den Umschlag, wie die Weltlichen; aber von gelber Farbe, welches die Farbe ihrer Könige ist, so wie auch die Leibfarbe der chinesischen Kaiser; sie tragen weder ein Hemd von Mousselin, noch ein anderes Kleidungsstück. Ihr Anzug besteht übrigens aus vier Stücken. Das erste, welches sie Ang-so nennen, ist eine Art von Binde vom gelben Zeug fünf bis sechs Zoll breit. Sie tragen sie über die linke Schulter, und knüpfen sie mit einem einzigen Knoten an die rechte Hüfte, und sie geht nicht leicht über dieselbe herab. An diese Binde fügen sie ein anderes großes Stück geben Zeugs an, welches bey ihnen Pa Schivon heißt, das heißt, ein Tuch von mehrern Stücken, weil es an mehrern Orten zusammen gesetzt ist. Es ist dieses eine Art von Skapulier, welches vornen und hinten fast bis auf die Erde herabgeht, und nur die linke Schulter bedeckt und um die rechte Hüfte wieder herum geht, aber die beyden Arme und die rechte Schulter frey läßt. Ueber den Pa Schivon ist das Pa Pât. Dieses ist ein anderes vier bis fünf Zoll breites Tuch, welches sie auch über die linke Schulter werfen. Es hängt vornen bis an den Nabel herab, und hinten eben so weit. Seine Farbe ist manchmal roth; so tragen es die Sankrats und die ältesten

Talapoinen; aber das Ang sa und das Pa Schivon können niemals anderst als gelb seyn. Um beyde in der gehörigen Lage zu erhalten, binden sie um die Mitte des Leibes eine gelbe Scherpe, welche sie Kappacod nennen, und die das vierte und lezte Stück ihrer Kleidung ist.

Wenn sie auf das Terminiren ausgehen, so tragen sie, um die Geschenke einzunehmen, einen Sack von Tuch, welcher ihnen an der linken Seite hängt, und zwar an einer Schnur, die über die linke Schulter geht.

Sie scheeren den Bart, den Kopf und Augenbraunen ab; um sich gegen die Sonne zu schüzen, haben sie einen Talapat, welches ein kleiner Sonnenschirm in Gestalt eines Feuerschirms geger die Kamine ist, wie ich schon anderwärts gesagt habe. Der Obere ist gezwungen, sich selbst zu rasiren, weil niemand sein Haupt berühren darf, ohne die ihm schuldige Achtung zu verletzen. Aus eben dieser Ursache untersteht sich kein junger Talapoin einen alten zu rasiren; aber den alten ist es erlaubt, die jungen, das ist, denjenigen jungen Leuten, welche man ihrer Erziehung anvertraut, und die sich noch nicht selbst scheeren können, zu rasiren. Wenn aber der Obere gar zn alt ist, so muß er es erlauben, daß ihn ein anderer rasirt, und dieser andere thut es, wenn er sich von ihm die ausdrückliche Erlaubniß ausgebetten hat. Uebrigens sind die Scheermesser in Siam von Kupfer.

Die Tage, an welchen sie sich scheeren, sind die des Neumondes und des Vollmondes; und an diesen Tagen fasten die Talapoinen nebst dem Volke, das will so viel sagen, sie essen nicht eher, als bis am Mittage. Das

Volk enthält sich auch an diesen Tagen des Fischfangs, nicht weil der Fischfang eine Arbeit ist, denn sie enthalten sich anderer Arbeiten nicht, sondern weil sie, nach meiner Meinung, den Fischfang nicht für etwas ganz unschuldiges halten, wie wir in der Folge sehen werden. Und endlich trägt das Volk an diesen Tagen Allmosen in die Klöster, welches in Geld, Früchten oder Thieren besteht. Wenn die Thiere todt sind, so essen die Talapoinen dieselbigen; sind sie aber noch lebendig, so lassen sie dieselbigen um den Tempel herum leben, und essen sie nicht, als bis sie selbst das leben verliehren. Es gibt selbst bey gewissen Tempeln Fischbehälter für die lebendigen Fische, welche man in die Tempel bringt; und ausser diesen Festtagen, welche allen Tempeln gemein sind, hat ein jeder Tempel einen bestimmten besondern Festtag zum Empfang der Allmosen, als wenn dieses ein Kirchweihfest wäre.

Das Volk wohnt diesen Festen gerne bey, und erscheint dabey in neuen Kleidern. Eines von ihren grossen Liebeswerken ist, Thiere in Freyheit zu setzen, welche sie von denjenigen kaufen, welche sie auf dem freien Felde gefangen haben. Das, was sie dem Götzenbilde opfern, das übergeben sie nicht unmittelbar dem Götzenbilde, sondern den Talapoinen; und diese reichen es dem Idole dar, indem sie es entweder vor dem Idol in der Hand halten, oder es auf dem Altar legen; bald darauf aber nehmen sie es wieder weg, und wenden es zu ihrem Nutzen an. Bisweilen opfert das Volk angezündete Wachsstöckgen, welche die Talapoinen an die Kniee des Götzenbildes befestigen, und dieses ist die Ursache, daß wenigstens das eine Kniee vieler Götzenbilder vergoldet ist. Kein blutiges

Opfer bringen sie niemals; es ist ihnen im Gegentheil verbotten, etwas lebendiges zu tödten.

Am Vollmonde des fünften Monats waschen die Talapoinen das Götzenbild mit wohlriechenden Wassern; aber der Respekt erlaubt ihnen nicht, auch den Kopf desselbigen zu waschen. Hierauf waschen sie den Sankrat, und das Volk thut eben dieses an den Sankrats und andern Talapoinen. Auch in den Familien waschen besonders die Kinder ihre Eltern, ohne Rücksicht auf das Geschlecht zu nehmen; denn Söhne und Töchter waschen ohne Unterschied den Vater und die Mutter, den Großvater und die Großmutter. Diese Gewohnheit wird auch in dem Lande von Láos beobachtet, mit der Sonderbarkeit, daß man den König selbst in dem Fluße abwäscht.

Die Talapoinen haben keine Uhren; sie stehen daher nicht eher auf, als bis es so helle ist, daß sie hell genug sehen können, um die Adern an ihren Händen sehen zu können, aus Furcht, sie möchten zu frühe aufstehen, und im Herumgehen einige Insekten, die sie noch nicht sehen können, tödten. Dieses macht, daß sie an den kürzesten Tagen ein wenig später aufstehen, ob gleich ihre Glocke sie nicht vor Tags aufweckt.

Nach dem Aufstehen gehen sie mit ihrem Obern zwey Stunden lang in den Tempel. Dort singen oder sagen sie etwas in balischer Sprache her, und was sie absingen oder hersagen, ist auf länglichte Baumblätter geschrieben. Das Volk hat keine Gebetbücher. Die Stellung der Talapoinen, während sie singen, ist, daß sie mit untergeschlagenen Beinen da sitzen, und beständig

ihren Talapat oder Sonnenschirm hin und her bewegen, gleichsam als wenn sie sich immer frische Luft zufächeln wollten, dergestalt daß ihr Sonnenschirm mit jeder Sylbe, welche sie aussprechen, hin und her bewegt wird, und sie sprechen alle Sylben in gleichem Takt und in gleichem Ton aus. Wenn sie in den Tempel hinein, und wieder heraus gehen, so werfen sie sich dreymal vor dem Götzenbild auf die Erde nieder, und die Weltlichen thun eben dieses; aber die einen und die andern sitzen in dem Tempel mit untergeschlagenen Beinen, und liegen nicht immer auf der Erde.

Wenn die Talapoinen vom Gebete weggehen, so sammeln sie in der Stadt eine Stunde lang Allmosen; sie gehen aber niemals aus dem Convent heraus, und kehren nie wieder dahin zurück, ohne ihren Obern zu grüssen, vor welchem sie sich auf die Erde niederwerfen, so daß sie mit ihrer Stirne die Erde berühren; und weil der Obere gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen da sitzt, so ergreifen sie einen von seinen Füssen mit beyden Händen, und legen ihn auf ihren Kopf. Um Allmosen einzusammeln, zeigen sie sich vor den Thüren, ohne etwas zu sagen, und wenn man ihnen nichts gibt, so gehen sie in kurzer Zeit weiter. Es ist aber selten, daß sie das Volk, ohne ihnen etwas zu geben, fortschickt, und überdieses lassen ihre Eltern ihnen niemals an etwas fehlen. Die Klöster selbst haben manchmal Gärten und Ackerland, nebst Sklaven, um dasselbige zu bearbeiten. Alle ihre Ländereyen sind von Auflagen frey, und der König rührt sie nicht an, ob er gleich der wahre Eigenthümer davon ist; wenn er sie anderst nicht durch einen schriftlichen Ent-

schluß derselbigen beraubt, welches er aber fast niemals thut.

Bey der Rückkehr der Talapoinen von ihrem Einsammeln nehmen sie, wenn es ihnen beliebt, das Frühstück ein, und sind nicht immer verpflichtet, das, was sie essen, dem Götzenbilde darzureichen, ob sie es gleich manchmal auf diejenige Art thun, wie ich schon gesagt habe. Bis zum Mittagessen studieren sie, oder beschäftigen sich damit, was ihnen gut dünkt. Nach dem Mittagessen halten sie den jungen Talapoinen Vorlesungen und schlafen; aber gegen Abend reinigen sie ihren Tempel, und singen in demselbigen zwey Stunden lang, wie des Morgens, worauf sie sich niederlegen. Abends essen sie nichts, als Früchte, und ob sie gleich auf diese Art ihr Tagewerk vollendet zu haben scheinen, so unterlassen sie doch nicht nach dem Abendessen zum Vergnügen in der Stadt spazieren zu gehen.

Ausser den Sklaven, welche die Klöster haben können, hat ein jedes einen oder zwey Bedienten, welche sie Tapacáou nennen, und die in der That weltliche Personen sind, ob sie gleich wie Talapoinen gekleidet sind, ausser daß ihr Habit weiß und nicht gelb ist. Sie empfangen das Geld, welches man den Talapoinen gibt, weil es diese nicht ohne eine Sünde zu begehen, anrühren dürfen. Diese Tapacáous sorgen für die Gärten und Aecker, welche dem Kloster gehören, und sie verrichten mit einem Wort in dem Kloster alles dasjenige für die Talapoinen, was die Talapoinen glauben, nicht selbst verrichten zu dürfen, wie wir in der Folge sehen werden.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Wahl der Obern, und von der Aufnahme der männlichen und weiblichen Talapoinen.

Wenn ein Oberer gestorben ist, es sey nun ein Sankrat oder nicht, so erwählt das Kloster einen andern, und gewöhnlich trift die Wahl den ältesten, oder wenigstens den gelehrtesten Talapoin des Klosters.

Wenn eine Privatperson einen Tempel bauen läßt, so kommt sie mit einem alten Talapoin nach seiner Wahl überein, um der Obere des Klosters zu werden, das um diesen Tempel herum angelegt wird, je nachdem andere Mönche daselbst wohnen wollen; denn man baut keine Talapoinen Wohnung im Voraus.

Wenn jemand ein Talapoin werden will, so fängt er an, sich mit einem Obern, der für die Aufnahme in das Kloster sorgt, zu unterreden: und weil ihn dieser nicht einkleiden kann, welches Vorrecht nur ein Sankrat hat, so bittet er einen Sankrat darum, wenn anderst der Obere, mit welchem er in Unterhandlung steht, nicht selbst ein Sankrat ist, und der Sankrat gibt ihm einige Tage lang eine Stunde vor und nach dem Mittagessen. Wer sich dagegen setzen würde, der würde eine Sünde begehen; und da dieses ein einträglicher Stand ist, und nicht nothwendiger Weise lebenslänglich dauert, so sind die Eltern froh, wenn ihre Söhne diesen Stand ergreifen. Ich kann das, was Herr Gervaise sagt, nicht behaupten, daß man nemlich eine schriftliche Erlaubniß des Oc-yà Prá sedet haben müsse, um als ein Talapoin aufgenommen zu werden. Ich sehe sogar nicht ein, wie dieses in dem

ganzen Umfange des Reichs ausführbar sey, und man hat mir versichert, daß es jedermann frey stehe, ein Talapoin zu werden; und daß derjenige, welcher sich der Aufnahme eines andern in diesen Orden widersetzte, eine Sünde begehen würde. Wenn also jemand darinnen aufgenommen wird, so begleiten ihn seine Eltern und seine Freunde mit musikalischen Instrumenten und Tänzen zu dieser Ceremonie, und von Zeit zu Zeit halten sie auf dem Wege still, um dem Tanzen zuzusehen. Während der Ceremonie gehen der Neuaufzunehmende und die Leute, die ihn begleiten in den Tempel hinein, wo sich der Sankrat befindet; aber die Weiber, die musikalischen Instrumente und die Tänzer dürfen nicht hinein. Ich weiß nicht, wer dem Neuaufzunehmenden den Kopf, die Augenbraunen und den Bart abschiert, oder ob er dieses nicht selbst thut. Hierauf gibt ihm der Sankrat den Habit in die Hände, und er bekleidet sich damit, und läßt seine weltlichen Kleider fallen, wenn er die andern anzieht. Der Sankrat sagt darauf mehrere balische Worte her, und wenn die Ceremonie geendiget ist, so geht der neue Talapoin in das Kloster hinein, wo er verbleiben soll, und seine Eltern und Freunde begleiten ihn dahin; aber von der Zeit an darf er weder mehr Musik anhören, noch einen Tanz ansehen. Einige Tage darauf geben die Eltern dem Kloster einen Schmaus, und geben auch Schauspiele vor dem Tempel, welche aber die Talapoinen nicht mit anschauen dürfen.

Herr Gervaise theilt die Talapoinen in Balouang, Thäou cou und Picou ein. Ich für meine Person habe immer gehört, daß Balouang, welches die Sia-

mesen **Patlouang** schreiben, nur ein Ehrentitel ist. Die Siamesen geben ihn den Jesuiten, so wie wir ihnen den Titel: Ehrwürden beylegen. Ich habe in diesem Lande niemals etwas von dem Worte **Picou** gehört, aber wohl das Wort Tchäou-cou, welches ich in der Folge erklären werde, und von dem ich hörte, daß es so viel, als Talapoin bedeute, so daß, wenn sie sagen: **er ist ein Tchäou-cou, oder ich will ein Tchäou-cou werden**, es eben so viel heißt, als: er ist ein Talapoin, oder: ich will ein Talapoin werden.

Die weiblichen Talapoinen nennen sich **Nang Tchii**. Sie sind weiß gekleidet, wie die Tapacaou, und werden nicht ganz für Religieusen gehalten. Ein jeder Oberer kann sie einkleiden; und ob sie gleich keinen fleischlichen Umgang mit Männern haben dürfen, so werden sie doch deswegen nicht zum Feuer verurtheilt, wie die männlichen Talapoinen, welche dieses Verbrechen begangen haben. Sie werden ihren Eltern ausgeliefert, um mit Stockschlägen gezüchtiget zu werden, weil weder die männlichen noch die weiblichen Talapoinen jemand schlagen dürfen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Lehre der Talapoinen.

Ganz Indien ist voll von Talapoinen, ob sie gleich nicht überall diesen Namen haben, und nicht überall nach einer und eben derselbigen Regel leben. Einige verheyrathen sich; andere bleiben im ehelosen Stande: einige essen Fleisch, wenn man es ihnen von schon getödeten Thieren gibt; andere essen niemals dergleichen: einige tödten die Thiere; andere töden gar keine; andere töden sie nur

selten, und bloß bey Gelegenheit eines Opfers. Auch ihre Lehre scheint nicht überall genau eine und eben dieselbige zu seyn, ob gleich überall die Meinung von der Seelenwanderung zum Grunde zu liegen scheint; und ob gleich ihre Religionsgebräuche so verschieden sind, so kommen sie doch in Ansehung der Todten überein.

Es scheint, daß sie glauben, daß die ganze Natur belebt sey, nicht allein die Menschen, Thiere und Pflanzen, sondern auch der Himmel, die Gestirne, die Erde und die andern Elemente, die Flüsse, die Berge, die Dörfer und selbst die Häußer. Und da ihnen übrigens alle Seelen von einerley Natur zu seyn scheinen, von was für einer Art sie auch immer seyn mögen, so scheint es, daß sie von der Belebung nicht die Idee haben, die wir haben. Sie glauben, daß die Seele in dem Körper sey, und denselbigen regiere; aber es scheint nicht, daß sie, wie wir, glauben, daß die Seele physisch mit dem Körper vereinigt sey, um mit ihm ein Ganzes auszumachen. Weit von dem Gedanken entfernt, daß die Seelen eine natürliche Neigung haben, in dem Körper zu wohnen, glauben sie, daß dieses für sie eine Qual sey, und eine Gelegenheit zu dulden, und ihre Sünden durch Büssungen auszusöhnen, weil es wirklich keine Lebensart gibt, welche nicht ihre Leiden habe. Die höchste Glückseeligkeit der Seele ist, nach ihrer Meinung, nicht mehr verbunden zu seyn, einen Körper zu beleben, sondern ewig in der Ruhe zu bleiben, und die wahre Hölle für die Seele ist im Gegentheil, nach ihrer Meinung, die beständige Nothwendigkeit, Körper zu beleben, und unaufhörlich von dem einen in den andern hinüber zu wandern. Man

sagt, daß es unter den Talapoinen einige gibt, welche ernstlich behaupten, daß sie sich der mit ihnen vorgegangenen Wanderungen erinnern können, und diese Zeugnisse sind ohne Zweifel hinreichend, um das Volk in seiner Meinung von der Seelenwanderung zu bestärken. Die Europäer haben manchmal durch das Wort Schutzgeist (Genie tutelaire) das Wort **Seele** übersetzt, welche die Indianer den Körpern geben, welche wir für unbelebt halten; aber diese Genien sind gewiß in der Meinung der Indianer nichts, als wirkliche Seelen, von welchen sie zum Grunde setzen, daß sie alle Körper, wo sie sich zeigen, ohne Unterschied beleben, aber auf eine Art, welche mit der physischen Vereinigung unserer Philosophen nicht übereinstimmt.

Nach der Lehre der Talapoinen ist die Weltgestalt ewig, aber die Welt, welche wir sehen, ist es nicht; denn alles, was wir sehen, lebt in ihrer Meinung und muß wieder sterben; und es entstehen zu gleicher Zeit andere Wesen aufs neue, ein anderer Himmel, eine andere Erde und andere Gestirne; und das ist der Grund, warum sie sagen, daß man die Natur mehrmals umkommen und wieder entstehen sieht.

Keine Meinung ist so allgemein unter den Menschen verbreitet, als die von der Unsterblichkeit der Seele; aber daß die Seele immateriell sey, das ist eine Meinung, deren Kenntniß nicht so allgemein verbreitet ist. Es ist auch sehr schwer, einem Siamesen die Idee von einem unkörperlichen Geiste beyzubringen; dieses bezeugen diejenigen Missionairs, welche sehr lange Zeit unter ihnen gelebt haben. Alle Heiden im Morgenlande glauben wirk-

lich, daß nach dem Tode des Menschen etwas von demselbigen übrig bleibe, welches besonders und von seinem Körper unabhängig existirt; allein sie geben dem, was übrig bleibt, einen Umfang und eine Gestalt, und legen ihm mit einem Worte alle die nemlichen Glieder, und alle die nemlichen festen und flüssigen Substanzen bey, aus welchen unsere Körper zusammen gesetzt sind. Sie setzen dabey blos zum Grunde, daß die Seelen aus einer sehr feinen Materie bestehe, um sich der Berührung und dem Gesichte zu entziehen, ob sie gleich übrigens glauben, daß wenn man jemand verwundet, das Blut, welches aus seiner Wunde fließt, sichtbar sey. So waren die Manen und die Schatten der Griechen und Römer, und diese Gestalt der Seelen gleicht der Gestalt derjenigen Körper, nach welcher bey dem Virgil der Aeneas den Palinur, die Dido und den Anchises in dem Schattenreiche erkannt hat.

Was nun aber das ungereimteste an dieser Meinung ist, ist dieses, daß die Morgenländer nicht sagen können, warum sie vielmehr die menschliche Gestalt, als eine andere, den Seelen geben, von welchen sie behaupten, daß sie alle andere Arten von Körpern beleben können, als die menschlichen Körper. Als der tartarische Kaiser, der gegenn- tig in China regiert, die Chinesen nöthigen wollte, sich auf tartarisch die Haare abzuscheeren, so wollten mehrere von ihnen lieber das Leben lassen, als, wie sie sagten, in die andere Welt hinüber gehen, und vor ihren Vorfahren mit abgeschornen Haaren zu erscheinen, indem sie sich einbildeten, daß, wenn man den Kopf des Körpers abscheert, auch der Kopf der Seele abgeschoren wird.

Die Seelen also können, ob sie gleich materiel sind, dennoch nach ihrer Meinung nicht vergehen, und wenn sie dieses Leben verlassen haben, so werden sie entweder durch Qualen bestraft, oder durch Vergnügungen belohnt, welche beyde durch Größe und Dauer ihren guten oder bösen Handlungen angemessen sind, bis sie wieder in einen menschlichen Körper zurück gehen, wo sie ein mehr oder weniger glückliches Leben führen müssen, nach Beschaffenheit des Guten oder des Bösen, welches sie in dem vorigen Leben begangen haben.

Wenn ein Mensch gesündiget hat, ehe er sündigte, wie zum Beyspiel, wenn er vor der Geburt das Leben verliert, so glauben die Indianer, daß er dieses in dem vorigen Leben verdient habe, und daß er alsdann in einer schwangern Frau als eine frühzeitige Geburt zur Welt kommen mußte. Wenn sie im Gegentheil einen schlechten Menschen glücklich sehen, so glauben sie, daß er dieses in einem andern Leben durch gute Handlungen verdient habe. Wenn das Leben des Menschen mit guten und bösen Handlungen vermischt ist, so sagen sie, daß dieses deswegen geschehe, weil der Mensch gut und böse zugleich in seinem vorigen Leben gehandelt habe. Mit einem Worte, nach ihrer Meinung, duldet niemand ein Leiden, wenn er jederzeit schuldlos war; und er ist weder beständig glücklich, wenn er sich zuweilen versündigte, noch genießt er ein Glück, wenn er dasselbige nicht durch irgend eine gute That verdient hat.

Ausser den verschiedenen Arten, in dieser Welt zu seyn, entweder als eine Pflanze, oder als ein Thier, an welche die Seelen wechselsweise nach dem Tode gefesselt

sind, nehmen sie verschiedene Orte ausser dieser Welt an, wo die Seelen entweder belohnt oder bestraft werden. Es gibt mehrere glückliche Welten, als diejenige, in der wir sind; es gibt aber auch mehr unglückliche. Sie versetzen diese Orte, gleichsam als mehrere Etagen in den ganzen Umfang der Natur, und ihre Bücher haben über die Anzahl derselbigen verschiedene Meinungen, obgleich dieses die gewöhnlichste Meinung ist, daß es neun glückliche und eben so viele unglückliche gebe. Die neun glücklichen sind über unsern Köpfen, und die neun unglücklichen sind unter unsern Füssen; und je höher ein Ort ist, desto glücklicher ist derselbige, je niedriger aber, desto unglücklicher, so daß sich die glücklichen weit über die Sterne erstrecken, so wie sich die unglücklichen weit in dem Abgrunde der Erde verlieren. Die Siamesen nennen die Bewohner der obern Welten Theuadà, die Bewohner der untern Pii, und die Bewohner dieser Welt Monout. Die Portugiesen haben das Wort Theuadà durch Engel übersetzt, und Pii durch Teufel; auch haben sie die obern Welten durch Himmel, und die untern durch Hölle übersetzt.

Aber die Siamesen glauben nicht, daß die Seelen, wenn sie den Leib verlassen, an diese Orte kommen, so wie die Griechen und Römer glaubten, daß sie in das unterirdische Reich kämen; nach ihrer Meinung werden sie an den Orten gebohren, wo sie sich befinden, und leben daselbst ein Leben, welches uns verborgen ist, das aber den Schwachheiten des gegenwärtigen und dem Tod unterworfen ist. Der Tod und die Wiedergeburt sind immer der Weg von dem einen dieser Orte zu dem andern, und

wenn sie an einer gewissen Anzahl dieser Orte gelebt haben, und zwar eine gewisse Zeit lang, welche sich gewöhnlich auf mehrere Jahrtausende erstreckt, so werden diese Seelen, entweder dadurch belohnt oder bestraft, in der Welt, in der wir leben, wiedergebohren.

So wie sie aber zum Grunde setzen, daß die Seelen an den Orten, wo sie wiedergebohren werden, eine neue Haushaltung nöthig haben, so glauben sie auch, daß sie Bedürfnisse dieses Lebens nöthig haben; und das nemliche hat das ganze alte Heidenthum geglaubt. Die Gallier verbrannten mit dem Körper des Toden alle diejenigen Sachen, welche ihm während seines Lebens sehr lieb waren, Geräthschaften, Thiere, Sklaven, und sogar freye Leute, wenn sie auf eine besondere Art an seinen Dienst gebunden waren.

Unter den Heiden des eigentlichen Indiens treibt man dieses, wenn es möglich ist, noch weiter, wo das Weib sich eine Ehre daraus macht, sich lebendig mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, um ihre Seele in dem andern Leben wieder mit ihm zu vereinigen. Ich weiß wohl, daß einige glauben, daß diese Gewohnheit ehemals bey den Indianern eingeführt worden sey, um die Ehemänner gegen die Verrätherepen der Weiber sicher zu stellen, weil sie mit ihnen zugleich sterben müssen. Mandelslo führt diese Meinung an, und schon Strabo hat sie vor ihm erzählt, und mißbilliget sie, indem er es weder wahrscheinlich findet, daß iemals ein solches Gesetz gegeben worden sey, noch daß dieses die wahre Ursache davon gewesen. Wirklich, ausser daß diese Gewohnheit sich auf Geräthschaften und Thiere erstreckt hat, lauter unschuldige

Sachen, so ist sie in Ansehung der Weiber eine freywillige Sache, deren keine auf diese Art ihr Leben aufopfern darf, wenn sie es nicht selbst verlangt; und sie ist in zu vielen Ländern aufgenommen, als daß man glauben sollte, daß die Verbrechen der Weiber dazu Gelegenheit gegeben hätten. Die Weiber, welche Sklavinnen ihrer Männer sind, sind an den Orten, wo diese Gewohnheit eingeführt ist, nicht mißvergnügter mit ihrem Zustande, oder feindseliger gegen ihre Männer gesinnt, als anderswo, und sie verändern keineswegs durch eine zweyte Heirath etwas in ihrer Lage. Man sieht also, daß die Indianerinnen die Freyheit, welche sie haben, mit ihren Männern zu sterben, immer nicht als eine Strafe, sondern als ein Glück, das sich ihnen angebotten hat, ansehen. Auch die weiblichen Sklavinnen folgen manchmal ihrer Gebieterinn bis auf den Scheiterhaufen nach, aber freiwillig, und ohne dazu genöthigt zu werden. Und übrigens ist es in Indien keine Sache ohne Beyspiel, daß ein verliebter Mann sich mit seiner Frau verbrennt, in Hoffnung mit ihr in dem andern Leben wieder vereiniget zu werden.

Navarete sagt, daß es bey den Tartarn gewöhnlich ist, daß, wenn einer unter ihnen stirbt, eine von seinen Weibern sich aufhenkt, um ihm in die andere Welt nachzufolgen; allein der tartarische Fürst, der 1668 in China regierte, schafte diese Gewohnheit ab; und dieser Schriftsteller setzt hinzu, daß, ob gleich dieses bey den Chinesen nicht gewöhnlich ist, und auch durch die Lehre des Confucius nicht gebilliget wird, es demungeachtet nicht ohne Beyspiel ist. Er erzählt eins, das sich zu seiner Zeit zugetragen hat, von einem Vicekönig zu Canton, der sich

selbst vergiftete, und, als er sich dem Tode nahe fühlte, die liebste unter seinen Weibern zu sich rief, und sie bat, ihm im Tode nachzufolgen; und diese erhenkte sich auch nach seinem Tode.

Gewißlich aber haben weder die Chinesen, noch die Tonquinesen, noch die Siamesen, noch andere Indianer jenseits des Ganges, so viel man weiß, die Gewohnheit, ihre Weiber verbrennen zu lassen, angenommen; sie haben vielmehr nach einer klugen Oekonomie die Meinung, daß es schon genug sey, mit den Leichnam, anstatt der wirklichen Geräthschaften und wirklicher Münzen, von Papier geschnittene, die oft gemahlt oder vergoldet sind, zu verbrennen; unter dem Vorwande, meiner Meinung nach, daß in der Unterwelt diese papierne Sachen eben so gut sind, als die Sachen selbst, welche das Papier vorstellt. Daher sagt das Volk, daß dieses Papier, welches man verbrennt, sich in dem andern Leben in die Sachen verwandle, welche es vorstellt. Die reichsten Chinesen verbrennen ächten Stoff, oder lassen wenigstens einigen mit verbrennen, andere verbrennen dafür so viel Papier, daß diese Kosten nicht beträchtlich sind.

Alle Völker des Morgenlands glauben aber nicht nur, daß sie den Toden behülflich seyn können, sondern sie sind auch der Meinung, daß die Toden die Gewalt haben, die Lebendigen zu quälen und ihnen Beystand zu leisten, und daher kommt ihre Sorgfalt und ihre Pracht bey den Leichenbegängnissen. Daher kommt es auch, daß sie die Toden bitten, und vornemlich die Manen ihrer Voreltern bis auf den Ur- und Urgroßvater, weil sie glauben, daß die übrigen durch die verschiedenen Wan-

derungen so zerstreut sind, daß sie ihnen kein Gehör mehr geben können. Auch die Römer beteten zu ihren verstorbenen Vorfahren, ob sie dieselben gleich nicht für Götter hielten. So betete bey dem Tacitus der Germanikus bey dem Anfang eines Feldzuges zu den Manen seines Vaters Drusus um eine glückliche Zurückkunft, weil Drusus in eben diesem Lande Krieg geführt hatte.

Durch ein Vorurtheil aber, welche ich selbst unter den Christen verbreitet sahe, die sich vor den Geistern fürchten, fürchten die Morgenländer zwar nicht die Todten eines fremden Landes, aber die Todten ihrer Stadt, ihres Quartiers, ihrer Profession oder ihrer Familie.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Leichenbegängnisse der Chinesen und der Siamesen.

Die Leichenbegängnisse sind zwar in vielen Reisebeschreibungen beschrieben, ich will aber doch nicht unterlassen, auch etwas davon zu sagen, damit man diejenigen der Siamesen besser verstehe, weil die Sitten eines Landes durch die Vergleichung mit den Sitten eines benachbarten Landes besser aufgeklärt werden.

Die erste Sorge der Chinesen bey Leichenbegängnissen ist, einen Sarg von kostbarem Holze zu haben; wobey sie bisweilen einen Kostenaufwand machen, der ihr Vermögen übersteigt. Und ob sie gleich den Leichnam in die Erde eingraben, ohne ihn zu verbrennen, so unterlassen sie doch nicht beym Eingraben Geräthschaften, Thiere und alles mit zu verbrennen, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens nöthig ist; aber alles von Papier, ausser einige wirkliche Stoffe, welche man bey den Leichenbegäng-

nissen der Reichen verbrennt. Der Pater Samedo berichtet, daß man bey der Begräbniß einer Kaiserin von China wirklich ihre Geräthschaften mit verbrannte. Die zweyte Sorge der Chinesen bey ihren Leichenbegängnissen ist, einen eigenen Ort für ihr Grab zu haben. Sie wählen denselbigen nach dem Berichte ihrer Wahrsager, indem sie sich vorstellen, daß die Ruhe des Todten von dieser Wahl abhange, so wie auch das Glück und die Ruhe der Lebenden während der Ruhe des Todten. Wofern sie also nicht die Eigenthümer von dem Orte sind, der ihnen von den Wahrsagern angezeigt wird, so unterlassen sie nicht, ihn zu kaufen, und zwar manchmal sehr theuer. Und drittens geben sie, ausser der sehr großen Leichenbegleitung, dem Verstorbenen ein herrliches Todenmahl nicht allein, wenn sie ihn eingraben, sondern auch jährlich am Begräbnißtage, und manchmal des Jahrs öfter als einmal.

Sie haben in ihrem Hause ein Zimmer, das den Manen ihrer Vorfahren bestimmt ist, wo sie von Zeit zu Zeit ihrem Bilde eben die Ehre bezeugen, welche sie ihrem Leichnamen bey dem Begräbniß erwiesen haben. Sie verbrennen aufs neue Rauchwerk, Zeuge und geschnittenes Papier; sie geben ihnen auch aufs neue ein Todenmahl. Die Tunkinesen mischen, nach dem Pater von Rhodes, unter diese Todenmahle Stückchen Papier, welche sie verbrennen. Eben dieser Schriftsteller führt weitläuftig die Gebete an, welche die Tunkinesen an die Todten hersagen, wie sie dieselbigen um ein langes und glückliches Leben bitten, mit was für einen Eifer sie ihre Verehrung und ihre Gebete bey Unglücksfällen verdoppeln,

wenn die Wahrsager ihnen versichern, daß sie die Ursache davon dem Zorn ihrer verstorbenen Vorfahren zuschreiben müssen.

Mehrere Nachrichten von China versichern, daß die Gelehrten, welche die angesehensten Bürger dieses Landes sind, diese Leichenceremonien nur als bürgerliche Pflichten ansehen, womit sie keine Gebete verbinden; daß sie gegenwärtig kein Religionsgefühl haben, und nicht an das Daseyn eines Gottes glauben, so wie auch nicht an die Unsterblichkeit der Seele, und ob sie gleich dem Confucius einen äusserlichen Dienst in den ihm gewidmeten Tempeln erweisen, so rufen sie ihn doch nicht um diejenigen Kenntnisse an, um welche ihn die Gelehrten in Tunquin anruffen.

Es mag nun aber seyn, daß die Leichenceremonien, welche die gelehrten Chinesen ihren Eltern anstellen, ohne Gebete sind, oder nicht, so ist es doch gewiß, daß der alte Geist der Lehre der Chinesen war, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, Gutes und Böses von Seiten der Toden zu erwarten, Gebete an sie zu richten, wenn auch nicht bey den Leichenbegängnissen, doch wenigstens bey den Unannehmlichkeiten des Lebens, um ihren Schutz zu erflehen. Sie mögen übrigens von der Macht der Toden, den Lebendigen zu Hülfe zu kommen, glauben, was sie wollen, so ist es wahrscheinlich, daß sie der Meinung sind, daß die Toden zur Zeit der Leichenbegängnisse Hülfe nöthig haben, das heißt, bey ihrem Eintritt in ein anderes Leben, und daß alsdann die Lebendigen den Toden zu Hülfe kommen müssen, daß man aber zu dieser Zeit keine Hülfe von ihnen zu erwarten habe.

Nun ist es aber Zeit, auch von den Leichenbegängnissen der Siamesen zu reden. Wenn ein Mensch gestorben ist, so legt man seinen Leichnam in einen hölzernen Sarg, welche man aussen lakiren, und sogar vergolden läßt; und da der siamesische Lack nicht so gut ist, als der chinesische, und derselbige nicht immer verhindert, daß der üble Geruch des toden Körpers nicht durch die Spalten des Sarges dringt, so suchen sie wenigstens die Gedärme des Toden mit Quecksilber zu reinigen, welche sie in den Mund hinein gießen, und das, wie man sagt, durch die hintere Oefnung wieder hinaus geht. Sie bedienen sich bisweilen auch bleierner Särge, und diese lassen sie manchmal vergolden; aber das Holz ihrer Särge ist nicht so kostbar, wie das in China, weil sie nicht so reich sind, als die Chinesen. Sie stellen aus Achtung den Sarg auf etwas Erhabenes, und zwar gewöhnlich auf ein Spannbett mit Stollen, und so lange der Leichnam in dem Haus aufbehalten wird, es sey nun, um das Oberhaupt der Familie zu erwarten, wenn es abwesend ist, oder um die Leichenceremonien vorzubereiten, verbrennt man Rauchwerk und Wachskerzen neben dem Sarge, und alle Nacht kommen die Talapoinen, um in dem Zimmer, wo der Tode ausgesetzt ist, etwas in balischer Sprache abzusingen. Diese Talapoinen setzen sich längst der Mauer nieder; man gibt ihnen zu essen und auch etwas Geld. Das, was sie singen, sind moralische Betrachtungen über den Tod und den Weg zum Himmel, den sie ihrem Vorgeben nach der Seele des Verstorbenen zeigen.

Unterdessen wählt die Familie einen Ort auf dem Felde, um den Leichnam dorthin zu bringen und daselbst

zu verbrennen. Dieser Ort ist gewöhnlich ein Platz nahe bey dem Tempel, welchen der Tode oder einer seiner Vorfahren hat bauen lassen, oder bey einem andern Tempel, wenn die Familie des Toden keinen eigenen hat. Man schließt diesen Raum mit einen viereckigten Umfang von Bambusrohr ein, an welchen eine Art von Lauben und Kabinetten, wie in unsern Gärten, sich befinden, die mit gemahlten oder vergoldeten Papieren ausgeziert sind, und häusliche Geräthschaften, Häuser, wilde und zahme Thiere vorstellen. Mitten in diesem Umfange ist der Scheiterhaufen ganz oder zum Theil von wohlriechendem Holz, von weissem oder gelben Sandelholz, nach dem Reichthum und der Würde des Toden, errichtet. Aber die größte Ehre bey den Leichenbegängnissen besteht darinnen, den Scheiterhaufen hoch zu machen, nicht von lauter Holz, sondern mit großen Schürlöchern, auf welche sie Erde und alsdann Holz legen. Bey der Leiche der verstorbenen Königin, welche vor sieben bis acht Jahren starb, war der Scheiterhaufen der größte, den man jemals in diesem Lande sah, und man mußte die Europäer um eine Maschine ersuchen, um den Sarg mit Anstand auf diese Höhe hinauf zu heben.

Wenn der Leichnam an den Ort des Scheiterhaufens hingetragen werden soll, (welches immer früh morgens geschieht) so tragen ihn die Verwandten und Freunde unter dem Schalle vieler musikalischen Instrumente dahin. Zuerst kommt die Leiche, hierauf die Familie des Verstorbenen, davon die Weiber alle weiß gekleidet und die Köpfe selbst in ein weißes Tuch gehüllt sind, und die laute Wehklagen anstimmen; und endlich die übrigen

Freunde und Anverwandten. Wenn die ganze Begleitung den Weg zu Wasser zurück legen kann, so geschieht dieses. Bey den sehr prächtigen Leichenbegängnissen trägt man große Maschinen von Bambusrohr mit, welche mit gemahlten und vergoldeten Papier überzogen sind, und nicht nur Häuser, Geräthschaften, Elephanten und andere gewöhnliche Thiere, sondern auch besondere Ungeheuer, wovon einige sich der menschlichen Gestalt nähern, und welche von den Christen für Teufelsgestalten gehalten werden, vorstellen. Sie verbrennen den Sarg nicht, sondern nehmen den Körper heraus und legen ihn auf den Scheiterhaufen. Die Talapoinen des Klosters, in dessen Nähe der Körper verbrannt wird, singen eine Viertelstunde lang, und hernach ziehen sie sich zurück, um sich nicht mehr sehen zu lassen. Alsdann fangen die Schauspiele Cone und Rabam an, welche man zu gleicher Zeit und den ganzen Tag über anstellt, aber auf verschiedenen Schaubühnen. Die Talapoinen glauben ihnen nicht ohne Versündigung beywohnen zu können, und diese Schauspiele werden bey den Leichenbegängnissen nicht in Absicht der Religion gehalten, sondern blos um sie prächtiger zu machen. Sie geben den Ceremonien den Schein eines Festes, und nichts destoweniger unterlassen die Anverwandten nicht, sehr viele Wehklagen um den Verstorbenen anzustimmen, und viele Thränen um ihn zu vergiessen; sie loben aber doch die Klagenden nicht, wie man mir sagte.

Gegen Mittag legt der Tapacáou oder der Diener der Talapoinen Feuer an den Scheiterhaufen, welcher gewöhnlich zwey Stunden lang brennt. Das Feuer verzehrt den Todten niemals ganz, sondern brät ihn

nur, und das oft sehr schlecht; es wird aber immer für eine Ehre für den Toden gehalten, wenn der Leichnam ganz verbrannt wird, und von ihm nichts als die Asche übrig bleibt. Wenn es der Leichnam eines Prinzen von Geblüt ist, oder ein Herr, welcher in der Gnade des Königs gestanden, so zündet der König den Scheiterhaufen selbst an, ohne aus dem Pallaste zu gehen. Er läßt eine angezündete Fackel längst eines Strickes, den man an einem Fenster des Pallastes bis zu dem Scheiterhaufen anspannt, los. Was die geschnittenen Papiere, welche natürlich zum Feuer bestimmt sind, anbetrift, so bemächtigen sich die Talapoinen oft derselbigen, um sie bey andern Leichenbegängnissen herzuleihen, und dieses lassen auch die Anverwandten des Verstorbenen geschehen. Wobey es scheint, daß sie den Grund vergessen haben, warum die benachbarten Nationen es nicht unterlassen, solche Papiere wirklich zu verbrennen; und man kann überhaupt versichern, daß es nicht leicht Leute gibt, welche ihre Religion so wenig verstehen, als die Talapoinen. Es ist, sagt man, sehr schwer, einen unter ihnen zu finden, der etwas versteht. Ihre Meinungen muß man in den balischen Büchern suchen, welche sie zwar aufbewahren, aber wenig verstehen.

Die Familie des Verstorbenen gibt der Begleitung zu essen, und gibt drey Tage lang Allmosen: nemlich an dem Tage, da man den Körper verbrennt, denjenigen Talapoinen, welche bey dem Leichnam gesungen haben, am folgenden Tag ihrem ganzen Kloster, und am dritten ihrem Tempel.

So geht es bey den Leichenbegängnissen der Siamesen zu; wozu noch dieses hinzu zu setzen ist, daß sie das

Schauspiel durch viele Kunstfeuerwerke verschönern, und daß sie, wenn es die Leichenceremonien eines sehr angesehenen Mannes sind, sie nebst den Schauspielen drey Tage lang dauern.

Es geschieht auch bisweilen, daß ein Mann von großem Ansehen den Leichnam seines Vaters wieder ausgraben läßt, wenn er auch gleich schon lange tod ist, um ihm ein prächtiges Leichenbegängniß zu halten, wenn dieses bey seinem Tode nicht geschehen ist, weil sich damals der Sohn noch nicht zu der hohen Würde emporgeschwungen hatte. Dieses hat eine Aehnlichkeit mit den Sitten der Chinesen; welche auch, so gut sie können, mit ihren toden Eltern die Ehre, zu welcher sie empor gestiegen sind, zu theilen suchen.

Wenn der Leichnam eines Siamesen verbrannt worden ist, wie ich gesagt habe, so ist die ganze Ceremonie geendigt. Man verschließt den Ueberrest des Körpers ohne Umstände in den Sarg, und setzt alsdann dieses Depot unter eine der Pyramiden, womit die Tempel umgeben sind. Manchmal graben sie auch Edelgesteine und andere Kostbarkeiten mit dem Körper ein, weil sie dadurch dieselbigen an einem Ort bringen, den die Religion unverletzbar gemacht hat. Es sagen einige, daß sie die Asche ihrer Könige in den Fluß werfen, und ich habe gelesen, daß die Peguaner aus der Asche ihrer Könige mit Milch einen Teig machen, und daß sie zur Zeit der Ebbe ihn an der Mündung ihres Flusses eingraben: da aber das Feuer nicht jederzeit alles verzehrt, und besonders die Gebeine übrig bleiben, so legen die Siamesen und Peguaner die Ueberreste ihrer Könige unter die Py-

ramiden. Diese nennen sie Prá Tchiái di. Prá ist ein balisches Wort, wovon ich schon geredet habe. Tchiái-dî heißt so viel als vergnügt, ruhig, so daß dieses Wort so viel sagen will, als heilige Ruhe.

Ein ganz plattes Grab, wie die unsrigen, ist nach ihrer Meinung nicht ehrenvoll genug; denn bey ihnen muß es erhöht seyn. Daher kommen die egyptischen Pyramiden und Mausoleen. Noch eitlere Völker setzen Grabschriften darauf; weil aber die Zeit diese Inschriften vernichtet, so haben andere ihre Namen bedeckt auf die Grundsteine gewisser prächtiger Gebäude gesetzt, so daß, wenn man dieselbigen entdeckt, das Gebäude schon bis auf den Grund zertrümmert ist. Die Siamesen bleiben noch auf der untersten Stufe der Eitelkeit; denn sie haben nur einfache Pyramiden ohne Aufschrift, die einen so schlechten Grund haben, daß sie nicht immer ein Jahrhundert lang dauern.

Diejenigen, welche weder Tempel, noch Pyramiden haben, behalten manchmal die schlecht verbrannten Ueberreste ihrer Eltern bey sich; allein es gibt nicht leicht einen Siamesen, der so reich ist, daß er einen Tempel bauen kann, der es nicht thut, und der nicht daselbst den Ueberrest seiner Reichthümer vergrabe. Die Tempel sind unverletzliche Freystätte, wie ich schon gesagt habe, und nicht nur die Könige von Siam, sondern auch Privatpersonen, vertrauen ihnen ihre Schätze an. Ich weiß, daß die Siamesen von den Europäern feine Feilen verlangt haben, um die grossen eisernen Stangen, welche die Steine in den Tempeln verbanden, unter welchen Gold verborgen liegt, entzwey zu feilen. Die Siamesen, welche

nicht im Stande sind, einen Tempel zu erbauen, unterlassen doch nicht, sich wenigstens ein Götzenbild machen zu lassen, das sie irgend einem schon erbauten Tempel zum Geschenk machen. Die Erbauung der Tempel, die sonst ein Gedanke der Eitelkeit, oder der Religion ist, hat bey diesem Volk vielleicht eben so viel Interesse zum Grunde, die Reichthümer ihrer Familien zu erhalten, als irgend eine andere Sache.

Die ärmsten graben ihre Eltern in die Erde, ohne sie zu verbrennen; wenn es ihnen aber möglich ist, so nehmen sie doch Talapoinen zu Hülfe, welche sich aber nicht ohne Bezahlung gebrauchen lassen. Diejenigen aber, welche den Talapoinen gar nichts bezahlen können, glauben ihren verstorbenen Anverwandten genug Ehre zu erweisen, wenn sie dieselbigen auf dem Felde an einem erhöhten Orte aussetzen, wo sie die Geyer und Raben verzehren.

Ich habe es schon gesagt, daß sie in epidemischen Krankheiten die Leichname eingraben, ohne sie zu verbrennen; und daß sie dieselbigen einige Jahre hernach wieder ausgraben und verbrennen, wenn sie glauben, daß die Gefahr der Epidemie vorüber sey.

Allein sie verbrennen niemals weder die hingerichteten Missethäter, noch die todgebohrnen Kinder, noch die Weiber, welche bey der Niederkunft sterben, noch die Ertrunkenen, noch diejenigen, welche durch ein ausserordentliches Unglück umkommen, zum Beyspiel vom Donner erschlagen werden. Sie rechnen diese Unglücklichen unter die Schuldigen, weil sie glauben, daß solche Unglücke niemals unschuldige Personen treffen.

Die Trauer ist in China durch ein Gesetz vorgeschrieben; die Trauer um Vater und Mutter dauert drey Jahre, und beraubt den Sohn, wenn er keine Militairperson ist, während dieser Zeit, aller öffentlichen Geschäfte. Es scheint mir auch die Ausnahme von Militairpersonen eine neue Einrichtung zu seyn. Die Siamesen hingegen sind durch kein Gesetz zur Trauer verpflichtet; sie geben kein Zeichen ihrer Traurigkeit von sich, als wenn sie wirklich betrübt sind, so daß es in Siam sehr gewöhnlich ist, daß der Vater und die Mutter für ihre Kinder die Trauer anziehen, daß aber die Kinder um ihren Vater und ihre Mutter nicht trauern. Manchmal wird der Vater ein Talapoin und die Mutter eine Talapoine, oder zum wenigsten scheeren sie sich das Haupthaar ab; denn nur die wahren Talapoinen dürfen sich auch die Augenbraunen abscheeren.

Es hat mir nicht geschienen, daß die Siamesen ihre toden Eltern anruffen, ob ich mich gleich darnach erkundiget habe; aber sie glauben dennoch, daß sie oft durch Erscheinungen derselben gequält werden, und alsdann tragen sie Fleisch zu ihren Gräbern, welches die Thiere verzehren, und sie geben auch den Talapoinen für dieselbigen Allmosen, weil sie glauben, daß das Allmosen die Sünden der Toden, so wie der lebendigen tilge. Ausserdem richten die Siamesen bey allen Gelegenheiten Gebete an die guten Geister, und Verwünschungen gegen die Bösen, wovon ich schon einige Beyspiele gegeben habe; und diese Geister sind gewiß nach ihrer Meinung weiter nichts, als Seelen von einer und eben derselbigen Natur.

Die bösen Geister sind die Seelen derjenigen, welche entweder nach den Gesetzen hingerichtet werden, oder

durch irgend einen der ausserordentlichen Unglücksfälle umkommen, welche sie der Ehre des Begräbnisses unwürdig machen. Die guten Geister sind alle andere Seelen, welche mehr oder weniger gut sind, je nachdem sie mehr oder weniger tugendhaft in diesem Leben waren. Und dieses läuft ganz auf die Meinung des Plato hinaus, welcher wollte, daß man sich in dem Leben der Tugend befleißige, damit eine Fertigkeit in derselbigen nach dem Tode fortdaure. Es kommt dieses auch auf die alte Meinung, die selbst unter einigen der alten Christen verbreitet war, hinaus, daß sich die Seelen der Frommen in Engel, und die Seelen der Bösen in Teufel verwandelt werden. Aber bey den Indianern ist diese Lehre weiter nichts, als daß die Seelen der Guten nach dem Tode an demjenigen Orte wieder gebohren werden, welchen die Portugiesen das Paradies nennen, und die Seelen der Bösen an einem derjenigen Orte, welchen letztere die Hölle nennen. Die einen fahren auch nach dem Tode fort, gut zu seyn, und den Menschen Gutes zu erweisen; die andern bleiben beständig böse, schaden den Menschen und jedem Dinge, wo sie nur können.

In einer unglaublichen Blindheit nehmen die Indianer kein verständiges Wesen an, welches die guten oder die bösen Handlungen der Menschen richte, und Belohnungen oder Bestrafungen darnach austheile. Sie nehmen dabey nur ein blindes Ungefähr an, welches, wie sie sagen, macht, daß Glück auf die Tugend, und Unglück auf das Laster folge; so wie dasselbige auch macht, daß auf der Wagschale das Schwerere sinkt, und das leichtere hinauf steigt. Und da der Vernunft nichts mehr

widerspricht, als bey dem Ungefähr oder bey dem unvermeidlichen Nothwendigkeit eine genaue Gerechtigkeit anzunehmen, so bilden sich die Indianer in den guten oder bösen Handlungen etwas Körperliches ein, welches, wie sie sagen, die Macht hat, den Menschen etwas Gutes oder Böses anzuthun, wenn sie es verdient haben. Da aber die Indianer, wie ich schon oft gesagt habe, einen Unterschied zwischen bösen und guten Handlungen annehmen, so ist es angemessen, hier von den Grundsätzen ihrer Moral zu reden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Grundsätze der indianischen Moral.

Sie schränken sich fast in allen Gegenden von Indien auf fünf Verbote ein. Bey den Siamesen sind es folgende:

1) Nicht zu töden.
2) Nicht zu stehlen.
3) Keine Unzucht zu begehen.
4) Nicht zu lügen.
5) Keine berauschende Getränke, welche sie überhaupt Láou nennen, zu trinken.

Das erste Verbot schränkt sich nicht darauf ein, weder Menschen noch Thiere zu tödten, sondern es erstreckt sich auch auf die Pflanzen und auf den Saamen, weil sie, nach einer sehr wahrscheinlichen Meinung glauben, daß der Saame nichts als die Pflanze selbst in einer Einhüllung ist. Derjenige Mensch also, der dieses erste Verbot beobachtet, würde also, wie sie es verstehen, von nichts als von Früchten leben, da sie eine Frucht nicht als etwas betrachten, das ein Leben hat, sondern als einen Theil

einer Sache, welche lebt. Wenn man Früchte ißt, so muß man sich nur hüten, die Kerne und Steine des Obstes zu essen, weil dieses der Saame ist, und man darf auch keine Frucht ausser der gehörigen Jahrszeit essen, weil, nach ihrer Meinung, dieses so viel wäre, als den Saamen vor dem Reifwerden, zu töden.

Dieses Verbot, nicht zu töden, erstreckt sich auch dahin, nichts in der Natur zu zerstören, weil sie glauben, daß alles belebt sey, oder daß alles voller Seelen sey, und daß etwas zerstören so viel sey, als eine Seele mit Gewalt aus ihrer Wohnung zu vertreiben. Sie wollen selbst nicht verstümmeln oder beschädigen. Sie wollen z. B. nicht den Ast von einem Baume brechen, so wie sie auch nicht den Arm eines unschuldigen Menschen zerbrechen würden. Sie halten dieses für eine Beleidigung der Seele des Baums. Wenn aber die Seele einmal aus dem Körper verjagt ist, so halten sie dieses für eine schon geschehene Zerstörung, und glauben nichts zu zerstören, wenn sie sich von diesem Körper nähren. Selbst die Talapoinen machen sich kein Gewissen daraus, dasjenige zu essen, was tod ist, aber sie machen sich ein Gewissen, das zu töden, was sie für lebendig halten.

In mehrern Dingen zeigen sie mehr Abscheu vor dem Blut, als vor dem Mord. Es ist ihnen verboten, irgend eine Wunde zu machen, aus der Blut heraus fließt, gleichsam als wenn die Seele oder das Leben hauptsächlich im Blut stecke, oder daß die Seele oder das Leben das Blut selbst sey. Vielleicht ist dieses weiter nichts, als eine dunkle Erinnerung an das alte göttliche Gebot bey dem Moses, welches, wenn es dem Menschen den Ge-

brauch des Fleisches erlaubte, ihm zugleich verbot, das Blut der Thiere zu genießen, weil das Blut bey ihnen die Stelle der Seele vertritt. Es gibt gewisse Indianer, welche es nicht wagen, eine gewisse Pflanze abzubrechen, weil eine Art von rothem Saft aus derselbigen heraus fließt, den sie für das Blut dieser Pflanze halten. Die Siamesen machen sich kein Gewissen daraus, auf den Fischfang zu gehen; aber nur nicht an den Tagen, wenn sich die Talapoinen die Köpfe scheeren. Wenn sie auf das Fischen ausgehen, so begehen sie keine Sünde, weil sie glauben, daß sie an dem Tod der Fische nicht Schuld sind. Sie thun nichts, sagen sie, als daß sie die Fische aus dem Wasser ziehen, ohne ihr Blut zu vergießen. Die geringste Ausflucht reicht bey ihnen hin, die Gesetze zu verdrehen.

Wenn man ihnen nach der Meinung von der Seelenwanderung sagt, daß der Mord oft lobenswürdig zu seyn scheint, da er eine Seele aus einem unglücklichen Leben befreyen kann, so antworten sie: daß es immer die Seelen beleidigen heißt, wenn man sie mit Gewalt aus dem Körper vertreibt, und daß man ihr übrigens keinen Trost verschafft, weil sie wieder in ähnliche Körper zurück kehren, um daselbst die übrige Zeit hinzubringen, während der sie zu dieser Art des Lebens bestimmt sind. Allein sie fühlen nicht, daß dieser Grund auch beweisen würde, daß man ihnen keinen würklichen Schaden thun würde, wenn man sie tödet; und die Chinesen, welche in diesem Stücke einen andern Glauben haben, als die Siamesen, töden ihre Kinder, wenn sie deren zu viele haben, und sagen, daß sie dieses deswegen thäten, um ihnen zu einer glücklichern Wiedergeburt zu verhelfen.

Ausserdem glauben alle Indianer, daß der Selbstmord nicht nur eine erlaubte Sache sey, weil sie sich für Herren über sich selbst halten, sondern daß er auch ein der Seele nützliches Opfer wäre, welches ihr einen grossen Grad von Tugend und Glück erwerbe. So hängen sich die Siamesen manchmal aus Devotion an einem Baum, welchen sie auf balisch Prá sa mahà Pout und auf siamesisch Ton pô neunen. Die Europäer nennen diesen Baum den Baum der Pagoden, weil die Siamesen ihn vor die Pagoden pflanzen. Er wächst in den Wäldern, so wie andere Bäume des Landes, aber es darf ihn keine Privatperson in ihren Gärten haben; und von ihm kommt auch das Holz, woraus man alle hölzerne Bildnisse des Sommona-Codoms macht. Aber in der Leidenschaft, welche die Siamesen bisweilen bestimmt, sich zu erhängen, ist immer eine sichtbare Ursache von einem großen Lebensüberdruß vorhanden, oder auch eine große Furcht, wie die vor dem Zorn des Königs.

Es sind sechs bis sieben Jahre, daß sich ein Peguaner in einem der Tempel, welche die Peguaner zu Siam haben, mit Namen Sam-Pihan, verbrannte. Er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen hin, und bestrich seinen ganzen Körper mit einem sehr dicken Oel, oder vielmehr mit einer Art von Gummi, und zündete es hierauf an. Man sagte, daß er mit seiner Familie sehr mißvergnügt gewesen wäre, welche aber doch sehr um ihn weinte. Als das Feuer ihn erstickt und abgebraten hatte, so überzog man seinen Körper mit einer Art von Gips, machte davon eine Art von Statue, welche man vergoldete, und auf ein Altar hinter das Bildnis des Som-

mona = Codoms setzte. Sie nennen diese Art von Heiligen Prá tian tée; tiam heißt ächt und tée wirklich. Eine solche Anwendung machen die Siamesen von dem ersten Gebote ihrer Moral.

Ueber das zweyte habe ich nichts besonderes zu sagen; was aber das dritte anbetrift, welches alle Arten von Unkeuschheit verbietet, so verbietet dieses nicht nur den Ehebruch, sondern auch allen fleischlichen Umgang eines Mannes mit einer Frau; auch sogar in der Ehe. Sie halten den ehelosen Stand nicht nur allein für eine Vollkommenheit, sondern auch die Ehe für einen Stand der Sünde, sey es entweder durch ein gewisses Keuschheitsgefühl, welches bey allen Nationen mit dem fleischlichen Umgang verbunden ist; oder sey es durch eine allgemeine Abneigung vor allen natürlichen Unreinlichkeiten, von welchen einige unter die gesetzlichen Verbote bey den Juden gehörten. Bey gewissen Völkern badet man sich nach dem Beyschlafe mit seiner Frau, wie nach einer andern Art von Besudelung. Muhamed hat die Weiber des Paradieses für unwürdig gehalten, und ohne zu sagen, daß sie dahin kommen werden, verspricht er seinen Auserwählten die weissesten und schönsten.

Die chinesischen Philosophen sagen, daß es um eine Frau an und für sich eine schlimme Sache sey, und daß man weder die seinige behalten, noch eine andere nehmen soll, wenn man Kinder hat, welche den Eltern, von welchen sie geboren sind, und ihren andern Vorfahren, die Pflichten erfüllen können, welche sie nach der chinesischen Religion zu der Ruhe der Toden für nöthig halten. Ohne diese vorgebliche Nothwendigkeit halten sie die Ehe

für unerlaubt; und wenn sie genug Kinder haben, so machen sie aus der Ehescheidung eine Tugend. Sie berufen sich auf das Beyspiel des Konfucius, welcher seine Frau verließ, da er einen Sohn von ihr hatte; sie berufen sich auch auf das Beyspiel seines Sohns, der auch die seinige verließ, und auf das Beyspiel und die Meinung mehrerer andern chinesischen Philosophen, welche sich von ihren Weibern haben scheiden lassen, und die Scheidung unter die tugendhaften Handlungen gezählt haben. Sie halten die gegenwärtige Meinung des chinesischen Volkes, welche, so wie das siamesische Volk, gestützt auf Naturgefühle, die Ehescheidung, wo nicht für ein Unglück, doch zum wenigsten für ein Uebel achten, für ein Verderbniß der alten chinesischen Sitten. Was das vierte Gebot anbetrift, so weiß ich davon weiter nichts zu sagen, welches erklärt zu werden verdiente.

Das fünfte verbietet nicht allein sich zu berauschen, sondern auch kein Getränk zu sich zu nehmen, welches berauschen könnte, wenn man sich auch gleich damit nicht berauscht. Sie halten eine Sache schon an und für sich böse, wenn es nur durch den Ueberfluß schaden kann.

So verstehen sie ihre Gebote; sie glauben aber auch, daß es keine vollkommene Tugend für alle Menschen gebe, sondern nur allein für die Talapoinen. Sie glauben, daß derjenige, welcher für sich sündiget, für alle sündiget. Nach ihrer Meinung ist es die Sache der Weltlichen, zu sündigen, und die Sache der Talapoinen nicht zu sündigen, und nur Busse für die Sünder zu thun. Sie begreifen, wie wir, daß diejenigen, welche dazu bestimmt sind die Sünden anderer durch Busse auszusöhnen,

weit reiner als die andern seyn müssen, und daß die nothwendig mit der Sünde verbundene Strafe nichts desto weniger von dem Schuldigen auf den Unschuldigen übergehen kann, wenn der Unschuldige sich unterwerfen will, um den Schuldigen dadurch zu befreyen. Uebrigens stellen sie sich die Natur der Sünde sehr grob und materiell vor; die Talapoinen begnügen sich solcher Handlungen zu enthalten, welche sie für böse halten, aber sie machen sich kein Gewissen daraus, sie von Weltlichen begehen zu lassen, um davon Nutzen zu ziehen. So wenn sie Reiß essen wollen, so können sie, da der Reiß ein Saame ist, ihn ohne Sünde nicht kochen, weil das so viel wäre, als den Reiß tödten; aber sie lassen diese Sünde von ihren Tapacáous, ihren weltlichen Bedienten begehen, oder wohl auch von den jungen Talapoinen, welche ihnen zur Erziehung anvertraut sind; und wenn der Reiß gekocht ist, alsdann essen sie ihn. Es ist ihnen auch verbotten, weder in das Feuer, noch in das Wasser, noch auf die Erde zu pissen, weil dieses so viel wäre, als das Feuer auslöschen oder die zwey andern Elemente verunreinigen; sie pissen in ein Gefäß, und ein weltlicher Diener leert es aus, wohin er will, denn es liegt nichts daran, wenn er sündiget. Die Weltlichen suchen also den Verboten nur aus Furcht vor den öffentlichen Züchtigungen auszuweichen; sie können aber auch ihre Sünden durch gute Werke abkaufen, welche hauptsächlich in Allmosen bestehen, die den Tempeln und den Talapoinen gegeben werden, und zwar nach einer alten, auf der ganzen Erde bekannten, und auch so oft in der Bibel wiederholten Tradition, daß durch Allmosen die Sünden abgebüßt werden. Es ist dabey auch ein sehr natürlicher und sehr

gerechter Gedanke zu bemerken, der darinn besteht, daß sie diejenigen Sünden, welche man leicht vermeiden kann, weit mehr verdammen, als diejenigen, welche unvermeidlich sind, ob sie gleich alle für Sünde halten. Damit man aber die Moral der Talapoinen besser kennen lerne, so will ich am Ende des Werkes die meisten ihrer Grundsätze von Wort zu Wort, so wie ich sie erhalten habe, hersetzen; ich werde bloß einige Worte dazu setzen, um sie besser zu verstehen.

Man wird daraus die Ehrfurcht sehen, welche sie vor den Elementen und vor der ganzen Natur haben. Es ist ihnen verbotten, gegen irgend eine Sache in der Natur Lästerungen auszustossen; eine Grube in die Erde zu machen, und sie nachher nicht wieder auszufüllen. Man wird daraus ersehen, daß sie für Nettigkeit und Wohlanständigkeit Sorge tragen, daß sie zwar fast alle Ideen von der Tugend haben, daß aber fast keine darunter genau bestimmt ist, weil sie die einen bis zur abergläubischen Gewissenhaftigkeit treiben, und bey andern weit zurücke bleiben.

Uebrigens sind diese Grundsätze blos für die Talapoinen; nicht weil sie glauben, daß jemand sie ohne zu sündigen übertreten kann; aber sie sehen gar wohl ein, daß es unmöglich ist, daß jemand sie nicht übertrette; z. B. es muß wohl seyn, daß jemand Feuer anzünde. Sie bewundern die Schönheit unserer Moral, wenn man ihnen sagt, daß sie alle Menschen ohne Unterschied zur Tugend verpflichte, weil sie es nicht begreifen wollen, daß dieses möglich sey; wenn man ihnen aber zu verstehen gibt, daß die Tugend nicht in unmöglichen Dingen bestehe,

worein sie dieselbige setzen, so verwerfen sie das, was man ihnen sagt, und halten sich für weit reiner und tugendhafter, als die Christen, oder sie glauben vielmehr, daß sie allein Creeng, das ist reine, sind, und daß die Christen cahat oder zur Sünde bestimmt sind, so wie auch die übrigen Menschen: — ein Vorurtheil, welches uns sehr beschämen muß, und welches uns überzeugt, daß die menschliche Vernunft einer höhern Erleuchtung nöthig habe, um sich nicht in der Erkenntniß des Guten und des Bösen zu verirren, deren Ideen uns doch so leicht und so natürlich zu seyn scheinen.

Wenn sich also die Talapoinen allein für tugendhaft halten, so muß man sich nicht wundern, wenn sie sich allen nur möglichen Stolz gegen die Weltlichen erlauben. Dieser Stolz zeigt sich in allen Stücken; sie setzen sich immer höher, als die Weltlichen sitzen, sie grüssen niemals einen Weltlichen, und beweinen niemals einen Toden, selbst nicht den Tod ihrer Eltern. Sie haben einen Gebrauch, der einer Beichte gleicht, denn von Zeit zu Zeit scheinen sie heimlich ihren Obern von ihrem Verhalten Nachricht zu geben; aber sie sind weit entfernt, sich als Sünder zu bekennen, sie durchlaufen nur ihre Gebote, um zu sagen, daß sie dieselbigen nicht übertreten haben. Ich habe nicht gestohlen, sagen sie, ich habe nicht gelogen und so weiter. Mit einem Worte: sie sind nichts weniger als demüthig.

Sie scheinen von der Zurückziehung einen Begriff zu haben. „Ein Talapoin sündiget, wenn er auf der Strasse geht, und seine Sinnen nicht verschließt. — Ein Talapoin sündiget, wenn er sich in Staatsgeschäfte

mengt." — Man mengt sich in letztere nicht leicht ohne Zerstreuung, und ohne sich den Haß und den Neid mehrerer zuzuziehen, das sich für einen Talapoinen nicht schickt, der nur an sein Kloster denken, und jedermann durch seine Bescheidenheit erbauen soll. Ich glaube aber übrigens, daß eine kluge Politik ein grosses Interesse dabey findet, Leuten, die über den Geist des Volkes eine so grosse Gewalt haben, alle Einmischung in Staatsgeschäfte zu verbieten. Sie erkennen einen religiösen Gehorsam. Gehorsam ist eine Tugend von jedermann in diesem Lande, und man darf sich also nicht wundern, daß sie sich in ihren Klöstern findet. Sie kennen auch die Keuschheit. Ein Talapoin sündiget, wenn er hustet, um die Blicke der Weiber auf sich zu ziehen, wenn er ein Weib mit Vergnügen ansieht, oder wenn er Lust nach einer empfindet; wenn er Wohlgerüche an seiner Person gebraucht, wenn er Blumen hinter seine Ohren steckt, und mit einem Worte: wenn er sich mit allzuvieler Sorgfalt putzet. Man könnte auch sagen, daß sie die Armuth kennen; denn es ist ihnen verbotten, mehr als ein Kleid zu haben, oder ein prächtiges, kein Essen vom Abend bis zum Morgen aufzuheben; weder Gold noch Silber zu berühren, noch dergleichen zu verlangen. Aber in der That, da sie ihren Orden verlassen können, so thun sie wohl daran, daß die sparsam leben, so lange sie Talapoinen sind; denn da unterlassen sie nicht, etwas zusammen zu scharren, wovon sie leben können, wenn sie aufhören, es zu seyn. Und dieses sind die Ideen, welche die Siamesen von der Tugend haben.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von der höchsten Glückseeligkeit und der äussersten Unglückseeligkeit nach der Meinung der Siamesen.

Es ist noch übrig, zu sagen, worein sie ihre vollkommene Glückseeligkeit setzen, das ist, die höchste Belohnung der guten Werke, und den äussersten Grad des Unglücks, d. i. die größte Bestrafung der Schuldigen. Sie glauben also, daß, wenn eine Seele durch mehrere Wanderungen, und durch eine große Anzahl guter Werke in allen Leben so viele Verdienste sich gesammelt hat, daß sie in keiner Welt keine sterbliche Beschaffenheit mehr hat, sie alsdann würdig ist, nach ihrer Meinung von allem Wanderungen und Belebung frey zu werden, daß sie alsdann nichts mehr zu thun hat, daß sie nicht mehr gebohren wird und nicht mehr stirbt, sondern eine ewige Unthätigkeit und eine wahre Inpassibilität genießt. Nireupan, sagen sie, das heißt, diese Seele ist verschwunden; sie wird nicht mehr in irgend eine Welt zurücke kommen; und dieses Wort haben die Portugiesen durch: sie ist vernichtet, übersetzt, und auch durch: sie ist ein Gott worden, ob gleich dieses nach der Meinung der Siamesen weder eine wirkliche Vernichtung, noch die Erlangung einer göttlichen Natur ist.

Dieß ist also das wirkliche Paradies der Indianer; denn ob sie gleich eine große Glückseeligkeit in dem höchsten der neuen Paradiese, wovon wir schon geredet haben, zum Grunde setzen, so sagen sie dennoch, daß diese Glückseeligkeit nicht ewig ist, noch auch frey von aller Unruhe; denn es ist noch ein Leben, wo man gebohren wird und stirbt. Aus einem ähnlichen Grund ist ihre wahre Hölle

keines von den neun Orten, welche wir die Höllen genannt haben, und in deren einigen sie Qualen und Flammen annehmen; denn ob es gleich in diesen Höllen unaufhörlich Seelen gibt, so sind das doch nicht immer eine und eben dieselbigen; keine Seele wird dort ewig gestraft, sie werden daselbst gebohren, um daselbst eine gewisse Zeit zu leben, und durch den Tod daraus weg zu gehen.

Allein die wahre Hölle der Indianer besteht, wie ich schon gesagt habe, in ewigen Wanderungen dieser Seelen, welche niemals zum Nireupan gelangen, das ist, dazu, daß sie aus der ganzen Weltendauer verschwinden. Sie glauben von diesen Seelen, daß sie wegen ihrer Sünden niemals ein großes Verdienst erwerben können, und daß sie daher immer von einen Körper in den andern wandern. Der Körper ist, welcher er auch seyn mag, nach ihrer Meinung immer ein Gefängniß der Seele, wo sie für ihre Fehler gestraft wird.

Bevor aber ein Mensch zur höchsten Glückseeligkeit gelangt, so glauben sie, daß er, ehe er, um in ihrer Sprache zu reden, verschwindet, nach derjenigen Handlung, durch welche er das Nireupan verdient, in diesem Leben große Vorrechte genießt. Sie glauben, daß alsdann ein solcher Mensch den andern mit vieler Wirksamkeit Tugend prediget, daß er sich eine wunderbare Wissenschaft, eine unüberwindliche Leibesstärke, die Macht Wunder zu thun, und eine Kenntniß von allem, was ihm in allen Wanderungen seiner Seele begegnet ist. Sein Tod selbst muß von einer sonderbaren Art seyn, welche sie weit edler finden, als die gewöhnliche Art zu sterben. Er verschwindet, sagen sie, wie ein Fun-

ke, der sich in der Luft verliert. Und das Andenken an diese Menschen heiligen die Siamesen in ihren Tempeln.

Ob sie aber gleich sagen, daß mehrere zu dieser Glückseeligkeit gelangt sind (nach meiner Meinung, daß mehrere hoffen, dazu zu gelangen) so verehren sie doch nur einen einzigen, von dem sie glauben, daß er alle andere an Tugend übertroffen habe. Diesen nennen sie Sommona-Codom, und sagen, daß Codom sein Name wäre, und daß Sommona in der balischen Sprache ein Wald-Talapoin heisse. Nach ihrer Meinung gibt es ausser dem Talapoinen-Orden keine wahre Tugend, und die Talapoinen in den Wäldern halten sie noch für weit tugendhafter, als die sich in den Städten aufhalten.

Dieses ist gewiß die ganze Lehre der Siamesen, in der sich keine Idee von einer Gottheit befindet. Die Götter der alten Heiden, welche wir kennen, regierten die Natur, straften die Bösen und belohnten die Guten, und ob sie gleich als Menschen gebohren waren, so waren sie doch von einem unsterblichen Geschlecht und kannten den Tod nicht. Die Götter des Epikurs kümmerten sich um nichts, eben so wie der Sommona-Codom; allein es scheint nicht, daß dieses Menschen waren, welche durch ihre Tugend in diesen Zustand einer höchst glücklichen Unthätigkeit gekommen sind; sie wurden nicht gebohren, und starben auch nicht. Aristoteles erkannte einen ersten Beweger, das ist ein mächtiges Wesen, welches die Natur in Ordnung gebracht, und ihr, so zu sagen, die Bewegung gegeben habe, welche die Harmonie in derselbigen erhält. Aber die Siamesen haben keine ähnliche Idee,

und sind weit davon entfernt, einen göttlichen Schöpfer zu erkennen; und daher glaube ich auch, versichern zu können, daß die Siamesen keinen Begriff von irgend einem Gott haben, und daß sich ihre Religion bloß auf die Verehrung der Toden einschränkt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Ursprunge der Talapoinen und von ihren Meinungen.

Wenn man untersuchen will, auf welchen Stuffen sich die menschliche Vernunft in so wunderliche Verirrungen habe verlieren können, so glaube ich davon Spuren in den chinesischen Alterthümern gefunden zu haben.

Die Chinesen sind so alt, daß man voraussetzen kann, daß sie anfangs den wahren Gott erkannt haben, und dadurch den Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen, und die Belohnungen und die Strafen, welche die einen und die andern von diesem allmächtigen Richter zu erwarten haben; daß aber nach und nach diese Begriffe verdunkelt und verdorben worden sind. Gott, dieses geistige und vollkommene Wesen, ist aufs höchste zur materiellen Weltseele geworden, oder der schönste Theil der Welt, welches der Himmel ist. Seine Macht und seine Weisheit war nur eine eingeschränkte Macht und Vorsicht, ob sie gleich sich viel weiter erstreckte, als die Macht und Klugheit der Menschen. „Es scheint, sagt der Pater Trigaut, in dem ersten Buche seiner christlichen Expedition nach China im zehnten Capitel, daß die alten Chinesen geglaubt haben, daß Himmel und Erde belebt sey, und daß sie diese Weltseele als einen höchsten Gott ange-

betet haben, und ihn den König des Himmels, oder schlechthin den Himmel und die Erde nennen." — Der Pater Trigaut hätte eben diesen Zweifel über alle Dinge erregen können; denn die Lehre der Chinesen hat zu allen Zeiten den Theilen der Welt, den Gestirnen, den Bergen, den Flüssen, den Pflanzen, den Städten, den Häusern und ihren Herden, und mit einem Worte allen Dingen Geister beygelegt. Und es scheinen ihnen nicht alle Geister gut zu seyn; sie nehmen auch böse an, welche sie zu der unmittelbaren Ursache der Uebel und der Unglücksfälle, welchen das menschliche Leben unterworfen ist, machen. So wie sie übrigens glaubten, daß die Erde und das Meer durch den Horizont an den Himmel anstosse, so haben sie ihnen nur einen Geist zugeschrieben; ob sie gleich nach einer Meinung, welche das Gegentheil von ihrer erstern ist, zwey verschiedene Tempel gebaut, und den einen dem Himmel und den andern der Erde gewidmet haben.

Da also nach ihrer Meinung die Seele des Menschen die Quelle aller Lebenshandlungen des Menschen ist, so geben sie auch der Sonne eine Seele, um die Quelle ihrer Eigenschaften und ihrer Bewegungen zu seyn, und nach diesem Grundsatze verursachen die in das Ganze verbreiteten Seelen in allen Körpern diejenigen Bewegungen, welche diesen Körpern natürlich zu seyn scheinen. Und nach dieser Meinung erklären sie die ganze Oekonomie der Natur, um dadurch die unendliche Allmacht und Vorsehung zu ersetzen, welche sie keinem Geist, selbst nicht dem Geiste des Himmels, zuschreiben.

Wirklich da es scheint, daß der Mensch, wenn er sich der natürlichen Dinge zu seiner Nahrung und Be-

quemlichkeit bedient, eine gewisse Macht über dieselbigen habe; so gibt die alte Meinung der Chinesen nach Verhältniß eine ähnliche Macht allen Seelen, und setzt zum voraus, daß die Seele des Himmels mit einer nicht zu vergleichenden Klugheit und Stärke, welche die größte menschliche Klugheit und Stärke übertrift, auf die Natur wirken könne. Allein zu gleicher Zeit erkennt sie in der Seele einer jeden Sache eine innerliche Macht, welche von der Gewalt des Himmels unabhängig ist, und welche manchmal gegen die Absichten des Himmels handelt. Der Himmel regiert über die Natur, wie ein mächtiger König; die übrigen Seelen sind ihm Gehorsam schuldig; er nöthiget sie fast immer dazu; aber es gibt einige darunter, welche sich manchmal weigern, ihm zu gehorchen.

Wenn Confucius von der unendlichen Tugend spricht, welches der wahre Begriff ist, den wir von der Gottheit haben, so hält er sie für unmöglich. „So tugendhaft, spricht er, auch ein Mensch seyn mag, so wird doch noch ein Grad der Tugend seyn, den er nicht wird erreichen können. Der Himmel selbst und die Erde, setzt er hinzu, ob sie gleich so groß, so vollkommen und so wohlthätig sind, können nichts desto weniger den Wünschen der ganzen Welt kein Genüge leisten, wegen der Unbeständigkeit der Zeiten und der Elemente, so daß der Mensch immer etwas an ihnen zu tadeln, und selbst gerechte Ursachen seiner Unzufriedenheit findet. Wenn man daher die Größe der höchsten Tugend begreift, so wird man nothwendig eingestehen müssen, daß die ganze Welt dieselbige nicht enthalten könne." Dieses sind die Worte des Konfucius, wie sie uns der Pater Kouplet gegeben hat, wodurch die-

ser Philosoph keine andere Absicht gehabt zu haben scheint, als die wahre Gottheit zu beschreiben, welches er für unmöglich hielt, weil er sie nirgend fand, selbst nicht in dem Geiste des Himmels und der Erde, welches doch nach seiner Meinung sehr vollkommen ist.

Da die göttliche Macht und Vorsicht also gleichsam fragmentarisch unter einer unzählichen Menge von Seelen ausgetheilt war, so fanden sich die alten Chinesen verbunden, an diese unzählichen Seelen oder Geister ihre Wünsche und ihre Verehrung zu richten.

Sie machten aus der Natur eine unsichtbare Monarchie, welche sie nach der ihrigen formten, und von der sich glaubten, daß die unsichtbaren Glieder desselbigen eine beständige Correspondenz mit den Gliedern der chinesischen Monarchie hätten. Sie gaben dem Geiste des Himmels sechs vornehme Minister, so wie auch der Kaiser von China sechs dergleichen hat, welche die Präsidenten der sechs ersten Gerichtshöfe sind, wo sie allein die deliberative Stimme haben. Sie glauben, daß der König des Himmels, (denn diesen Titel legen sie dem Geiste des Himmels bey) sich nur um die Person und die Sitten des Kaisers von China bekümmere, daß zwar alle Menschen diesen höhern Geist verehren müssen, daß aber nur der Kaiser von China es würdig sey, ihm Opfer darzubringen, und sie haben auch für diese Opfer keinen andern Priester. Die Minister von China bringen die Opfer den Ministern des Himmels, und ein jeder chinesischer Beamter verehrt also einen Officier, der ihm in dem Himmel gleich ist. Das Volk opferte der Menge der Geister, die durch das Ganze verbreitet sind; und ein

jeder war Priester in dieser Art von Gottesdienst, ohne daß er in einem Orden oder in einem geistlichen Corps zum Dienste der Tempel oder der Opfer angestellt war.

Die Indianer glauben noch heut zu Tage, wie die alten Chinesen, daß Geister, sowohl gute, als böse, überall verbreitet sind, unter welchen sie so zu sagen die göttliche Macht vertheilt haben. Und man findet noch Ueberreste dieser Meinung selbst unter denjenigen Indianern verbreitet, welche die muhamedanische Religion angenommen haben. Aber durch einen neuern Irrthum glaubten die heidnischen Indianer, daß diese Seelen von einerley Natur sind, und liessen sie von einem Körper in den andern wandern. Der Geist des Himmels hatte bey den alten Chinesen eine Art von Gottheit, er war dem Anscheine nach unsterblich, nicht dem Altwerden und dem Tod unterworfen, und er durfte auch seinen Platz keinen Nachfolger überlassen; aber in der Lehre der Indianer von der Seelenwanderung sind die Seelen in keinem Stücke fixirt, und folgen alle einander nach, und keine ist ihrer Natur nach besser, als die andere; sie sind nur zu höhern oder zu niedrigeren Funktionen in der Natur bestimmt, nach dem Verdienste ihrer Werke.

Es haben auch die Indianer den Geistern keine Tempel gewidmet, selbst nicht dem Geist des Himmels, weil sie glauben, daß alle Seelen, wie alle andern, welche noch auf dem Wege der Wanderungen begriffen sind, das ist, im Stande der Sünde, und in den Strafen verschiedener Lebensarten, keiner Altäre würdig sind.

Wenn die alten Chinesen, so zu sagen, die Vorsicht und die Allmacht Gottes in Stücken zertheilt haben, so

haben sie dennoch seine Gerechtigkeit nicht getheilt. Sie versicherten, daß die Geister, so wie geheime Obrigkeiten, hauptsächlich damit beschäftiget wären, die geheimen Sünden der Menschen zu strafen, daß der Geist des Himmels die Fehler der Könige bestrafe, und die Minister des Himmels die Fehltritte der Minister des Monarchen, und so auch andere Geister in Beziehung auf andere Menschen.

Aus diesem Grunde sagten die Chinesen von ihrem Beherrscher, daß, ob er gleich ein adoptirter Sohn des Himmels wäre, der Himmel sich doch nichts destoweniger in Ansehung seiner durch eine Art von Vorliebe verleiten liesse, sondern bloß durch die Betrachtung des Guten oder des Bösen, welches er in der Regierung seines Reiches begienge. Sie nannten das chinesische Reich eine himmlische Regierung, weil, wie sie sagten, ein Monarch von China sein Reich so regieren müßte, wie der Himmel die Natur regiert, und daß er sich daher an den Himmel, wegen der Wissenschaft zu regieren, wenden müsse. Sie erkannten nicht nur, daß die Kunst zu regieren ein Geschenk des Himmels wäre, sondern daß die Regierung selbst von dem Himmel wäre gegeben worden, und daß es schwer sey, dieses Geschenk zu erhalten, weil sie voraus setzten, daß die Monarchen sich ohne die Gunst des Himmels, und ohne dem Himmel durch die Tugend zu gefallen, auf dem Thron erhalten könnten.

Sie treiben diese Lehre so weit, daß sie behaupteten, daß die Tugend der Könige allein alle ihre Unterthanen tugendhaft mache, und daß die Könige daher zuerst gegen den Himmel, wegen der schlechten Sitten ihres Reichs,

verantwortlich wären. Die Tugend der Beherrscher, das heißt, die Kunst nach den Gesetzen in China zu regieren, war nach ihrer Meinung eine Gabe des Himmels, welche sie die himmlische Vernunft, oder die von dem Himmel geschenkte Vernunft nennen; die Tugend der Unterthanen, oder wie sie sagen, die Achtung der Bürger sowohl gegen einander, als aller gegen ihren Beherrscher nach den Gesetzen von China, wäre ein Werk guter Könige. Es ist zu wenig, sagen sie, die Verbrechen zu bestrafen; ein König muß sie durch seine Tugend verhindern. Sie loben einen von ihren Königen, welcher zwey und zwanzig Jahre regiert hat, ohne daß es das Volk merkte, das will so viel sagen, ohne daß es die Schwere des königlichen Ansehens fühlte. Sie sagen daher, daß während dieser zwey und zwanzig Jahre in ganz China kein einziger Proceß geführt worden und keine gerichtliche Exekution geschehen sey — ein Wunder; das heissen sie, unfühlbar wie der Himmel regieren, und welches die Wahrheit ihrer Geschichte bezweifeln heißt. Ein anderer ihrer Könige, sagen sie, begegnete einem Unglücklichen, den man zum Tode führte, aber er schrieb sich selbst die Schuld zu, daß unter seiner Regierung Verbrechen begangen werden, welche der Todesstrafe würdig sind. Ein anderer, daß China durch eine siebenjährige Unfruchtbarkeit in Noth gerathen sey, verurtheilte sich, wenn man ihrer Geschichte glauben darf, die Verbrechen seines Volkes als der allein Schuldige zu tragen; er wollte sich daher zum Tode vertheilen und dem Geiste des Himmels, als dem Rächer der Verbrechen der Könige aufopfern. Ihre Geschichte aber setzt hinzu, daß der Himmel, zufrieden mit der guten Gesinnung dieses Königes, ihn von diesem

Opfer befreite, und dem Lande durch einen plötzlichen und überflüssigen Regen die Fruchtbarkeit wieder ertheilte. Wie der Himmel also nur gegen den Monarchen Gerechtigkeit ausübt, und sich nur an denselbigen hält, wenn er etwas Strafbares unter dem Volke sieht, so bestrafen die Minister des Himmels die Fehltritte, welche die Minister des Monarchens begehen, und alle Beamten, welche von ihnen abhängen; und auf eben diese Art wachen die andern Geister über die Handlungen der Menschen, welche in dem chinesischen Reich eben den Rang einnehmen, welchen die Geister in dem unüberwindlichen Reiche der Natur, dessen König der Geist des Himmels ist, haben.

Ausser dem natürlichen Abscheu, welchen die meisten Menschen vor den Toden haben, die sie in ihrem Leben gut gekannt hatten, und ausser der Meinung, welche sehr viele haben, daß sie Erscheinungen derselbigen gesehen hätten, sey es durch eine Wirkung dieses natürlichen Abscheus, welche ihnen dieselbige vorbildet, oder sey es durch lebhafte Träume, welche an die Wirklichkeit angränzen, waren die alten Chinesen geneigt zu glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren, welche sie für eine sehr feine Materie halten, sich ein Vergnügen daraus machen, bey ihrer Nachkommenschaft zu verweilen, und daß sie auch noch nach ihrem Tode die Fehltritte ihrer Kinder bestrafen könnten. Das chinesische Volk hat noch heut zu Tage eben diese Gedanken von den zeitlichen Strafen und Belohnungen, welche von der Seele des Himmels und von allen andern Seelen herkommen; ob sie gleich übrigens größtentheils die Meinung von der Seelenwanderung, die ihren Vorfahren unbekannt war, angenommen haben.

Aber nach und nach sind die Gelehrten, die allein an der Regierung einen Antheil haben, ganz gottesvergessen worden, und ohne etwas in der Sprache ihrer Vorfahren verändert zu haben, machten sie die Seele des Himmels und alle andere Seelen zu, ich weiß nicht für was für lüftigen, verstandlosen Wesen; und zum höchsten Richter unserer Thaten erhoben sie ein blindes Schicksal, welches nach ihrer Meinung das thut, was eine allmächtige und allweise Gerechtigkeit thun könnte. Wie alt diese Gotteslaugnung in China sey, kann ich nicht entscheiden. Der Pater von Rhodos in seiner Geschichte von Tonquin klagt deswegen den Konfucius selbst an; aber der Pater Couglet, von dem wir die Uebersetzung mehrerer Werke dieses Philosophen haben, sucht ihn zu rechtfertigen, und führt bey dieser Gelegenheit mehrere Gedanken der neuern Chinesen an, durch welche sie zu beweisen suchen, daß es eine den Grundsätzen der Natur angemessene Sache ist, daß, durch geheime, aber gewisse, Uebereinstimmungen zwischen der Tugend und dem Glück, und zwischen dem Laster und dem Unglück, die Tugend immer glücklich und das Laster immer unglücklich seyn muß. Allein ihre Gründe sind in der That so übertrieben und gezwungen, und stimmen mit der Sprache ihrer Vorfahren so wenig überein, daß man wohl einsieht, daß sie nur die Wirkung einer verirrten Einbildungskraft sind, welche ihre Vorfahren nicht hatten.

Die Siamesen fürchten die Geister nicht weniger, als die Chinesen, ob sie gleich sich keine Gleichförmigkeit zwischen dem Reiche der Todten und dem ihrigen vor-

stellen; und da sie übrigens nicht weniger als die Chinesen verloren haben, so haben sie dennoch die alte Meinung beybehalten, welche der Tugend Belohnung verspricht, und dem Laster Züchtigungen drohet, wobey sie aber nicht umhin gekonnt haben, diese Gerechtigkeit einem blinden Schicksal zuzuschreiben. Nach ihrer Meinung ist es das Schicksal, welches die Seelen aus einem Stand in den andern, der besser oder schlimmer ist, gehen läßt, und das sie darinnen kürzer oder länger, nach dem Verhältniß ihrer guten oder bösen Werke, zurück hält. Und so weit haben sich die Menschen von der Wahrheit verirrt, wenn sie sich durch die so schwache Vernunft, deren sie sich so sehr rühmten, leiten ließen.

Was den Ursprung der Talapoinen und ihres gleichen, welche im ganzen Morgenlande verbreitet sind, anbetrift, als z. B. Braminen, Jonguen und Bonzen, so ist derselbige in dem Alterthume so verborgen, daß er, nach meiner Meinung, sehr schwer zu entdecken ist. Es scheint, daß die Indianer glauben, daß diese Art von Menschen und ihre Lehre eben so alt, als die Welt ist. Sie wissen keinen Namen ihres Lehrers anzugeben, und sie glauben, daß er von dem Stande war, aus dem alle diejenigen waren, deren Bildnisse in ihren Tempeln verehrt werden.

Die Chinesen sagen, daß die Bonzen und ihre Lehre aus Indien zu ihnen gekommen sind im achten Jahre der Regierung des Mim-ti, welches mit dem fünf und sechzigsten Jahre unserer christlichen Zeitrechnung überein-

stimmt; und da sie von allen Dingen einen Ursprung anzugeben pflegen, so sagen sie, daß ein Siamese, Namens Che-Kià, ungefähr tausend Jahre vor der Geburt Christi, der Urheber davon war, obgleich die Siamesen selbst nichts ähnliches sagen, ob sie sich schon des Alterthums in allen Stücken rühmen, wie alle Indianer; sie glauben blos, daß die Lehre von der Seelenwanderung eben so alt sey, als die Seelen selbst sind. Die Japanesen nennen ihn Chakà, die Chinesen Che-Kià, und die Tonquinesen haben diesen Namen noch auf eine andere Art verstümmelt, denn sie heissen ihn nach dem Pater de Rhodes Thikà.

Doch diese Worte Che-Kià und Chakà sind den siamesischen Worten Tchâou-cà und Tchâou-cou so ähnlich, daß ich auf die Vermuthung komme, daß dabey nur eine leichte Verstümmlung vorgegangen ist. Tchâou-cà und Tchâou-cou heissen so viel als: mein Herr, nur mit dem Unterschied, daß das Wort cà, welches mein bedeutet, nur von Sklaven, die mit ihren Herren reden, gebraucht wird, oder von denjenigen, welche einen ähnlichen Respekt den Personen, mit welchen sie reden, erweisen wollen; anstatt daß das Wort cou, welches auch so viel heißt als mein nicht so respektvoll ist, und mit dem Worte Tchâou verbunden wird, um in der dritten Person von demjenigen zu reden, welchen man als seinen Herrn ansieht. Wenn man also mit einem Talapoin redet, so wird man zu ihm sagen: Tchâou-cà; wenn man aber von ihm mit einem andern spricht, so wird man ihn Tchâou-cou nennen. Was aber zu bemerken

ist, besteht darinnen, daß die Talapoinen keinen andern Namen auf siamesisch haben, so daß man Wort für Wort sagt: ich will ein Herr werden, anstatt: ich will ein Talapoin werden. Sie nennen ihren Sommona-Codom Prá-pouti Tcháou, welches Wort für Wort heißt: grosser und vortreflicher Herr. Eben so heißt bey den Arabern das Wort Moula, welches ein Lehrer des Gesetzes heißt, so viel als Herr. Ich halte es also für wahrscheinlich, zu glauben, daß die Chinesen ihre Lehre von der Seelenwanderung von einem siamesischen Talapoinen erhalten, und den allgemeinen Namen dieses Standes für den eigenthümlichen Namen des Urhebers dieser Lehre angesehen haben; und das ist um so viel wahrscheinlicher, da es übrigens gewiß ist, daß die Chinesen ihren Bonzen den Namen Che-Kià geben, so wie die Siamesen ihre Talapoinen Tcháou-cou nennen. Man kann also auf das Zeugniß der Chinesen nicht versichern, daß tausend Jahre vor Jesus Christus ein Indianer, mit Namen Che-Kia, der Urheber von der Meinung von der Seelenwanderung gewesen sey; da die Chinesen, welche diese Meinung erst nach dem Tode des Jesus Christus und vielleicht noch weit später angenommen haben, eingestehen müssen, daß sie nur nach der Versicherung der Indianer von diesem Che-Kià etwas wissen. Diese sagen aber nicht ein einziges Wort von ihm.

Ehe die Bonzen aus Indien nach China gekommen sind, hatten die Chinesen weder Priester, noch Mönche; und sie haben für ihre alte Religion, welche die Religion des Staats ist, noch immer keine. Bey ihnen, wie bey

den Griechen, war die älteste Art das Volk zu unterrichten, Dichtkunst und Musik. Sie hatten drey hundert Lieder, aus welchen Konfucius sehr viel macht, die den Werken des Salomons gleich sind; allein diese enthalten nicht nur Kenntnisse von den Pflanzen, sondern auch alle Pflichten eines guten chinesischen Bürgers, und wahrscheinlich ihre ganze Weisheit. Vielleicht haben sich diese Lieder noch immer erhalten. Die Magistratspersonen trugen dafür Sorge, sie öffentlich absingen zu lassen, und Konfucius beklagt sich darüber, daß diese Gewohnheit zu seiner Zeit fast verloschen, und die ganze alte Musik verlohren sey. Nach seiner Meinung ist es das sicherste Zeichen von dem Sinken eines Staates der Verlust der Musik, und Plato glaubte, wie er, daß die Musik zu einer guten Politik wesentlich und unentbehrlich sey. Diese zwey grossen Philosophen hatten eingesehen, daß die Sitten sich ohne beständige Bildung des Volkes nicht erhalten, und daß die Gesetze, das heißt, der einzige Grund des öffentlichen Ansehens und der öffentlichen Ruhe, nicht von langer Dauer seyn können, wo die Sitten verdorben sind; denn wo die Sitten verdorben sind, da denkt man auf nichts, als auf die Verletzung und Verdrehung der Gesetze. Die Gelehrten bemerken in den mosaischen Büchern die Spuren von einer ähnlichen Poesie, welche die Geschichte berühmter Männer enthält, selbst solcher, welche älter sind, als die Sündfluth. Moses führt sie an verschiedenen Orten an, wo man einen poetischen Styl bemerkt.

Ich stelle mir also vor, daß die Menschen es überdrüßig wurden, immer die nemlichen Gesänge zu singen,

und da sie nach und nach den Verstand dieser alten Gesänge verlohren haben, so hörten sie auf, dieselbigen zu singen, und suchten Kommentare zu diesen Gedichten, welche sie deswegen nicht mehr sangen, weil sie dieselbigen nicht mehr verstanden. Da aber die Obrigkeiten die Sorge für diese Kommentare andern Leuten überliessen, und diese nach und nach den Glauben der Völker mißbrauchten, so haben sie in ihren Unterricht Sachen zu ihrem eigenen Vortheil eingemischt, welche die Quelle der aberglaubischen Verehrung ist, welche die Indianer noch gegenwärtig für die Talapoinen und für ihre Mitbrüder haben.

Wie dem auch seyn mag, so ist ihre Kleidung, so sind ihre Klöster und ihre Tempel unverleßlich, obgleich die Revolutionen dieses Landes auch Beyspiele vom Gegentheil zeigten. **Vliet**, den ich schon oft citirt habe, erzählt, daß, da der Vater des gegenwärtig regierenden Königs sich des Throns bemächtigte, er nicht glaubte, mit Sicherheit etwas gegen einen der Prinzen von der königlichen Familie unternehmen zu können, als bis er ihm vorher die Kleidung eines Talapoinen ablegen ließ. Sogar da dieser Usurpateur starb, so ist sein Sohn, der gegenwärtig regiert, da er sahe, daß sich sein väterlicher Onkel des Thrones bemächtigte, ein Talapoin worden, um sein Leben in Sicherheit zu setzen, wie ich schon zu Anfang dieser Nachrichten erzählt habe.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fabelhafte Mährchen, welche die Talapoinen und ihres gleichen in ihre Lehren eingeschaltet haben.

Die Talapoinen sind also verbunden, die alte Musik zu ersetzen, und dem Volke mündlich ihre balischen Bücher zu erklären. Diese Bücher sind mit ausschweifenden in ihre Lehren eingeschalteten Mährchen angefüllt, und diese Mährchen sind fast in ganz Indien einerley, so wie auch der Grund der Lehre selbst überall einerley oder ungefähr derselbige ist. Sie glauben durchgehends an die Seelenwanderung, und das ist nichts als ein Mittel, die Seelen wegen ihrer Fehltritte zu bestrafen, und sie nach und nach zur Vollkommenheit zu führen. Sie glauben überall verbreitete gute und böse Geister, welche schaden und helfen können, die aber nichts anderst, als die Seelen der Toden sind; sie verehren auch diese Geister, ob sie ihnen gleich keine Altäre errichten; sondern nur allein denjenigen Seelen, von welchen sie glauben, daß sie zu dem höchsten Grade der Tugend gekommen sind, in so ferne sie glauben, daß die Tugend möglich ist. Sie haben alle irgend ein Thier, welches sie allen andern vorziehen, einen Lieblingsvogel und einen Baum, den sie vorzüglich verehren. Sie glauben alle an einen vorgeblichen Drachen, der die Sonnen- und Mondsfinsternisse verursacht, einen vorgeblichen Berg, um den sich der ganze Himmel herum dreht, um Tag und Nacht zu machen. Sie haben fast eben dieselben fünf moralische Verbote, und zählen beynahe eben die Anzahl von Höllen und Paradiesen. Sie erwarten alle von andern Menschen, daß sie Altäre verdienen

sollen, wie diejenigen, denen sie schon dergleichen errichtet haben, damit ein jeder freyes Feld habe, auf die höchste Tugend Anspruch zu machen. Sie setzen alle zum Grund, daß die Gestirne, die Berge, die Flüsse und besonders der Ganges denken, reden, sich verheirathen und Kinder haben können. Sie erzählen alle lächerliche Seelenwanderungen von Menschen, welche sie verehren, in Schweine, Affen und andere Thiere. Abraham Roger, in seinem Buche von der Religion der Braminen, erzählt, daß die heidnischen Indianer zu Palikate auf der Küste von Koromandel glauben, daß ihr Brama, den sie anbeten, gebohren worden ist, ungefähr so, wie die balischen Bücher erzählen, daß der Sommona-Codom gebohren worden, nemlich als eine Blume, die aus dem Nabel eines Kindes heraus gewachsen ist, welches nach ihrer Sage ein Baumblat in der Gestalt eines Kindes war, das sich in die große Zehe bies und auf dem Wasser schwamm, und welches allein mit Gott da war. Nach dem Abraham Roger glaubt man in diesem Lande an einen Gott, aber an einen Gott, den man nicht anbetet; und das ohne Zweifel, weil man mit wenig Grund voraus gesetzt hat, was andere berichtet haben, daß die Siamesen an einen Gott glauben.

Es liegt nicht an mir, daß ich keine Uebersetzung von dem Leben des Sommona-Codom erhalten; da ich sie aber nicht zu Gesicht bekommen, so will ich das, was ich davon gehört habe, erzählen. So wunderbar sie auch vorgeben, daß seine Geburt gewesen sey, so unterlassen sie doch nicht, ihm einen Vater und eine

Mutter zu geben. Seine Mutter, deren Namen man in einigen ihrer balischen Büchern findet, hieß nach ihrer Sage Mahá Maria, welches so viel bedeutet, als grosse Maria, indem Mahà groß heißt; welches beynahe beweißt, daß es zwey Worte man ya sind, da die Siamesen das n mit dem r nur am Ende der Worte, oder der Silben, auf welche ein Konsonans folgt, verwechseln. Wie dem auch sey, dieser Umstand erregte die Aufmerksamkeit der Missionairen, und gab den Siamesen Gelegenheit zu glauben, daß Jesus, der Sohn der Maria, ein Bruder des Sommona-Codom wäre, und daß der gekreuzigte ein böser Bruder des Sommona Codoms mit Namen Thevelat wäre, welcher in der Hölle zu einer Strafe verurtheilt worden ist, welche eine Aehnlichkeit mit der Kreutzesstrafe hat. Der Vater des Sommona-Codom war nach eben diesem balischen Buche ein König von Teve lancà, das ist, ein König der berühmten Insel Ceylon; aber die balischen Bücher ohne Datum und ohne den Namen ihrer Urheber haben nicht mehr Ansehen, als alle Sagen, deren Ursprung man nicht weiß. Hier ist unterdessen dasjenige, was man von dem Sommona-Codom erzählt.

Man sagt, daß er sein ganzes Vermögen als Allmosen vertheilte, und daß seine Liebe daran noch nicht genug hatte, sondern er riß sich die Augen aus, und tödete sein Weib und seine Kinder, um sie den Talapoinen seiner Zeit zu essen zu geben. Ein wunderbarer Widerspruch in den Ideen dieses Volks, welches nichts so sehr verbietet, als das Töden, und das doch die gräßlichsten

Mordthaten, als die verdienstvollsten Werke des Sommona-Codoms erzählt. Vielleicht denken sie, daß der Mann unter dem Titel eines Eigenthums eben so viel Recht über das Leben seines Weibs und seiner Kinder habe, als er ihnen über sein eigenes Leben zu haben scheint; denn es schadet nichts, wenn übrigens die königliche Macht den siamesischen Privatpersonen verbietet, sich des vermeintlichen Rechts über das Leben und den Tod ihrer Weiber, Kinder und Sklaven zu bedienen: da sie hingegen sich desselbigen ohne Unterschied über alle ihre Unterthanen bedient, vielleicht nach der Maxime der despotischen Regierung, daß das Leben der Unterthanen ein Eigenthum des Königes ist.

Die Siamesen erwarten einen andern Sommona-Codom, d. i., einen andern wunderthätigen Mann, wie er war, welchen sie Prà Narotte nennen, und von dem sie vorgeben, daß er von dem Sommona-Codom selbst wäre vorher gesagt worden. Sie sagen von ihm zum voraus, daß er seine zwey Kinder tödten und sie den Talapoinen zu essen geben wird, und daß er durch dieses fromme Allmosen seine Tugend vollenden wird. Diese Erwartung eines neuen Gottes, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, macht sie allezeit aufmerksam und leichtgläubig, wenn man mit ihnen von jemand als von einer ausserordentlichen Person spricht, vornemlich aber wenn die Person, von der man spricht, äusserst stupid ist, weil die äusserste Stupidität demjenigen ähnlich ist, was sie sich unter der Unthätigkeit und Impassibilität des Nireupan vorstellen. Es erschien zum Beyspiel vor einigen

Jahren in Siam ein stummgebohrner Knabe, der zugleich so stumpfsinnig war, daß er nichts von einem Menschen, als die Gestalt, zu haben schien. Nichts destoweniger verbreitete sich in dem ganzen Reiche das Gerücht, daß er von der Race der ersten Menschen wäre, die dieses Land bewohnt hätten, und daß er einstens Gott werden, das heißt, zum Nireupan gelangen werde. Das Volk lief von allen Orten zusammen, um ihn anzubeten und ihm Geschenke zu bringen, bis der König schlimme Folgen von dieser Thorheit fürchtete, und einige von denjenigen, welche sich dadurch verführen liessen, züchtigen ließ. Ich habe etwas ähnliches in dem morgenländischen Indien Band I. von Tosi gelesen. Er erzählt, daß die Bonzen von Cochinchina bey ihnen ein stupides Kind erzogen und es dem Volk als einen Gott zeigten, und, nachdem sie sich mit den Geschenken, die ihm das Volk machte, bereichert hatten, so machten sie bekannt, daß sich dieser vorgebliche Gott verbrennen wolle; und er setzt hinzu, daß sie ihn wirklich öffentlich verbrannten, nachdem sie ihn durch ein Getränk seiner Sinnen beraubt hatten, und nannten diese Gefühllosigkeit, worein sie ihn versetzt hatten, eine Entzückung. Diese letztere Geschichte ist als eine Schurkerey der Bonzen angeführt; aber sie beweißt auch, so gut als die erstere, die Leichtglaubigkeit dieser Völker, und ihre Neigung, die äusserste Dummheit für einen Anfang des Nireupan zu halten.

Als sich Sommona-Codom durch die Allmosen, von denen ich geredet habe, von allen Anhänglichkeiten an das Leben befreit hatte, so widmete er sich dem Fasten,

dem Gebet und andern praktischen Uebungen eines vollkommenen Lebens; weil aber diese praktischen Uebungen nur den Talapoinen möglich sind, so gieng er in den Orden der Talapoinen; und nachdem er seine guten Werke bis auf den höchsten Grad gebracht hatte, so erwarb er sich dadurch seine Vorrechte.

Er war mit einer so grossen Stärke begabt, daß er in einem Zweykampf einen andern Mann von einer schon vollendeten Tugend, welchen sie Prá Souam nennen, überwand. Da dieser an der Vollkommenheit zweifelte, wozu Sommona-Codom gelangt war, so wollte er an ihm seine Stärke versuchen, und wurde überwunden. Dieser Prá Souane ist nicht der einzige Gott, oder vielmehr vollkommene Mensch, welcher nach ihrem Vorgeben ein Zeitgenosse des Sommona-Codoms gewesen ist. Sie nennen mehrere andere, z. B. den Prá Ariaseria, von dem sie sagen, daß er vier Klafter hoch gewesen sey. Die Siamesen haben eine Zeit der Wunder, wie sie die Egyptier und Griechen hatten, und die Chinesen noch haben. Zum Exempel: ihr vorzüglichstes Buch, von dem sie glauben, daß es ein Werk des Sommona-Codoms selbst sey, erzählt, daß ein gewisser Elephant drey und dreyssig Köpfe hatte, daß ein jeder dieser Köpfe sieben Zähne, ein jeder Zahn sieben Blumen, eine jede Blume sieben Blätter, ein jedes Blat sieben andere Sachen, u. s. w. in sich enthielte; denn diese Zahl ist immer ein Gegenstand des Aberglaubens. So heißt es auch in dem Alkoran, wenn ich mich anderst recht erinnere, daß ein

gewisser Engel eine grosse Anzahl von Köpfen, in jedem eben so viele Mäuler, in jedem Maule so viele Zungen habe, welche täglich eben so oft Gott loben.

Ausser der körperlichen Stärke des Sommona-Codoms hatte er auch die Macht, alle Arten von Wunder zu thun. Er konnte sich, z. B. so groß und im Gegentheil auch so klein machen, als er wollte; er konnte sich dem Gesichte ganz entziehen, sich auf den Kopf eines andern Menschen setzen, ohne durch sein Gewicht gefühlt, oder von den Augen des andern gesehen zu werden. Ferner konnte er sich selbst vernichten, und einen andern Menschen an seine Stelle setzen, und auf diese Art den Nireupan geniessen. Er erkannte auf einmal und vollkommen alle möglichen Sachen in der Welt; er wußte auf einerley Art die Vergangenheit und die Zukunft: und da er seinem Körper eine äußerste Schnelligkeit gegeben habe, so könne er sich ohne die geringste Mühe von einem Orte zum andern begeben, um allen Völkern die Tugend zu predigen.

Er hat zwey vorzügliche Schüler, den einen zur rechten und den andern zur linken Hand; man setzt sie auf den Altären beyde hinter ihn; aber ihre Bildniße sind kleiner, als das seinige. Derjenige, welcher auf der rechten Seite hinter ihn gesetzt wird, heißt Prá-Mogká, und der zu seiner linken Prà-Saributt. Hinter diesen drey Bildnissen und auf eben demselbigen Altar, stehen einige andere Bilder, welche Beamte im Innern des Pallastes des Sommona-Codoms vorstellen. Von

ihren Namen habe ich nichts gehört. Längst den Gallerien, welche manchmal um die Tempel herum sind, befinden sich Bilder von andern Beamten ausser dem Pallaste des Sommona-Codoms. Sie erzählen von dem Prá-Moglá, daß er auf die Bitte der Verdammten auf die Erde zurücke kehrte, und das ganze Feuer der Hölle in seine Hand nahm; ob er es aber gleich löschen wollte, so konnte er doch nicht zum Zwecke kommen, weil das Feuer die Flüsse austrocknete, anstatt darinnen auszulöschen, und daß es alle die Plätze verzehrte, wo Prá-Moglá sich hinstellte. Er bat also den Prá Pouti Tcháou, d. i. den Sommona-Codom, das Feuer der Hölle auszulöschen; ob aber gleich der Prá Pouti Tcháou dieses hätte thun können, so fand er es doch nicht für gut, weil, wie er sagte, die Menschen zu böse werden würden, wenn man sie von der Furcht vor dieser Strafe befreite.

Ehe aber selbst Prá Pouti Tcháou zu dieser hohen Tugend gelangte, tödete er einen Mar oder einen Man (denn sie schreiben Mar und Man, ob sie es gleich immer Man aussprechen) und zur Strafe dieses grossen Fehltritts erstreckte sich sein Leben nicht bis auf vier und zwanzig Jahre, worauf er starb, indem er auf einmal, wie ein Funke, der sich in der Luft verliert, verschwand.

Die Man waren ein Volk, das gegen den Sommona-Codom feindseelig gesinnt war; und daher machen sie aus diesem Volke Ungeheuer, die eine sehr häßliche

Gesichtsbildung, fürchterlich große Zähne und auf dem Kopfe, statt der Haare, Schlangen hatte.

Eines Tags, da der Prá Pouti Tchaou Schweinenfleisch aß, bekam er eine Kolik und starb daran. Ein bewunderungswürdiges Ende eines so enthaltsamen Mannes. Aber er mußte an einem Schweinenfleisch sterben, weil die Seele des Man, den er tödete, in den Körper eines Schweines fuhr.

Sommona-Codom befahl vor seinem Tode, daß man ihm Statuen und Tempel errichten soll, und seit seinem Tod ist er in dem Zustande der Ruhe, welchen sie durch das Wort Nireupan ausdrücken. Das ist aber kein Ort, sondern eine Art des Daseyns; denn, um recht zu reden, sagen sie, Sommona-Codom ist nirgends, er genießt keine Glückseeligkeit; er hat keine Gewalt und ist ausser Stande den Menschen Gutes oder Böses zu thun, welches die Portugiesen durch das Wort Vernichtung ausgedrückt haben. Und dennoch halten diese auf der andern Seite den Sommona-Codom für glücklich, richten Gebete an ihn, und bitten ihn um alles, was sie nöthig haben; so daß ihre Lehre entweder sich selbst widerspricht; oder daß sie die Anbetung desselbigen über ihre Lehre hinaussetzen. In was für einem Sinne sie nun aber dem Sommona-Codom eine Gewalt beylegen, so stimmen sie darinnen überein, daß er sie nur über die Siamesen habe, und daß er sich um andere Völker nichts bekümmere.

Da sie also nur Fabeln von ihrem Sommona-Codom erzählen, und da sie ihn selbst nicht als den Urheber ihrer Gesetze und ihrer Lehre betrachten, sondern höchstens als denjenigen, der sie unter den Menschen wieder hergestellt hat, und da sie endlich keine vernünftige Nachricht von ihm haben, so kann man, wie ich glaube, zweifeln, ob es jemals einen solchen Menschen gegeben habe. Es scheint nichts als eine Erdichtung zu seyn, um die Idee von einem Menschen zu haben, den die Tugend, so wie sie sich einen Begriff davon machen, in ihrer fabelhaften Zeit glücklich gemacht hat. Und da sie es für nöthig erachtet haben, zu gleicher Zeit die entgegengesetzte Idee von einem Menschen zu haben, den seine Bosheit grossen Strafen unterworfen hat, so haben sie wahrscheinlich den Tévetat erfunden, welchen sie für den Bruder und Feind des Sommona-Codoms ausgeben. Sie machen alle beyde zu Talapoinen, und wenn sie sagen, daß der Sommona-Codom ein König war, so ist dieses eben so viel, als wenn sie sagen, daß er ein Affe und ein Schwein war. Sie nehmen nämlich an, daß bey den verschiedenen Wanderungen seiner Seele er allerley war, und immmer in jeder Art vortreflich, das heißt, das herrlichste unter allen Schweinen, so wie der herrlichste unter allen Königen.

Man hat mir das Leben des Tévetat aus dem Balischen übersetzt gegeben; um aber meine Erzählung nicht zu unterbrechen, so will ich sie am Ende dieser Nachrichten beyfügen. Es ist dieses auch ein Gewebe von Fabeln und eine sonderbare Probe von der Denkungsart dieser

Völker, welche die Tugenden und die Laster, die Strafen und die Belohnungen, die Natur und die Wanderungen der Seele betreffen.

Ich darf dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich von dem Herrn Herbelot denke. Ich glaubte ihn über alles das, was ich als Siamese sicher weiß um Rath zu fragen, damit er sähe, ob die Worte, die ich kenne, dem Arabischen, Türkischen oder Persischen ähnlich sind; und er sagte mir, daß Suman, welches man Souman aussprechen muß auf Persisch der Himmel heisse, und daß Codum oder Codom in eben dieser Sprache alt bedeute, so daß Sommona-Codom so viel sagen will, als der ewige oder unerschaffene Himmel, weil im Persischen und Hebräischen das Wort alt auch unerschaffen oder ewig bedeutet. Und was die balische Sprache anbetrift, so sagte er mir, daß das alt Persische Pahalevi oder Pahali heiße, und daß die Perser zwischen Pahalevi und Bahali keinen Unterschied machen. Man setze noch hinzu, daß das Wort Pout, welches auf Persisch ein Götzenbild bedeutet, vielleicht den Merkur, da die Perser noch Götzendiener waren, bey den Siamesen den Merkur bedeute. Der Merkur, welcher der Gott der Wissenschaften war, scheint also auf der ganzen Erde angebetet worden zu seyn, weil ohne Zweifel die Wissenschaft eine der wesentlichen Eigenschaften des wahren Gottes ist.

Ich weiß aber nicht, ob es nicht wahrscheinlich ist, daß die Vorfahren der Siamesen den Himmel angebetet

haben, so wie die alten Chinesen und vielleicht die alten Perser, und daß sie nachher die Lehre von der Seelenwanderung angenommen, und die wahre Bedeutung des Namens Sommena-Codoms vergessen und ihm alle Fabeln, die ich anführte, angedichtet haben. Es ist eine grosse Kunst, um die Leichtgläubigkeit der Völker zu täuschen, ihnen die alten Worte zu lassen, und sie in neue Gestalten einzukleiden. So können vielleicht die alten Siamesen geglaubt haben, daß der Geist des Himmels die ganze Natur regiere, obgleich die heutigen Siamesen es von dem Sommona-Codom nicht glauben; sie glauben im Gegentheil, wie ich schon gesagt habe, daß eine solche Sorge der höchsten Glückseeligkeit entgegengesetzt sey. Sie glauben auch, daß der Sommona-Codom gesündiget habe, und daß er dafür gestraft werden sey, da er schon des Nireugans würdig war, weil sie die höchste Tugend für unmöglich halten. Sie glauben, daß die Verehrung des Sommona-Codoms nur sie angehe, und daß es bey andern Nationen wieder andere Menschen gebe, welche sich der Altäre würdig gemacht hätten.

Alle Indianer überhaupt sind also überzeugt, daß verschiedene Völker auch verschiedene Religionen haben müßten; da sie es aber nicht mißbilligen, daß ein jedes der andern Völker seine eigene Religion habe, so begreifen sie es nicht, daß man ihnen die ihrige nehmen will. Sie glauben nicht, wie wir, daß der Glaube eine Tugend sey; sie glauben blos deswegen, weil sie nicht zu Zweifeln verstehen; allein sie können sich nicht überzeugen, daß ein Glaube und eine Religion sey, welches der Glaube und

die Religion aller Völker seyn sollte. Ihre Priester predigen ihnen nicht vor, daß eine Seele in der andern Welt bestraft werden wird, weil sie nicht an die Traditionen ihres Landes geglaubt hat, da sie niemand unter ihnen wahrnehmen, der den Fabeln ihrer heiligen Bücher den Glauben versagt. Sie sind bereit, alles zu glauben, was man ihnen von einer fremden Religion sagt; aber sie können sich nicht überzeugen, daß die ihrige falsch sey, und noch vielweniger könnten sie sich entschliessen, ihre Gesetze, ihre Sitten und ihren Gottesdienst zu vertauschen. Man hat ihnen die Widersprüche und die groben Fehler der Unwissenheit ihrer Bücher gezeigt, sie widersprechen auch manchmal dieses nicht; aber sie verwerfen deswegen doch nicht ihre Bücher, so wie wir, einiger Unrichtigkeiten wegen, nicht ein ganzes historisches oder physisches Werk verwerfen. Sie glauben nicht, daß ihre Lehre von einer ewigen und untrüglichen Wahrheit, von der sie gar keinen Begriff haben, vorgeschrieben worden sey; denn nach ihrer Meinung ist ihre Lehre mit dem Menschen entstanden und von Menschen geschrieben worden, die eine ausserordentliche Wissenschaft hatten und ein sehr unschuldiges Leben führten. So wie sie aber keinen Urheber des Weltalls erkennen, so erkennen sie auch keinen ersten Gesetzgeber. Sie erbauen Tempel zum Andenken gewisser Menschen, von welchen sie tausend Fabeln glauben, welche der Aberglaube ihrer Vorfahren in vielen Jahrhunderten erfunden hat; und dieses ist es, was die Portugiesen die Götter der Indianer nannten. Die Portugiesen waren der Meinung, daß derjenige, welcher öffentlich verehrt würde, auch ein Gott seyn müsse; und wenn

die Indianer unter dem Worte Gott diejenigen Menschen verstanden haben, zu deren Andenken sie Tempel errichteten, so haben die diesen Ausdruck nicht in seiner Stärke begriffen.

Es hat nichts einen verschiedenern Sinn, nichts, das verschiedenere Auslegungen zuläßt, als der äusserliche Religionsdienst. Die Statuen waren nicht immer Zeichen von einer göttlichen Verehrung. Die Griechen und Römer haben sie, wie wir es thun, noch lebenden Menschen errichtet, ohne dabey die Absicht gehabt zu haben, sie zu Göttern zu machen. Die Chinesen gehen noch weiter, sie errichten sie nicht allein den noch lebenden Magistratspersonen, sondern erbauen ihnen auch eine Art von Tempeln oder heiliger Gebäude; sie erzeigen ihnen eine Verehrung, die mit Hinwerfen auf die Erde, mit Räuchern und Anzünden der Lichter verbunden ist, und behalten gewisse Stücke von ihrer Kleidung als Reliquien auf, ob man gleich nicht glauben darf, daß sie diese noch lebende Magistratspersonen als Götter, sondern als Menschen, die noch weit niedriger sind als ihr Herr, der Kaiser von China ist, und aus dem sie auch keinen Gott machen, betrachten. Es gibt mehrere christliche Fürsten, welche auf den Knien bedient werden, und die Deputirten des dritten Standes reden niemals mit dem König anders, als in dieser Stellung. Wir geben gewissen Personen in den Kirchen die Räucherung, und die Christen ehren ihre Fürsten mit vielen und grossen Zeichen einer äusserlichen Ehrfurcht. Es ist also die äusserliche Verehrung der Indianer kein Beweiß, daß sie, wenigstens gegenwärtig,

eine Gottheit erkennen, und man muß sie mehr Atheisten, als Götzendiener nennen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was bey der Verkündigung des Evangeliums in den Morgenländern zu bemerken ist.

Aus allem dem, was ich von den Meinungen der Morgenländer sagte, ist leicht zu begreifen, wie schwer es ist, sie zur Annahme der christlichen Religion zu führen, und wie wichtig es ist, daß die Missionnarien, welche im Morgenlande das Evangelium predigen, die Sitten und den Glauben dieser Völker genau kennen. Denn so wie die Apostel und die ersten Christen, da selbst Gott ihr Predigen durch so große Wunder unterstützte, nicht auf einmal den Heiden die Geheimniße, die wir anbeten, entdeckte, sondern sie ihnen lange Zeit verschwiegen, und sogar den Katechumenen die Kenntniß derjenigen Sätze, an welchen sie ein Aergerniß hätten nehmen können: so scheint es mir vernünftig zu seyn, daß die Missionarien, welche doch nicht die Gabe Wunder zu thun haben, den Morgenländern weder sogleich alle Geheimniße, noch alle praktischen Vorschriften des Christenthums zu entdecken nöthig haben. Es wär gut, z. E. wenn ich mich anderst nicht irre, ihnen nicht ohne große Vorsichtigkeit ihnen etwas vom Dienste der Heiligen vorzusagen; und sogar selbst von der Kenntniß des Jesus Christus sollte man ihnen nach meiner Meinung nicht sogleich zu viel vorsagen, und mit ihnen nicht eher von

der Menschwerdung reden, als bis man sie von dem Daseyn Gottes, des Weltenschöpfers, überzeugt hat. Denn mit welcher Wahrscheinlichkeit will man damit anfangen, die Siamesen zu bereden, den Sommona-Codom, Prá-Moglá und Prá-Saribut von den Altären wegzunehmen, und statt deren den Jesus Christus, St. Petrus und St. Paulus darauf zu setzen? Es wäre vielleicht auch nicht rathsam, ihnen Jesum Christum den Gekreuzigten zu verkündigen, wenn sie nicht vorher begriffen haben, daß man unschuldig und unglücklich seyn kann, und daß nach einer, auch bey ihnen angenommenen Regel, der Unschuldige die Sünden des Schuldigen auf sich nehmen kann, und daß also ein Gott Mensch werden muß, damit dieser Gottmensch durch ein leidenvolles Leben und durch einen schmählichen, aber freywilligen Tod, für alle Sünden der Menschen genugthue. Vor allen Dingen aber muß man ihnen einen wahren Begriff von einem von Gottschöpfer beyzubringen suchen, der mit Recht gegen die Menschen aufgebracht ist. Nach diesem wird das Abendmal keine Aergerniß mehr für die Siamesen seyn, so wie sich sonst die heidnischen Europäer daran geärgert haben; um so viel mehr, da die Siamesen glauben, daß der Sommona-Codom seine Frau und seine Kinder den Talapoinen habe zu essen geben können.

Im Gegentheil, da die Chinesen gegen ihre Eltern selbst in Kleinigkeiten Ehrfurcht haben, so zweifle ich nicht, daß, wenn man ihnen sogleich die Lebensgeschichte Jesu in die Hände gebe, sie sich an der Stelle ärgern würden, wo Jesus seiner ihn aufsuchenden Mutter auf

eine solche Art antwortet, welche ihnen anstössig wäre. Dieß würden auch diejenigen figürlichen Worte, welche unser göttlicher Erlöser zu einem jungen Menschen, der um Zeit bat, seine Eltern zu begraben, sagte, seyn: „lasset die Todten ihre Todten begraben!" Man weiß, was für Mühe der heilige Franz Xavier hatte, die Japanesen von der ewigen Verdammniß zu überzeugen, indem sie sich nicht entschliessen konnten, zu glauben, daß ihre verstorbenen Eltern wegen der Nichtannahme des Christenthums, wovon sie doch niemals hatten reden hören, in dieses schreckliche Unglück gerathen sind. Es scheint also nöthig zu seyn, diesen Gedanken zuvor zu kommen und ihn durch diese Mittel zu mildern, deren sich dieser große Apostel der Indianer bediente, indem er in ihnen sogleich den Begriff von einem allmächtigen, allweisen, allgerechten Gott, dem Urheber alles Guten, dem wir alles zu verdanken haben, bekannt machte. Diese Beyspiele sind hinreichend, um einzusehen, mit welcher Vorsicht man zu Werke gehen müsse, um die Geister der Morgenländer vorzubereiten, um so zu denken, wie wir, und ihnen an den meisten Artickeln des christlichen Glaubens kein Aergerniß zu geben.

Die Indianer verehren noch immer das Andenken derer, von welchen sie glauben, daß sie ihnen die Jugend mit Nachdrück geprediget haben; diese haben sie aller Verehrung für würdig gehalten, und sie ärgern sich daran, daß wir uns daran ärgern. Können wir, sagen sie, weniger für diejenigen thun, welche uns eine so heilsame Lehre vorgetragen haben? Der Pater Hieronymus Xavier,

ein portugiesischer Jesuite, gab zu Agra eine Art von Katechismus, unter dem Namen: Spiegel der Wahrheit, heraus. Ein Perser aus Hispahan, Namens Zinel Abedin setzte eine Antwort dagegen auf, welchen die Congregation de propaganda fide widerlegen zu müssen glaubte, und dazu gab sie dem Pater Philipp Guadagnol den Auftrag. Da aber dieser so schlecht von dem Muhamed redete, daß seine Antwort dadurch unnütz wurde, weil die Mission zu Hispahan es nicht wagte, sie zu widerlegen, so trug diese Mission dem Pater Guadagnol auf, daß er seine Satyre ein wenig mässigen möchte. Allein der gute Pater trat zum Gegentheil über, und machte einen Panegyrikus auf den Mahomet, welche ihm einen Tadel von der Congregation de propaganda fide zuzog. Man muß also bey diesen Arten von Materien eine weise Mäßigung beobachten, und mit den Indianern, wenigstens mit Achtung, von ihren Brama, Sommona-Codom und andern Männern, deren Statuen man auf ihren Altären sieht, reden. Man muß ihnen zugeben, daß diese Männer große natürliche Einsichten und lobenswürdige Absichten gehabt haben, und ihnen zugleich beyzubringen suchen, daß sie als Menschen sich in mehreren Sachen, die zum ewigen Heil wichtig sind, betrogen, und vorzüglich darinnen betrogen haben, daß sie den Schöpfer verkannten.

Allein bey aller dieser fast nicht zu entschuldigenden Verblendung muß man die morgenländischen Gesetzgeber dennoch, eben so gut als die griechischen, loben, daß sie ihren Völkern dasjenige, was ihnen tugendhaft schien, eingeflößt haben, und daß sie suchten ihnen das beyzu-

bringen, sie zur Aufrechthaltung des Friedens und der Unschuld für angemessen hielten. Warum sollte man sie wegen der Fabeln tadeln, welche eine lange Reihe der unwissendesten Jahrhunderte erfunden hat, und wovon sie wahrscheinlich nicht die Urheber gewesen sind; zumal da sie, wenn sie von ihren eigenen Personen große Lobsprüche machen, weiter nichts gethan haben, als was man fast allen andern Gesetzgebern verzeiht? Sie haben das Verdienst, vor den Griechen, verständige Wesen, die höher als die Menschen sind, und die Unsterblichkeit der Seele erkannt zu haben.

Wenn sie eine Seelenwanderung glauben, so sind sie durch scheinbare Gründe dazu bewogen worden. Da sie von der ganzen Schöpfung nichts wußten, und übrigens zum Grunde setzten, daß eine Seele die andere Seele nicht zeugen könne, und daß es keine wirklich unzähliche Anzahl von Seelen geben könne, so waren sie genöthiget, zu schließen, daß die unzähliche Menge von Lebenden, welche einander in der Welt, während der vergangenen Ewigkeit, durch die nach ihrer Meinung die Welt schon gedauert habe, nachgefolgt wären, nicht hätten durch die bestimmte Anzahl von Seelen hätten belebt werden können, wenn diese nicht unzähligemal von einem Körper in den andern gewandert wären.

Was die natürlichen Folgen dieser Lehre anbetrift, so ist das Verbot des Fleischessens in Indien sehr heilsam, und der Abscheu vor dem Blut allgemein nützlich. Der ältere Barralon, der Bruder des ersten Gesandten von

Siam hörte nicht auf den Christen die blutdürstigen Kriege vorzuwerfen. Auf der andern Seite tröstet die Meinung von der Seelenwanderung die Menschen in den Unglücksfällen dieses Lebens, und wafnet sie gegen die Schrecknisse des Todes durch die Hofnung, welche sie ihnen gibt, in einem andern Leben glücklicher wieder aufzuleben. Und weil die Menschen nach Verhältniß ihrer Wünsche leichtgläubig sind, so bemerkt man, daß diejenigen, welche sich in diesem Leben für die Unglücklichsten halten, wie die Verschnittenen, sich am stärksten an diese Hofnung eines andern Lebens halten, welche die Lehre von der Seelenwanderung vielen Völkern gibt.

Wenn aber ein Irrthum nützlich seyn kann, so kann es vielleicht auch eben so sehr ein anderer seyn, nemlich die Furcht der Kinder vor ihren verstorbenen Eltern. Konfucius machte daraus den Grund einer guten Politik. Wirklich gründete er den Frieden der Familie und der Königreiche darauf; sie macht die Menschen gehorsam, und macht sie ihren Eltern und Obrigkeiten unterwürfiger; sie erhält die Sitten und die Gesetze. Diese Völker begreifen nicht, daß sie jemals die Meinungen und Gebräuche, die sie von ihren Eltern geerbt haben, verlassen, noch daß sie, wenn sie es thäten, den Zorn, den ihre Vorfahren darüber empfinden, vermeiden könnten. Die Chinesische Lehre hat kein anderes Paradies und keine andere Hölle, als diese Republik der Toden, wo die Seele, wenn sie dieses Leben verläßt, aufgenommen, und von ihren Voreltern gut oder böse, nach ihren Tugenden oder ihren Lastern, aufgenommen wird.

In dieser Rücksicht haben die rechtmässigen Beherrscher von China sich immer enthalten, etwas in der Regierung zu verändern. Nur die Usurpateurs haben es gewagt, dieses zu thun, nicht allein durch das Recht, welches die Stärke gibt, sondern weil sie nicht von den Kaisern als ihren Vorfahren abstammten, so haben sie auch geglaubt, keinen Respekt vor ihnen haben zu dürfen.

Da aber dennoch alle Irrthümer ihre böse Seiten haben, so hat Konfucius, da er von einem seiner Schüler gefragt wurde, ob die Toden ein Gefühl von den Pflichten hätten, welche ihre Kinder gegen sie erfüllten, geantwortet, daß man niemals solche neugierige Fragen aufwerfen müsse; denn wenn er die Frage verneinte, so fürchtete er, die Achtung der Kinder für ihre verstorbenen Eltern zu vertilgen; wenn er aber die Frage bejahte, so müßte er besorgen, viele Leute dahin zu bringen, sich zu töden, um mit ihren Vorfahren vereiniget zu werden.

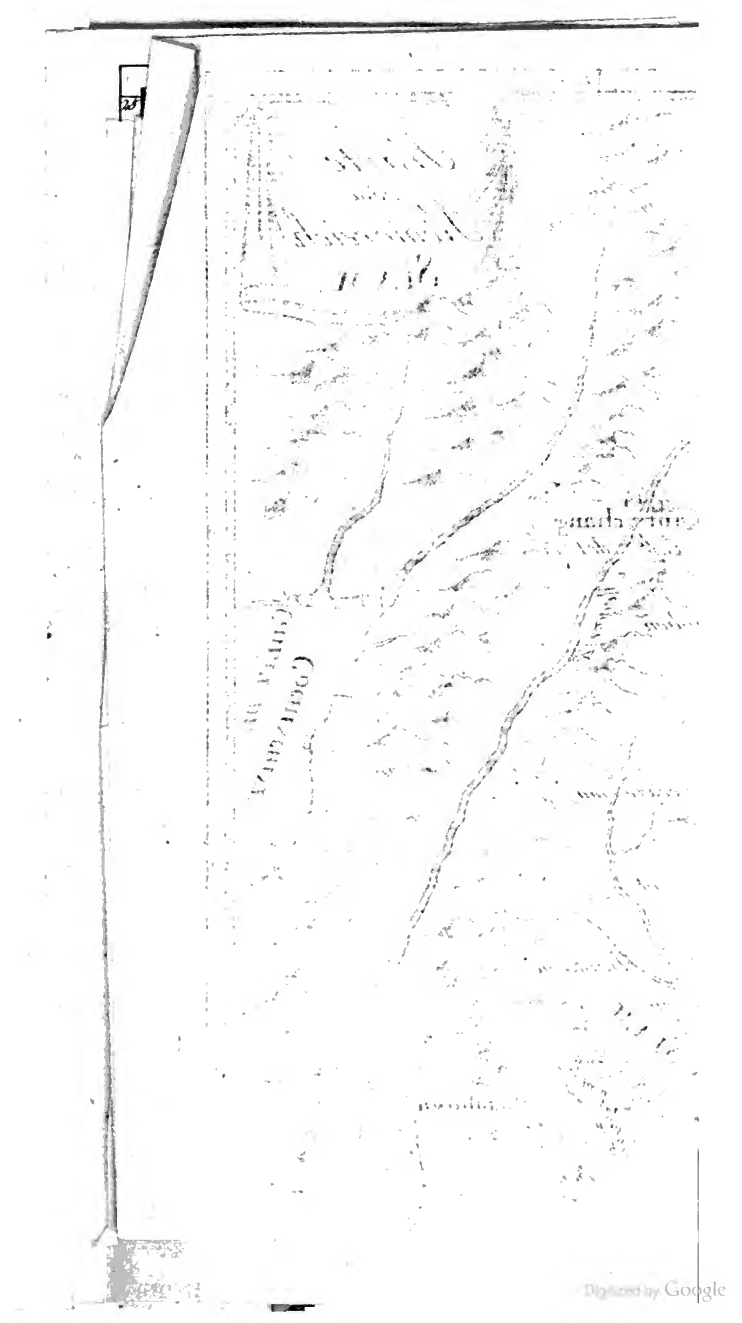
Es würde auch gewissermassen ungerecht seyn, die Talapoinen als Betrüger und Eigennützige zu behandeln. Sie betrügen nicht, weil sie zu erst betrogen worden sind; sie sind weder schlauer, noch eigennütziger, als die Layen; sie sind sehr gute Leute. Wenn sie den Layen vorsagen, daß sie ihnen Allmosen geben sollen, so glauben sie ihre Pflicht zu thun; und es leben ja in allen Ländern die Diener des Altars von dem Altare.

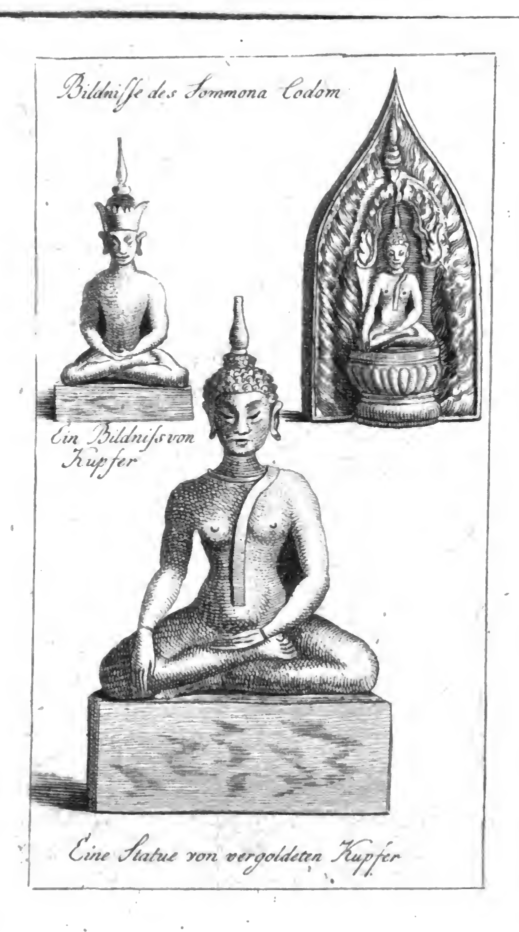
Ich bin daher überzeugt, das das wahre Geheimniß, sich bey diesen Völkern beliebt zu machen, das zum Grunde setzt, daß man die Wundergabe nicht besitze, oder ih-

nen in keinem Stücke widerspreche, sondern ihnen begreiflich zu machen, daß sie in den Wissenschaften und vornemlich in der Mathematik und Anatomie, wo die Irrthümer am auffallendesten sind, irren; die Ausdrücke ihrer Religion so wenig als möglich zu ändern, dem wahren Gott den Namen des Oberherrn, oder den des Königs des Himmels und der Erde, oder einen andern Namen, der in der Landessprache das Ehrwürdigste, wie das siamesische Wort Prá, bedeutet. Aber zu gleicher Zeit muß man n. · diesen Namen den richtigen Begriff der Gottheit zu verbinden suchen, ein Begriff, der um so leichter zu fassen ist, da er nur die niedrigen Ideen von den falschen Göttern erhöht und reiniget. Gott, welches auf französisch Dieu heißt, war vor Zeiten nach dem Vossius der Name des überall angebeteten Merkurs. Die Worte Theos und Deus haben nicht immer auf Griechisch und lateinisch den Gott bedeutet, den wir anbeten. Was thaten also die Christen? Sie haben diese Namen statt des unaussprechlichen Namen Gottes angenommen, und nach ihrer Art erklärt. Von der Kenntniß des geistigen und ewigen Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, wird es leicht seyn auf den Glauben an Jesus Christus herabzusteigen, und diese Völker würden sich nicht widersetzen, wenn sie vorher sehen sollten, daß sie von einer auffallenden Unwissenheit geheilt würden. Die Seele des Menschen nimmt fast ohne Untersuchung die Meinung desjenigen an, der ihm sichtbar von seinen ersten Irrthümern geheilt hat. Ueberzeugt einem Kranken, daß das Arzneymittel, welches er gebraucht, nicht gut ist, so wird er sogleich die eurige nehmen.

Nach meiner Meinung ist dieses aber der wichtigste Punkt in dem Betragen der Missionairs, sich durchaus an die einfachen Sitten der Morgenländer zu gewöhnen — in den Nahrungsmitteln, in den Geräthschaften, in der Wohnung und in allem, was die Regel der Talapoinen vorschreibt, wenn sie nichts enthalten, das dem Christenthum zuwider ist. Das Beyspiel des Paters de Nobilibus, eines Jesuiten, ist bekannt. Da er im Königreich Madura in Indien auf der Mission war, so entschloß er sich, als ein Jongue, d. i. als ein Waldbramine zu leben, baarfuß, mit bloßem Haupte und fast ganz nackend in den brennenden Sandwüsten dieses Landes zu gehen, und sich einer fast unerträglichen Frugalität zu ernähren. Und man sagt, daß er durch dieses Mittel bey 40000 Personen zum Christenthum geführt habe. Da aber diese genaue Nachahmung der strengen Lebensart der Indianer ein Mittel ist, Bekehrungen zu machen, so wird man sich, je weiter man sich davon entfernt, mehr oder weniger die Verachtung oder den Haß der Indianer zuziehen. Man muß in diesem Lande lernen, sich über alles das wegzusetzen, worüber sie sich wegsetzen, und die europäischen Bedürfnisse oder vielmehr Ueberflüssigkeiten nicht mit dahin bringen, wenn man sich nicht die Eifersucht und den Haß dieser Nationen zuziehen will, deren Privatpersonen ihr Vermögen verbergen, weil sie es auf keine andere Art erhalten können. Je weniger sich die Missionairs festgesetzt zu haben scheinen, desto mehr befestiget sich die Mission, und desto besser empfiehlt sie die Religion. Da das Morgenland kein Land ist, wo die Niederlassungen der Privatpersonen gedeihen, so würde man

Unrecht thun, an so etwas zu denken; die Landeseingebohrnen selbst geniessen kein dauerhaftes Glück, und sie würden nicht unterlassen sich über diejenigen zu beklagen, welche reicher zu seyn scheinen, als sie, um sie ihrer Reichthümer zu berauben. Uebrigens scheinen die Morgenländer keine Abneigung für eine Religion zu haben; und man muß gestehen, daß, wenn die Vortreflichkeit des Christenthums sie nicht überzeugt, vorzüglich die schlechte Meinung daran Schuld ist, welche ihnen die Christen selbst und der Geiz, die Treulosigkeiten, die Angriffe, die Tyranney der Portugiesen und der Holländer in Indien, und besonders die Irreligiosität der leztern gegeben haben.




Bildnisse des Sommona Codom
Ein Bildniß von Kupfer
Eine Statue von vergoldeten Kupfer


Ein siamesischer
Mandarin



